



Beiträge zur Deutschen
Kulturgeschichte
von Prof. DDr. O. Elemen

Verlag von Fris Würk, Berlin / Riga / Leipzig

Baltische Bücherei

Geschichte des Herzogtums Kurland. Von B. von Wilpert. 4. Auflage mit den Bildnissen sämtlicher Herzöge und ihrer Gemahlinnen. Gebunden 1.80 Mk. (Bd. 1)

Aus dem eroberten Kurland. Weitere, unterhaltende und belehrende Schilderungen aus der ältesten deutschen Kolonie von M. von Blaesje-Goerner, M. Büttner, Otto Clemen, S. Dohrmann, Herbert Gulenberg, A. Sommerich, Paul Michaelis, M. Müller-Jabusch. 10. Auflage. Kartoniert 1.40 Mk. (Bd. 2)

Briefe an Elisa von der Neke. Nach den Originalen in der Museumsbibliothek in Mitau herausgegeben von Professor Dr. Otto Clemen. Mit einer bisher unveröffentlichten Silhouette. Gebunden 1.50 Mk. (Bd. 3)

Die Letten, ihre Geschichte, Kultur und ihr Verhältnis zu den Balten und Reichsdeutschen. Von Professor Max Böhm. 3. Auflage. Gebunden 1.40 Mk. (Bd. 4)

Kämpfe um Mitau (Winter 1916/17). Vom Kriegsberichterstatler Emil Gerold. 3. Auflage. Gebunden 1.80 Mk. (Bd. 5)

Gertrud von den Brinken: Lieder und Balladen. 2. Auflage. Preis 1.60 Mk. (Bd. 6)

Aus Kurländischen Reisetagebüchern. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Clemen. 2. Auflage. Gebunden 1.50 Mk. (Bd. 7)

Theodor Hermann Pantenius. Kurlands Heimatblätter. Materialien zu einem Lebensbild. Von Alexander von Denffer†. Gebunden 1.80 Mk. (Bd. 8)

Von baltischen Frauen. Das Leben, Können und Wirken auf den verschiedensten Gebieten von 90 hervorragenden baltischen Frauen, geschildert von Piet von Renher. 3. Auflage. Gebunden 1.80 Mk. (Bd. 9)

Fünf Lebensbilder Kurländischer Prediger. Von Pastor Hermann Grüner-Salgalm. (Bd. 10)

Aus Kurlands Befreiungstagen. Erlebnisse eines Kurländers während der Kriegszeit, beim Einmarsch und während des Verweilens der deutschen Truppen in Kurland. Von Hanns Dohrmann. 3. Auflage. Preis 1.80 Mk. (Bd. 11)

Verlag von Frik Würtz, Berlin=Riga=Leipzig

Baltische Bücherei

Die Gründungsgeschichte der Academia Petrina in Mitau. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärungszeit in Kurland. Von William Meyer, Oberlehrer der Landesschule zu Mitau. (Bd. 12)

Deutsch-baltische Beziehungen im Wandel der Jahrhunderte. Inhalt: 1) Deutsches staatliches Leben in den baltischen Landen, 2) Die deutsche Kultur der baltischen Lande, 3) Preußen und die baltische Frage seit dem Ausgange der Ordensstaaten. Von Professor Dr. A. Seraphim. Preis 1.35 Mark. (Bd. 13)

Elisabeth Goercke: Nicht untergehen. Gedichte einer Kurländerin. 2. Auflage. Billige Ausgabe. Preis 1.60 Mk. (Bd. 14)

Die baltischen Ritterschaften. Ursprung, Wesen und Bedeutung. Von Rudolf von Hoerner-Shlen, ehem. kurländischer residierender Kreismarschall. 1.80 Mk. (Bd. 15)

Die Befreiung von Livland und Estland, dargestellt nach Berichten und Briefen von R. von Carlberg. Preis 1,80 Mk. (Bd. 16)

Tollh von Rehher-Weins: Liebes und Leides. Gedichte. Preis 2 Mark. (Bd. 17)

Baltische Erzähler. Bd. 1: Carl Worms. Herausgegeben von Dr. Ludwig Mathar. Inhalt: Ein Bildnis und eine Biographie des Dichters sowie die 3 Novellen: Finis Poloniae — Wie eine Herzogin nach Kurland kam — Ich bleibe. Preis 2,70 Mark, gebunden 4 Mark. (Bd. 18)

Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte aus Riga, Reval und Mitau. Von Professor Dr. Otto Clemen. Preis 8 Mark, gebunden 11 Mark (Bd. 19)

Kleine Baltische Landeskunde. Kurzaufgefasste Darstellung von Lettland und Estland zur Einführung in die Geschichte von Baltienland. (Bd. 20.)

Baltische Erzähler. Bd. 2: Mia Munier-Problewska. (Bd. 21)

Bd. 3: Eva von Radekl. (Bd. 22)

Bd. 4: Theodor Hermann Pantenius. (Bd. 23)

Peter, der letzte Herzog von Kurland und sein Haus. Von Otto Elster. (Bd. 24)

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Baltische Bücherei

Moderne lettische Lyrik. Auswahl. (Bd. 25)

Geologie von Baltenland und Litauen. Von Rudolf Sundt. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 26)

Baltische Erzähler. Bd. 5: Frances Killepe. (Bd. 27)

Bd. 6: Eduard von Kehlerling. (Bd. 28)

Führer durch Riga mit Stadtplan. Text von Dr. W. Neumann, Direktor des städtischen Kunstmuseums in Riga. 3. verbesserte Auflage. Preis 80 Pf. (Bd. 29)

Maljada. Dichtungen in Prosa von Magda Sieß. Preis 1,60 Mk. — Bessere Ausgabe, gebunden, 4 Mark. (Bd. 30)

Führer durch Baltenland. Mit 26 Plänen und Karten. (Bd. 31)

Alt-Dorpat und das russische Geistesleben. Eine Darstellung der zwischen Rußland und der deutschen Wissenschaft, Technik, Wirtschaft sowie Landwirtschaft bestehenden Beziehungen — der Nachweis, daß die deutsche Universität Dorpat ein wichtiges Bindeglied zwischen den beiden Staaten war. — Von Dr. Arthur Lütner, ehem. Professor an der Frauenhochschule und Lektor an der Universität in Moskau. Preis 2,50 Mark. (Bd. 32)

Die Letten. Von Sanitätsrat Dr. Georg Vonne. Inhalt: Wer sind die Letten? — Lettische Intelligenz als Pionier deutscher Sprache und Kultur in Rußland — Die Letten, die Balten und wir Reichsdeutsche. Preis 1,40 Mk. (Bd. 33)

Walter Hey f. Gedächtnisfeier zu Prensburg auf Desel am 16. Oktober 1918. Von Dr. Rudolf Beinert. Preis 80 Pfennig. (Bd. 34)

Führer durch den Dom zu St. Marien in Riga. Von Dr. Wilhelm Neumann, Direktor des städt. Kunstmuseums in Riga. Mit Abbildungen. (Bd. 35)

Die Pflege der Chemie in den Baltischen Ländern. Von Professor Dr. Paul Walden, ehem. Rektor der Baltischen Technischen Hochschule zu Riga. Preis 2,50 Mark. (Bd. 36)

Die Industrie- Rohstoffe des Baltenlandes. Von Professor emer. M. von Glasenapp. Preis 1 Mark. (Bd. 37)

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Baltische Bücherei

Band 19

Beiträge zur Deutschen Kulturgeschichte aus Riga, Reval und Mitau

Druck von f. W. Gadow & Sohn, Hildburghausen

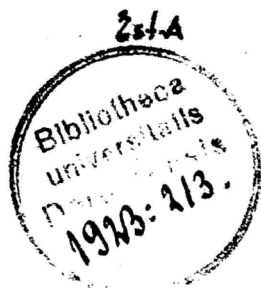
Beiträge zur Deutschen
Kulturgeschichte aus Riga,
Reval und Mitau von
Professor Dr. Otto Clemen

4A

43666

1 9 1 9

Verlag von Fritz Wörk, Berlin-Riga-Leipzig



123/2

Vom Verfasser sind ferner in
meinem Verlage erschienen:

Briefe an Elisa von der Recke. Nach den Originalen
in der Museumsbibliothek in Mitau herausgegeben
von Professor Dr. Otto Clemen. Mit einer
bisher unveröffentlichten Silhouette. Gebunden 1.50 Mk.
(Baltische Bücherei. Bd. 3)

Aus Kurländischen Reisetagebüchern. Herausgegeben von
Professor Dr. Otto Clemen. 2. Auflage. Ge-
bunden 1.50 Mk. (Baltische Bücherei. Bd. 7)

Alle Rechte vorbehalten

Ein altes Würfelmännlein

In der Mitauschen Museumsbibliothek wurde ich vor einiger Zeit auf einen alten Quartfammelband aufmerksam, der mehrere Drucke aus der Reformationszeit, hauptsächlich Schriften von dem bekannten Luthergegner Johannes Cochläus, enthält. Es fand sich darin aber auch eine kleine volkstümliche Schrift, 1529 in Straßburg gedruckt, die ich mich nicht erinnern konnte, auf irgend einer reichsdeutschen Bibliothek gesehen oder irgendwo erwähnt gefunden zu haben. Ich hegte zuerst die Vermutung, daß es sich um ein Unikum handelt, und wurde darin bestätigt durch eine Auskunft von seiten der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg, daß die Druckschrift dort unbekannt sei, und durch das negative Resultat einer durch das Auskunftsbüro der deutschen Bibliotheken in Berlin eingeleiteten Umfrage. Nachträglich ergab sich aber doch aus Gödokes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl., 2, 461, daß ein Exemplar sich in der Kgl. Bibliothek in Berlin befindet („aus Heyses Bücherschatz“). Der Wert des Mitauschen Exemplars wird dadurch nur unbedeutend verringert: es bleibt eine Seltenheit ersten Ranges. Merkwürdig: an der Ostgrenze deutscher Kultur kommt mitten im Weltkrieg ein an der Westgrenze deutscher Kultur entstandenes, fast vier Jahrhunderte altes Druckwerkchen zu Tage! Was mag der Sammelband für Schicksale hinter sich haben!

Die „Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst“ hat in verständnisvoller Würdigung der Verhältnisse den dankenswerten Entschluß gefaßt, die kleine Druckschrift, die in Mitau aus allen Zusammenhängen herausgelöst, isoliert und der Spezialforschung entzogen erscheint, gegen eine

Reihe neuerer wissenschaftlicher Werke, die der Gesamtheit der Gesellschaft zugute kommen, an die Straßburger Universitätsbibliothek abzutreten, wo die Schrift eine reiche Sammlung Straßburger Drucke vervollständigen hilft. Hier sei sie nur mit einer kurzen Beschreibung, Inhaltsangabe und Charakterisierung festgehalten¹⁾.

Die Schrift umfaßt 16 Seiten, von denen die letzten beiden weiß sind. Der Titel lautet:

„Dem würdt groß weißheytt gmessen zu,
Der innerlich erkennen thu
Sich selb. Hie magsts vergebens²⁾ lern,
Den weissagern nit darffest fern³⁾
Nachlauffen, frag dein nachpurn drum
Die nächsten drei, wilts⁴⁾ in einr Sumb
Erfarn, Oder würff hie ein schantz⁵⁾
Mit würfflen drei, Diß Täflin ganz
Zeygt alle würff, und findst dabei,
An welchem blat es gschriben sei.“

Über diesem Verschen steht ein kleiner Holzschnitt: drei verschiedene Würfelflächen — und unter ihm ein größerer, der zuerst drei Würfel darstellt und sodann alle Würfe, die bei einem Spiel mit drei Würfeln vorkommen können, aufweist, von 6, 6, 6; 6, 6, 5 bis 6, 6, 1, dann 6, 5, 5 bis 6, 1, 1, dann 5, 5, 5; 5, 5, 4 usw. bis 1, 1, 1. Auffällig ist, daß (ebenso im Kommentar) auf 4, 4, 1 der Wurf 4, 2, 2 und dann erst 4, 3, 3, derselbe Wurf aber da, wo er an der Reihe ist, nach 4, 3, 1, nochmals be-

¹⁾ Obiges wurde im Juni 1918 geschrieben. Seitdem hat Alfred Göhe „Das Straßburger Würfelbuch von 1529“ in facsimiledruck, kritisch gereinigtem Neudruck, mit einem das Schriftchen allseitig würdigenden Nachwort und weiteren Anmerkungen herausgegeben (Jahresgaben der Gesellschaft für elsässische Literatur, V 2, Straßburg, Trübner, 1918). ²⁾ Kannst du's unentgeltlich. ³⁾ Brauchst du künftig nicht. ⁴⁾ Willst du's. ⁵⁾ Tu hier einen Wurf.

gegnet und dafür der Wurf 5, 2, 2 fehlt. Unter jedem Wurf steht die Seite, auf der er gedeutet ist. Diese Tabelle ist das in dem Titelverschen genannte „Täfflein“.

Nur selten stehen die Verse des Kommentars zu den Würfen in Beziehung. So gleich, wenn der, dem es ge-
glückt ist, 3×6 zu würfeln, folgendermassen angeredet wird:

In allem spyl bistu der erst,

Jetz auch gern hörtest, wer du werst . .

oder wenn dem, der 3×3 geworfen hat, vorgehalten wird:

Die würffel hastu knüpfst¹⁾, darumb

Wirff noch ein mal . .

oder wenn endlich der, der 1, 1, 1 geworfen hat, die
Prophezeiung erhält:

Kein gringer schank²⁾ am würffel ist,

Ob du wilt, gnugsam gwarnet bist,

Also gehts dir in alle weg,

Ein krebsgang han all dein anschleg.

Meist ist zwischen Wurf und Deutung gar kein Zu-
sammenhang zu entdecken. In der Regel wird dem Be-
treffenden eine originelle Grobheit gesagt und ein freund-
schaftlicher Rat oder eine Warnung erteilt. Ein paar Proben:

6, 6, 5.

In dir hastu ein prchtig gmüt³⁾,

Und ist doch gar darhinder nüt⁴⁾,

Hett hoffart in jm bleies gwicht,

Vorlang werst vor jm gnesen nicht⁵⁾.

6, 6, 3.

Ein grober ochs bist alweg gsin⁶⁾,

So wirst völsürn dein leben hin,

Nichts übernächtihs bhaltest lang,

Es gilt dir gleich, Geb wie es gang⁷⁾.

1) Betrüglich gebraucht. 2) Niedrigerer Wurf. 3) Prahlerischen Sinn. 4) Nichts. 5) Es hätte dich längst zu Boden gedrückt. 6) gewesen. 7) Es möge nun gehn, wie Gott will.

6, 4, 4.

Du wilt je steigen nun zu hoch,
Es dir mißlinget etwan doch,
Gsell dich deins gleichen, Nit zu gwalt,
So bleibt dein sach in guter gstalt¹⁾.

6, 4, 3.

All welt durchlauffen woltest gern,
Die land besehen nah und fern,
Zubsorgen, wann du lang umbbringst²⁾,
Die alt haut doch herwiderbringst.

3, 3, 2.

All menschen kanstu richten auß³⁾,
Schau, das dirs etwan auch komb zhauß⁴⁾,
Eim jeden blechlin schlagen an⁵⁾,
Es wirt dir kommen zu dein man⁶⁾.

Öfters begegnet eine Neckerei wegen Unglücks in
der Liebe :

6, 5, 5.

Ich grüßt sie nechten⁷⁾ deinenthalt.
Sie sprach: Hat er nit taschen salb⁸⁾,
So sag im, das ich ongeverd⁹⁾
Kein stallung hab für spätig Pferd¹⁰⁾.

5, 3, 2.

Dir jekund wie dem fuchs geschicht,
Do dbyrn nit fieln, wolt er jr nicht¹¹⁾,
Du haltst dicht feucht¹²⁾, wilt je nit han,
Die nit seh deinen schatten an¹³⁾.

1) Ganz ähnlich in Steinhöwels und Luthers fabeln, W. A. 50, 443.
2) Im Ring herumläufft. 3) Verleumden. 4) Nicht auch so gebe.
5) Kannst du etwas anhängen. 6) Dein Meister wird noch über dich
kommen. 7) Gekern abend. 8) Geld imbeutel. 9) Zufällig. 10) Für
am Spat leidende Pferde = knauserige Liebhaber. 11) Sonst sind es
die Trauben, die ihm zu sauer sind, weil sie ihm zu hoch hängen.
12) Redest weise. 13) Dabei will das Mädchen nicht einmal deinen
Schatten ansehen, geschweige denn dich nehmen.

Ganz selten wird der Dichter mal elegisch und ernsthaft:

5, 4, 4.

Ein heymlich leiden in dir tregst,
Kein Wunder, ob du dran erlegst,
Hab nur gedult, biß frisch¹⁾ dabei,
Und denck, das leiden heilig sei.

Unser Schriftchen gehört zu den sog. Orakel- oder Losbüchern, die in Italien heimisch sind und von hier aus nach Frankreich und Deutschland drangen. Es ordnet sich am besten in den literatur- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang ein, wenn man es als einen Vorgänger des einst weitverbreiteten Losbuchs des Kolmarer' Meister-singers Jörg Wickram (Straßburg 1539) ansieht²⁾. Dieses ist ein von dem Dichter erfundenes Gesellschafts-spiel, das den Zweck hat, Charakter und Schicksal der am Spiel Beteiligten zu enthüllen — dem Betreffenden selbst zur erfreulichen oder ärgerlichen Überraschung, den anderen zur Befriedigung der Neugier und Lust am Klatsch. Vier Mittel, den Schleier zu lüften, wendet Wickram an: den Drehvogel, Lose, Spielkarten und Würfel. Der Drehvogel wird jetzt noch als Lotteriespielzeug benutzt. Der Gebrauch des Loses ist uralte, begegnet z. B. schon im alten Testament. Das Kartenschlagen wurde nicht erst von der Normand, sondern schon im Mittelalter geübt. Nur Würfel als Charakter- und Schicksalskfinder befremden zunächst. Aber in diesem Punkte hat nun eben unser Büchlein Wickram als Vorbild gedient.

Der Verfasser ist unbekannt. Der Sprache nach ist er Alemanne, genauer Elsässer. Mit seinen derb moralisierenden, oft meisterhaft satirischen und ironisierenden oder

1) Tapfer. 2) freundlicher Wink von Prof. Alfred Göhe in Freiburg i. Br.

launig neckischen Verschen zeigt er sich als Geistesverwandter Sebastian Brant's, des Verfassers des „Narrenschiffs“, und des genialen Thomas Murner.

Paul Fleming in Reval

Paul Fleming gehört mit dem bei weitem größeren Teile seines Lebens und seines dichterischen Schaffens Deutschland und nur mit einem verhältnismäßig kleinen Stück seines Lebens und seiner Dichtung dem Baltenlande an. Aber die Zeit, die er in Reval verbracht hat, vom 10. Januar 1635 bis zum 2. März 1636 und vom 13. April 1639 bis in den Oktober dieses Jahres, ist fast die inhaltsreichste seines Lebens, denn damals erfuhr er höchstes Liebesglück und tiefstes Liebesleid, und daher sind auch die Gedichte, die ihm aus diesen Erlebnissen heraus entstanden sind, von echter Empfindung und von unmittelbarer Wirkung.

In Hartenstein im sächsischen Erzgebirge ist er geboren, am 5. Oktober 1609, morgens um 4 Uhr, wie man noch heute im dortigen Kirchenbuche lesen kann¹⁾. Auch die Paten sind verzeichnet: die auf dem Schlosse regierende verwitwete Gräfin Katharina von Schönburg, ein Hans Wolf von Schönburg und der Schönburgische Amtschösser (Rentamtman) Virgilius Jakob. Schloß und Stadt sind heute noch im Besitze der Schönburgs. Der Vater Abraham Fleming war Schulmeister in Hartenstein. Das alte Schulhaus steht jetzt noch, der im 19. Jahrhundert neu erbauten Kirche gegen-

1) Vgl. Schönburgische Geschichtsblätter 1, 61. 2, 1 ff. 114 f. 116.

über. Durch eine Tafel mit einer Inschrift ist es als Geburtshaus des „frommen Dichters und Arztes“ gekennzeichnet. Am 28. Mai 1896 ist auf dem Markte ein von dem Bildhauer Max Meißner in Friedenau bei Berlin entworfenes Fleming-Denkmal enthüllt worden. Die aus Bronze gegossene Statue steht auf einem Sockel aus poliertem Granit. Barhäuptig, mit wallendem Lockenhaar, in der fleidsamen Tracht seiner Zeit, steht der Dichter vor uns, die Hände übereinandergelegt, in der rechten einen Stift, in der linken eine Papierrolle haltend, jugendlich frisch und doch männlich ernst den Blick dahin gerichtet, wo einst seine Wiege stand. Die Vorderseite des Sockels trägt seinen Namen, die Rückseite den Anfang seines schönsten Liedes, das in die meisten Gesangbücher übergegangen ist: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten“.

Fleming dichtete das Lied im Herbst 1633 vor der großen orientalischen Reise, die durch die Beschreibung, die ihr der Mathematiker und Astronom Adam Olearius gewidmet hat, berühmt geworden ist. Olearius war bis dahin Konrektor an der Nikolaischule und Universitätsprofessor in Leipzig gewesen. Hier war Fleming in seiner Studentenzzeit mit ihm bekannt geworden, und Olearius war es, der ihm eine Stelle bei der Gesandtschaft, die die Reise unternahm, verschaffte. Aber nicht etwa als Arzt, wozu ihn sein medizinisches Studium wohl befähigt hätte, oder als Dichterchronist, obgleich er soeben durch einen kaiserlichen Pfalzgrafen zum Poëta Laureatus erhoben worden war, durfte er sich anschließen, sondern in einer ziemlich untergeordneten Stellung, als einer der vier „Hofjunker oder Truchsesse“, trat er in das Gefolge ein. Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, der die Expedition ausrüstete, wollte neue Handelsbeziehungen anknüpfen. Die Gesandtschaft sollte zunächst nach Moskau reisen, um den Zaren, den Schwager des Herzogs, dem Unternehmen günstig zu stimmen und freien Durchzug durch sein Reich zu erwirken. Dann sollte die Hauptreise nach Persien

stattfinden. Am 3. August 1637 wurde die persische Hauptstadt Ispahan erreicht. Wie im Zusammenhang mit den beiden Reisen die zwei längeren Aufenthalte Flemings in Reval zustande kamen, kann hier nicht dargetan werden. Dem liebenswürdigen, fröhlichen und geistvollen jungen Mann, dessen Dichterruhm damals schon längst die Grenzen seines Vaterlandes überflogen hatte, und dessen Gelehrsamkeit Aufsehen erregte, flogen in Reval alle Herzen zu. Und so glaubte er denn auch ohne weiteres bei der schönen Elsabe Niehusen, der zweiten unter den drei Töchtern eines angesehenen und reichen Kaufmanns, als er ihr seine Liebe zu erkennen gab, auf Gegenliebe rechnen zu dürfen. In reizenden Sonetten rühmt er ihr goldenes Haar, ihre Wohlgestalt, ihren Schmuck, ihr Wissen, ihren Gesang, ihr Saitenspiel, ihre Malerei und Stiefkunst. Aber Elsabe erwiderte seine Neigung nicht, sondern blieb kalt und spröde. Der Dichter steht und klagt, dann nimmt er sich vor, ihr zu entsagen, und frohlockt bereits, daß er sich losgerissen:

Komm, güldne Freiheit, komm, mein Leben,

Und setze mir dein Hüttlein auf!

Ich habe Gute Nacht gegeben

Der Eitelkeiten schändem Lauf.

Sie sei nun, wie sie will, alleine,

Auch ich bin niemand's mehr, als meine —

Aber bald merkt er, daß er nicht von ihr lassen kann. Endlich glaubt er ihrer Neigung gewiß zu sein. Er ist überglücklich:

Bis hierher war ich tot,

Nun hat es keine Not.

Auf der Reise nach Persien entströmen ihm die herrlichsten Sonetten und Oden; am bekanntesten ist sein Liebeslied, überschrieben „Elsgens treues Herz“ und beginnend: „Ein getreues Herze wissen / Hat des höchsten Schazes Preis“ — da erhielt er zu Schamachie in Persien im März 1637 die Nachricht, daß Elsabe den früheren Privatlehrer im Hause ihres Vaters und nunmehrigen Universitätsprofessor

in Dorpat Mag. Salomon Matthiä geheiratet hätte. Diese Kunde traf ihn wie ein Dolchstoß. Er fiel in eine Krankheit, von der er sich nie wieder ganz erholte. Sein liederreicher Mund verstummte. Nur selten noch gelang ihm ein Lied so innig und rührend wie vordem. Aber doch bewährte die Zeit auch an ihm ihre heilende Kraft. Als er nach Reval zurückkehrte, nahmen ihn die alten Freunde wieder mit offenen Armen auf. Elsabes Fernsein erleichterte ihm, sie zu vergessen. Schließlich erblühte ihm eine neue Liebe, er verlobte sich mit der jüngeren Schwester Elsabes, der lieblichen Anna. Freilich klangen seine Liebeslieder jetzt gedämpfter:

Auserwählte nach der einen,
Die mir gut war auf den Schein,
Willst du mich getreulich meinen,
So will ich auch deine sein . . .
Neue Gunst ist nicht ohn' Sorgen,
Doch dein redlich's Herze macht,
Daß mir nichts nicht ist verborgen,
Was die andern macht bedacht

Immerhin geben uns die Lieder die Überzeugung, daß unser Dichter an der Seite Anna Niehusens ein volles Lebensglück gefunden hätte. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Auf der Rückreise von Leyden, wo er sich den medizinischen Doktorgrad geholt hatte, um sich in Reval als Arzt niederlassen zu können, erkrankte er und verschied in Hamburg am 2. April 1640.

☞ Eine einzige Reliquie von Fleming hat sich in Reval erhalten; das im estländischen Provinzialmuseum aufbewahrte Stammbuch des Johann Arpenbeck aus Dorpat, der die Gesandtschaft als Dolmetscher begleitete, enthält einen Eintrag von ihm, datiert: Ardebil in Persien, 8. Juni 1637. Ein anderer Eintrag von seiner Hand, ein lateinisches Gedicht, im Oktober 1636 an der Mündung der Wolga am Kaspischen Meere eingeschrieben, findet sich in

dem nach Ulm gelangten Stammbuch des Adam Olearius, das zeitweise in Petersburg gewesen ist, und hier für ein paar Tage einem baltischen Gelehrten zur Verfügung gestanden hat, der im „Inland“, 1850. Nr. 44, einiges daraus mitgeteilt hat.

Ein Stimmungsbild aus Kurland von 1783

Johann Friedrich Recke, der die „Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst“ im Jahre 1815 hat mit stiften helfen und 19 Jahre lang ihr Sekretär gewesen ist, der das Provinzialmuseum gegründet und bis zu seinem Tode im Jahre 1846 geleitet hat, hat in Göttingen 1781—84 Jura studiert¹⁾. Er trat hier dem Orden der sog. Z. N. bei, der, wie es scheint, in der Art der Freimaurerorden organisiert war und über seine eigentlichen Ziele und tieferen Tendenzen den Schleier des Geheimnisses breitete, sodaß Recke sich nie recht klar darüber geworden ist, was der Orden eigentlich wollte. Er scheint eine

¹⁾ Vgl. seine Autobiographie in dem von ihm und Napiersky herausgegebenen Allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland (Mitau 1831), S. 485 ff., Nachträge und Fortsetzungen von Th. Weise (Mitau 1861), S. 136 f., ferner die Gedächtnisrede, die Napiersky nach seinem Tode bei der von der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst am 19. Dezember 1846 veranstalteten Gedächtnisfeier abgehalten hat, abgedruckt in den Sendungen dieser Gesellschaft (Mitau 1847), S. 129 ff. und die bei der Einweihung des neuen Kurländischen Provinzialmuseums am 26. November 1898 gehaltenen Reden, abgedruckt in den Sitzungsberichten der Gesellschaft 1898, S. 8 ff.

Reform des damaligen studentischen Korporationswesens angestrebt zu haben. Er scheint jedoch auch identisch gewesen zu sein mit der Göttinger „lustigen Gesellschaft“, die eine Art Vergnügungsausschuß an der Georgia Augusta bildete, gelegentlich aber auch alte zopfige Sitten und Bräuche und Einschränkungen durch Aufzüge, Maskeraden, Zurschauftragen durchsichtiger Symbole dem Gelächter preisgab und dadurch zu nichte machte. Bei den Professoren stand der Verein gut angeschrieben. Der Professor der Medizin Blumenbach führte den Vorsitz; besonders enge Beziehungen bestanden zu der Familie des berühmten Philologen Heyne, dessen beide hübschen und mobilen Töchter Therese und Marianne — erstere später in erster Ehe vermählt mit dem Weltumsegler Georg Forster und sodann mit dem Freunde Schillers Ludwig Ferdinand Huber, letztere nachmals die Gattin des Universitätsbibliothekars Reusch — sozusagen im Chor angeschwärmt wurden. Der Orden bestand nur aus 12—14 Mitgliedern, „jungen Leuten von feiner Sitte und unbescholtenem Rufe, die durch ihre Persönlichkeit Achtung einflößten“. Es war eine große Auszeichnung für den 17jährigen Kurländer, hier aufgenommen zu werden. Ordensbrüder waren u. a. der spätere braunschweigische Staatsmann Graf von der Schulenburg-Wolfsburg, der nachmalige badische Minister Freiherr von Reizenstein, Marschall von Ostheim, der Bruder der Charlotte Kalb, der Freundin Schillers, und Piter Poel, der zunächst in den russischen Staatsdienst trat, dann aber im öffentlichen Leben und der Gesellschaft Hamburgs (als Mitglied des Reimarus-Siebekingschen Kreises) eine führende Rolle gespielt hat¹⁾.

1) Vgl. den Artikel über Poel von W. Sillem in der Allgemeinen deutschen Biographie 53, 89, ferner meine Veröffentlichungen in den Göttinger Blättern für Geschichte und Heimatkunde in Südhannover und seiner Nachbarschaft, Jhrg. 1917, 1. u. 2. Stück, S. 18 ff.; Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 22, 123 ff.; Braunschweigisches Magazin 1917, Nr. 8/9, S. 83 ff.

Poel verließ mit Schluß des Sommersemesters 1783 die Göttinger Universität, um nach St. Petersburg zu reisen, wo sein Oheim, ein einflußreicher Archangelsker Kaufmann, ihm eine Stelle als Secrétaire interprète im Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten verschaffte. Auf der Hinreise durch Kurland machte Poel in Mitau Station. Er kam mittags an, besuchte den hochgebildeten herzoglichen Minister Friedrich Wilhelm Raison¹⁾ und reiste am nächsten Morgen in aller frühe nach Riga weiter. Spät abends aber schrieb er noch versprochenemassen an Freund Recke in Göttingen aus dessen Vaterstadt einen inhaltsreichen Brief, der sich in der Museumsbibliothek erhalten hat.

Mitau, den 25. Februar 1783.

Weil ich es versprochen habe, will ich Wort halten und Ihnen, mein lieber Reck, aus Ihrer Vaterstadt schreiben, obgleich es schon spät ist und ich morgen sehr frühe von hier reise. Nur erwarten Sie von mir keine andere als flüchtige und gemeine Bemerkungen, die einem jeden Reisenden in die Augen fallen müssen, wenn er sie nur offen machen und sehen will. Eben deswegen stehe ich an, sie Ihnen mitzuteilen, denn was sollen Sie damit? Doch mein Versprechen bindet mich, und es mag auch herauskommen, was will, so muß ich schreiben. Aber werden Sie auch Geduld haben, mich zu lesen?

Ich kenne Ihr Vaterland nur aus dem, was ich auf einem Wege von einigen Meilen weit des Tages über von meinem Wagen aus und des Abends in den Wirtshäusern davon gesehen und gehört habe. Das erste, was meine Aufmerksamkeit erregte, war die bei Ihnen kursierende Münze. Ihre Gulden, Ihre fünfer 2c. sind, wie Sie wissen, alte Münzen, die fast aus ganz Europa zusammengefaßt werden und die, was höchst sonderbar ist, an verschiedenen Orten und also nach verschiedenem Fuße

1) Vgl. über ihn Sitzungsberichte 1909 und 1910, S. 2.

geprägt . . . (Loch im Papier) gleichen Wert bei Ihnen haben. Diese sonderbare verwirrte Einrichtung ist wahrscheinlich eine Folge Ihrer politischen und geographischen Lage. Wollten Sie eigene Münzen schlagen, so müßte es genau nach dem in dem polnischen Reichstag festgesetzten Fuß geschehn, und dieser ist viel zu hoch im Vergleich des preußischen und russischen; die Münzen beider Reiche würden Ihren Vorrat bald verringern und Ihr Herzog sich mit der Zeit zum Bettler schlagen. Die Nothwendigkeit zwingt Sie also, sich mit den fremden Münzen zu behelfen und ihnen einen solchen Wert beizulegen, daß sie nicht Gefahr laufen, sich in den preußischen und russischen Münzhäusern zu verlieren.

Weniger unerwartet und interessanter zu bemerken war mir die gute Bewirtung, die man in den mehrsten Ihrer Wirtshäuser auf den Landwegen antrifft. Ihr äußeres Ansehen verspricht es nicht; sie sind mehr, wie sie scheinen, könnte man von ihnen mit mehrerem Rechte wie Ihr freundlicher Landsmann von F. von sich sagen. Man findet fast immer wenigstens ein reinliches Zimmer darin, das nach der Sitte Ihrer Landsleute an der Decke mit Tannenzweigen behangen und auf dem Fußboden mit Tannenblättern bestreut ist, und überdem trifft man darin eine gute, gesunde Kost an, die oft in großen Städten nicht so gut aufgetischt wird. Ich begriff ursprünglich nicht, wie dem äußeren Ansehen nach armselige Leute den Vorschuß dieser verhältnismäßig großen Kosten bestreiten könnten, aber die Entdeckung, daß der Herzog Oberkrüger (verzeihen Sie mir dieses Wort, ich finde in der Eile kein glücklicheres) in seinen Domänen ist, erklärte mir dieses Räthsel. Jeder Schnaps, jedes Glas Bier, das der Bauer im Krug fordert, wird ihm im Namen und für Rechnung seines Herzogs verkauft . . .

Glücklich ist es, daß der Magen der Reisenden in Ihren Wirtshäusern stärkende Nahrung findet, denn er wird gewaltig auf Ihren Hohlwegen und Knüppeldämmen

erschüttert und geschwächt. Überhaupt sieht es in den Domänen, die den größeren Teil des Landes ausmachen, noch wild und öde aus. Ein Teil versinkt in Morast, ein anderer, bei weitem der größte, ist mit Wäldern bedeckt, die aber schlecht unterhalten sind, daß die Bäume sich einander ersticken. Einige wenige Felder sind bebauet, und in weiten Entfernungen zeigen sich einige armselige Landhäuser. Ich sehe eine doppelte Ursache dieser Mängel, die eine, daß Ihr Herzogtum viele Jahre seines Landesherrn beraubt gewesen und also damals die Domänengüter ganz versäumt worden sind; die zweite und wichtigste liegt in der wahrlich barbarischen Knechtschaft Ihrer Bauern. Sie hindert die Bevölkerung des Landes und gibt ihm träge Bearbeiter, deren sflavischen Händen die Natur ihre Schätze weigert. Sie erniedrigt die Seelen und benimmt ihnen alle Tätigkeit. Man liest es Ihren Bauern an der Stirne, daß sie Sklaven sind. Ein dummes, träges, gleichgültiges Aussehen! Man sollte sich seiner Menschheit schämen, wenn man sie ansieht, oder vielmehr das Herz blutet einem im Leibe, wenn man bedenkt, daß es Menschen waren, die ihre Stärke verbrauchten und diese Unglücklichen ihrer Menschheit beraubten. Ich mag hiervon nichts weiter sagen, weil sich gar zu viel darüber sagen läßt und meine Zeit sehr kurz ist. Unter den Gütern der Privatpersonen habe ich einige in der Entfernung gesehen, die mir sehr gut eingerichtet zu sein schienen und die Wohlstand und Kultur verraten.

Mitau hat meine Erwartungen übertroffen. Es ist nicht schön und nicht ganz im neuern Geschmack, aber doch frei und hie und da recht gut gebauet. Es ist lebhaft auf den Straßen, und man merkt es, daß es eine Residenzstadt ist. Es war in Göttingen meine Absicht, mich ein paar Tage hier aufzuhalten, aber eine Krankheit, die mich 12 Tage in dem verwünschten Danzig gefesselt hat, zwingt mich, diesen meinen Aufenthalt in anderen Städten abzukürzen. Ich bin hier heute gegen Mittag angekommen

und werde morgen in aller Frühe nach Riga reisen. In-
dessen habe ich doch meinen Besuch bei Herrn Raison ab-
gestattet, und ich danke herzlich für die vergnügte Stunde,
die Sie mir verschafft haben. Es ist ein liebenswürdiger,
unterhaltender Mann, dessen Bekanntschaft ich gerne länger
hätte genießen mögen; aber es ist unnöglich. Wir haben
recht viel von Ihnen gesprochen und, wie Sie wohl
denken können, von beiden Seiten sehr viel Böses.

Soviel von Kurland und Mitau. Nun, mein lieber
Freund, ein Wort von Göttingen. Was macht Schulens-
burg? Ich erwarte einen Brief von ihm in Riga vor-
zufinden oder doch wenigstens in Petersburg. Wie steht
es . . . (Loch) Sache? Hat Blumenbach seit seiner Rück-
kehr mehr Wärme dafür bekommen? . . . Wie stark sind
sie jetzt, und haben sie Hoffnung, noch mehr zu bekommen?
Wie ist der Therese die Schweizer Milch und Käse ge-
diehen? Was macht ihre Mutter und Schwester? Alle
diese und noch mehrere Fragen, die Sie sich selbst in
meinem Namen aufwerfen können, weil Sie so ungefähr
wissen, was mich am meisten interessiert, bitte ich mir
umständlich nach Petersburg zu beantworten. . . Gute
Nacht, leben Sie wohl! Grüßen Sie alles, was mich
grüßt, und vorzüglich die Brüder! Poel

In diesem Briefe ist mehreres interessant. Erstens
die Bemerkungen über die verschiedenen in Kurland kur-
sierenden Münzen¹⁾. Ferner die Nachrichten über die
Krüge, die Beschaffenheit der Wege, Domänen, Privat-
güter, Wälder. Poel ist gewiß die gewöhnliche Strecke
gefahren: von Königsberg nach Cranz, dann über die
kurische Nehrung nach Memel; bei Nimmersatt verließ
der Reisende das Herzogtum Preußen, betrat bei Polangen
das zu Polen gehörige Schamaiten und zwei Meilen dahinter,
nachdem er die heilige Na passiert hatte, den Boden Kur-
lands; weiter ging's über Ruzau, Oberbartau, Tadeifen,

1) Vgl. Sitzungsberichte 1874, S. 19.

Drogen, Schrunden, Frauenburg, Auß, Doblen nach Mitau¹⁾.

Poels Urteil über die kurländischen Krüge lautet recht günstig. Über ihre Einrichtung berichtet der Berliner Akademiker Johann Bernoulli ziemlich gleichzeitig, 1778 (Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen usw., 3. Band, S. 223): „Die kurländischen Krüge bestehen sozusagen insgesamt aus einer großen Wirtsstube für die geringen Leute, in die man aus dem großen Schof (= Stadolle), wo Pferde und Wagen halten, eintritt; an das andere schmälere Ende stoßen ein paar kleine, aber artige, mit sauberen Betten versehene Zimmer für die reisenden Herrschaften, und an die eine längere Seite die Küche, Vorrats- und Wohnstube der Wirtsleute.“ „Mit dem Essen ist man nicht so wohl daran“, fährt Bernoulli fort, während Poel gerade die gute Bewirtung, die er in den Krügen angetroffen hat, rühmt. Mit der Bemerkung über die Einnahmen, die der Herzog als „Oberkrüger“ aus dem Alkoholkonsum in den Wirtshäusern beziehe, ist die schnurrige Notiz zu vergleichen, die ein kurländischer Pastor, der im Sommer 1780 nach Deutschland reiste, gleich auf die erste Seite seines (jetzt im Mitauschen Privatbesitz befindlichen) Reisetagebuchs eintrug: „Ich habe an diesem Tage eben nichts Merkwürdiges bemerkt, außer daß ich am Pankelhöfischen Krüge erfuhr, der Herzog habe die Dachziegel von der Kirche abnehmen lassen, die Kirche mit Stroh, den Krug aber, als den edleren Teil, mit Dachziegeln decken lassen.“ Die beiden Quellenstellen beleuchten sich gegenseitig.

Das halb verächtliche, halb mitleidige Urteil über die leibeigene Bauernschaft entspricht der herrschenden Zeitrichtung der Aufklärung. Bekanntlich erfolgte in Kurland schon 1817 die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Die Stadt Mitau endlich hat Poels „Erwartung übertroffen.“ Sie erscheint ihm „frei und hie und da recht

¹⁾ August Seraphim, Die Geschichte des Herzogtums Kurland, 2. Aufl., Reval 1904, S. 233.

gut gebauet.“ „Es ist lebhaft auf den Straßen, und man merkt es, daß es eine Residenzstadt ist.“ Wir müssen hier bedenken, daß Poel auf Grund sehr flüchtiger Beobachtung urteilt. Wesentlich nüchterner lautet das Urteil des seit mehreren Jahren an der Petrinischen Akademie tätigen Professors Starck an den Aufklärungsapostel Bahrdt in Halle aus dem Jahre 1779 (Baltische Monatschrift 40, 564): „Selbst Mitau hat nichts Städtisches, obgleich jetzt einige steinerne Häuser und einige gut gebaute hölzerne entstanden sind¹⁾.“

Tetsch und Schwander

(Geschrieben im Juni 1916)

Wenn man auf der Doblen-Tuckumschen Straße die letzten Häuser von Mitau hinter sich gelassen hat, dann sieht man links der Straße, durch eine mit dieser parallel laufende Birkenallee mit einander verbunden, zwei alte Grabdenkmäler aufragen. Das eine ist ein stattlicher Obelisk, das andere eine mächtige Urne, die oben in eine lodernde Flamme ausgeht, von sich umhalsenden Schlangen umwunden ist und auf einer Platte ruht. Von unseren Feldgrauen, die die Doblensche Straße hinausmarschieren, reiten, fahren, läßt selten einer seine Blicke hinüberschweifen, und wenn es einer tut, dann ahnt er natürlich nicht, was es mit dem Obelisken, der Urne und der Birkenallee für eine Bewandnis hat. Aber auch die Ein-

¹⁾ Seraphim S. 272. Derselbe in: Aus vier Jahrhunderten. Gesammelte Aufsätze zur baltischen Geschichte von Ernst und August Seraphim, Reval 1913, S. 270.

heimischen sind sich teilweise nicht mehr recht klar darüber. Und doch repräsentieren die beiden Grabdenkmäler und die Birkenallee ein gut Stück Mitau'sche Kulturgeschichte, und alle guten Geister schweben über dieser Stätte: Grazie und Poesie, Originalität, Freundschaft, lautere Menschenliebe und tod= und weltüberwindende Heiterkeit und Gelassenheit!

Wir stehen an den Grabdenkmälern von Tetsch und Schwander. Sie waren beide in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Hofgerichtsadvokaten in Mitau tätig, viele Jahre lang eng mit einander befreundet, weit und breit bekannt und hochangesehen, echte Originale und doch zugleich typische Vertreter ihrer Zeit und Umgebung, zwei bedeutende und liebenswerte Männer.

Christoph Ludwig Tetsch wurde 1735 in Libau geboren als Sohn des dortigen Pastors Karl Ludwig Tetsch, des Verfassers der „Kurländischen Kirchengeschichte“. Während der Vater in Königsberg, Danzig und Rostock studiert hat — sein Stammbuch mit Rostocker Eintragungen aus den Jahren 1725 bis 1730 ist in der Mitau'schen Museumsbibliothek noch erhalten — hat der Sohn in Jena dem Studium der Rechte obgelegen. Als er im Juli 1764 von dort heimreisen wollte, widmete ihm sein „aufrichtig ergebener Freund und Landsmann Johann Heinrich Freiherr von der Brincken“ ein im Geschmack der Zeit überichwengliches Abschiedsgedicht, zu dessen Charakterisierung ich nur die Schlusstrophe anführe:

Freund, unsre Trennung — fürchterlich!
Doch meine Hoffnung tröstet sich,
Dich wieder bald zu sehn.
Freund, leb indessen Dir beglückt,
Der Kuß, der Dich umarmt und drückt,
Soll mit Dir aus Salinen gehn.

Noch in demselben Jahre wurde Tetsch Hofgerichtsadvokat in Mitau. In dieser Stellung blieb er bis zu

seinem Code am 9. Juli 1793. Als Advokat war er sehr geschätzt, u. a. bediente sich seiner auch Elisa von der Recke in ihrem Scheidungsprozesse; bei seinen Mitbürgern stand er in höchstem Ansehen und wurde von ihnen zweimal in politischer Mission nach Warschau gesandt. Um besten lernen wir ihn aus seinen Briefen kennen. Sie wurden von den Empfängern sorgfältig gesammelt und aufbewahrt. So hat sich ihrer eine große Zahl erhalten. Gedruckt sind bisher nur die an seinen intimsten Freund, den Rittergutsbesitzer Karl Christoph von Sacken auf Alt-Sehren. Die Briefe sind rasch hingeworfen, ganz ungekünstelt und — etwa wie die der Frau Rat Goethe — in naivem Plauderton gehalten. Sie sprühen von Witz und Geist; an das Einfachste und Alltäglichsste sind oft überraschend tiefsinnige und gewichtige Bemerkungen angeknüpft. Im ganzen sind sie ein höchst interessantes Gemisch von Scherz und Ernst. Und so erscheinen überhaupt in Tetsch's Wesen heterogene Elemente, Gedanken und Gefühle zu einer eigentümlich glücklichen Harmonie verbunden. Man könnte ihn in dieser Beziehung mit Lessing oder Hippel vergleichen. Mit nüchternem Wirklichkeitsinn und scharfer Kritik vereint er Herzbegeisterung und Gemütsinnigkeit, mit Weltbürgertum und millionenumschlingender Menschenliebe rührende Heimatsliebe und den exklusiven Stolz des kurischen „Literaten“, mit Aufklärungstheologie altmodisch-einfältige Frömmigkeit und kindliches Gottvertrauen.

Wir lernen ihn aus seinen Briefen aber auch in seinen Lebensgewohnheiten, Liebhabereien und Plaisirs kennen. Im Sommer in seinem „Höfchen“ an der Doblenschen Straße, im Winter in seinem geschmackvoll eingerichteten Stadthause führte er mit seiner langjährigen Haushälterin Dortchen, einer Witwe aus Halle, und seinem groben treuen alten Diener Knock, seinen beiden Pudeln Milo und Daphne, seinen beiden Ziegenböcken und dem in Haus und Garten hin- und herlaufenden zahmen Reh ein still-behagliches Junggesellenleben. Doch ging er gern in Gesell-

schaft, noch lieber sah er Gäste bei sich. — Arme und Bedrängte klopfen nie vergeblich bei ihm an.

Sigmund Georg Schwander wurde 1727 in Mitau geboren, studierte wie Tetsch in Jena die Rechte und wurde wie dieser — 1751 — Hofgerichtsadvokat in Mitau. Wie Tetsch war er ein ausgezeichnete, scharfsinniger Jurist, ein geschickter und glücklicher Anwalt, dabei von größter Gewissenhaftigkeit und unantastbarer Redlichkeit, ein Mann ruhig-heiteren Gemüts und lustig ins Kraut schießender Phantasie, Mäcen und Philosoph, ein Wohltäter der Armen und Notleidenden. Auf Elisa von der Recke hat er einen tiefgehenden Einfluß geübt. „Von der Natur mit einer majestätisch schönen Gestalt begabt, war der Ton seiner Stimme wie jede Miene seines bedeutenden Gesichts und jede Bewegung seines Körpers angenehm und interessant.“ Daß Schwander in der Tat ein schöner, stattlicher, eleganter Mann war, bezeugt sein 1770 von Johann Gottlieb Becker aus Königsberg gemaltes Portrait im Mitauschen Museum, das ihn in blühender Gesundheit, mit leicht gepudertem Haar, im Schnurenrock mit Spitzenvorstöß an Hals und Ärmeln, die Rechte lässig über die Stuhllehne, die Linke auf ein Buch gelegt, darstellt. Aber viel mehr stand Elisa im Banne seiner Unterhaltung und moralischen Beeinflussung. Er „sprach wie ein Cicero und Demosthenes“ und „trug mit Norickischem Witze (der englische Humorist Lawrence Sterne schrieb unter dem Pseudonym Norick) die ernsthaftesten Gegenstände lieblich vor“. Eins vor allem beherzigte sie aus Gesprächen mit Schwander: „daß man mehr sein als scheinen müsse, daß Eitelkeit Männer und Weiber vom Ziele der Vollkommenheit entfernen und Weibern sehr gefährlich werden könne“. Seine Überlegenheit drückte sie nieder und erhob sie wieder . . .

Schwander verschied am 4. Mai 1784, mehrere Jahre vor seinem Freunde Tetsch. Dieser schrieb am 6. Mai an Sacken, „unser braver Schwander“ sei ehegestern gestorben „mit der besten Disposition der Seele, so wie einer aus

einer Gesellschaft gehe, in der man froh gewesen ist und Gutes getan hat“.

Der Dichter Ulrich von Schlippenbach erzählt in seinem 1809 erschienenen hübschen Buche: „Malerische Wanderungen durch Kurland“, daß Schwander „von einer Freundin“ — wohl Elisa — ein von dem (übrigens unbekanntem) Bildhauer Werdell gearbeitetes Grabdenkmal gesetzt worden sei. Das ist eben jener Obelisk. Tetsch ließ sich bei seinen Lebzeiten sein eigenes Grab bald nach seines Freundes Tode dem Obelisk gegenüber herstellen und dazwischen eine Birkenallee anlegen. Am 26. April 1786 schreibt er an Sacken: „Mittlerweile habe ich, mein lieber Sacken, Bäume gepflanzt, und zwar eine Allee von 400 schlanken Birken von meinem Grabe zu Schwanders Grab, und nun können Sie von ihm zu mir, oder, wie Sie wollen, von mir zu ihm künftig da spazieren gehen.“ Und am 11. Dezember 1788 schreibt er, daß er „zuweilen sein bereits fertiges Grab besuche“.

Kurz vor seinem Tode, am 24. Juni 1793, hat Tetsch die Urkunde zu einer originellen Stiftung unterzeichnet. Er schenkt darin den großen Heuschlag in der Nähe der beiden Gräber „zu immerwährenden Zeiten den löblichen Ämtern der Gewerke und Künstler der Stadt Mitau“ und zwar mit folgender Bestimmung: „Es soll der jährliche Betrag des Heuschlags, der am füglichsten durch eine jedesmalige vier- oder sechsjährige Verpachtung bestimmt werden kann, von dem derzeitigen Stadtvältermann der Gewerke gehoben und das darauffolgende Jahr derjenigen Meisters- tochter aus den löblichen Ämtern, die in dem Jahre zuerst, sie sei von welcher Religion sie wolle, von einem der hiesigen Geistlichen öffentlich kopuliert wird und keine Wittib gewesen, am Tage der Kopulation als ein Amts- geschenk aus der Hand des Vätermanns offeriert und übergeben werden. Und damit das Brautpaar sich daher auch meiner erinnere, so wünsche und bitte ich, daß im Namen der Braut und des Bräutigams durch die gütige Vorforge

des Ältermanns in demselben Jahre in der Allee, die zu meinem Grabe führt, oder wo es sonst allda nötig und gefällig ist, zwölf Birkenbäume gepflanzt und, da solches alle Jahre geschieht, die Allee dadurch erhalten werden möge, als zu welcher Beforgung die Braut, wie ich es gewiß weiß, von dem Geschenke, welches sie von dem Amte erhält, sehr gerne die geringen Kosten hergeben wird.“

Eine Zeit lang wurde die „Tetsch- und Schwandersche Stiftung“ gewissenhaft verwaltet, und der Heuschlag brachte jährlich bald 56, bald 62, ja 71 Rubel ein. Dann aber wurde er unverhältnismäßig billig in Erbpacht gegeben und das Geld stiftungswidrig verwendet. Zeitweilig schließt die Stiftung wohl auch ganz ein. Neuerdings ist sie wieder zu Ehren gekommen. Es wäre ja auch jammerschade, wenn sie in Vergessenheit geriete. Sie ist ein Zeugnis warmherziger Menschenliebe aus der mit Unrecht verschrienen Aufklärungszeit. Der alte Hofgerichtsadvokat hat aber auch im Stile des Kokos Anmut in seine Gabe zu legen gewußt. Es ist doch eine reizende Idee, daß in jedem Jahre, in der ein junges Paar aus der Stiftung bedacht wird, zwölf junge Birken auf dem Verbindungswege zwischen den beiden Gräbern gepflanzt werden sollen. Und endlich lächelt uns aus den Urkunden trotz ihres zopfigen Amtsstils und ihrer gravitatischen Perioden der schalkhafte Humor, die gutmütige Selbstironie an, die auch in Tetsch's Briefen oft zum Ausdruck kommt. Der hartgesottene Junggeselle legt sich selbst angesichts des Todes eine Junggesellensteuer auf und setzt für immer und ewig eine Prämie aus für die Meistertochter, die dem neuen Jahre dadurch die rechte Weihe gibt, daß sie ihrem Burschen die Hand zum Ehebunde reicht! Und eine Jahr für Jahr um zwölf Stämme nach der Zahl der Söhne Jakobs sich mehrende Allee von jungen Birken — die Birke ist noch jetzt bei den lettischen Bauern der Hochzeitsbaum, sein zartes liches Grün der Schmuck für Hochzeitswagen und -haus — soll die Gräber der beiden unverbesserlichen Hagestolze verbinden! —

Zu Schlippenbachs Zeiten war noch an Schwanders Denkmal auf dem Obelisk das Bild des Verstorbenen und auf dem Sockel eine Inschrift zu sehen und an Tetsch's Denkmal auf der die Urne tragenden Platte die Inschrift: „gratus in patria“. Schlippenbach nennt sie, „die Wahrheit zu gestehen, nicht ganz verständlich“. Der Sinn ist indes klar: beliebt in seinem Vaterlande. Aber schon Schlippenbach klagt, daß die Allee mit jedem Jahre größere Lücken aufweist, daß einige neu angepflanzte Bäumchen mit verdorrten Zweigen dastehen, daß der reine Marmor mit Unflätereien überschrieben, die bronzenen Buchstaben, ja selbst die Stäbe aus dem Gitterzaune entwandt werden, „und so steht diesen Denkmälern edler Männer in kurzem ein Schicksal bevor, welches das Gute und Edle, der Nachwelt übertragen, fast immer hat: daß es entstellt, unkenntlich, endlich in den Staub getreten und vergessen wird“.

Seitdem sind die Denkmäler und die Allee in neuerer Zeit einmal wiederhergestellt worden, haben aber dann wieder arg gelitten. Es wäre schön, wenn jetzt — gerade jetzt — die Stätte in pietätvolle Pflege genommen werden könnte.¹⁾

familiäres aus Altſurland

Dem Reichsdeutschen, der in eine furländische Adels- oder Literatenfamilie Zutritt erhält, fällt sehr bald auf, wie fest die Familienmitglieder zusammenhalten und

¹⁾ Nachschrift: Die Mitauer Kommandantur ist damals sogleich auf diese Unregung, soweit es möglich war, eingegangen.

wie liebevoll sie zueinander sind. Die Gatten begegnen sich, auch wenn die Flitterwochen längst vorüber sind, mit einer rührenden Zärtlichkeit und Rücksichtnahme, nennen sich gewöhnlich auch mit Kosenamen. Die Geschwister sind einander die besten Freunde. Dabei haben die Kinder gelernt, aufs Wort zu gehorchen und sich in Gegenwart von Erwachsenen hübsch still und bescheiden zu verhalten — im Gegensatz zu den russischen Kindern, die in der Regel unerzogen, widerspenstig, laut und anspruchsvoll sind. Auch wenn die Kinder erwachsen sind, ja zu Amt und Würden gelangt sind und sich ihren eigenen Herd gegründet haben, erweisen sie den Eltern Ehrfurcht und küssen „Muttchen“ bei der Begrüßung und beim Abschied nehmen galant Hand und Wange.

Dieser feste Familienzusammenhalt hat sich in Kurland noch als ein Erbteil aus der guten alten Zeit erhalten, wo die Familie in viel höherem Grade als jetzt auf sich angewiesen war, wo jeder Gutshof, jedes Pastorat und Doktorat eine Welt im kleinen darstellte. Zu einer Zeit, wo in Deutschland bei den Eltern sich schon das Bestreben regte, die Kinder möglichst früh selbständig zu machen und schon im zarten Alter in eine fremde Umgebung zu verpflanzen, wurden in Kurland nicht nur die Mädchen meist bis zu ihrer Verheiratung im Elternhause festgehalten, sondern auch die Knaben viele Jahre lang durch Hauslehrer unterrichtet. Oft kehrten die Söhne auch nach Abschluß ihrer Gymnasial- und Universitätsstudien und nach einem kürzeren oder längeren Aufenthalt im Auslande in das Elternhaus zurück, um den alternden Vater in der Wirtschaft oder in seinem Amte zu unterstützen. Ja, auch wenn sie heirateten, blieben sie nicht selten im Elternhause; es war ja geräumig und dehnbar genug, um mehrere Familien zu beherbergen, die dann doch nur eine einzige Familie bildeten, in der der Vater oder der Großvater als die höchste Autorität galt und die Großmutter die gemeinsame Wirtschaft leitete. Daß unverheiratete Töchter

und auch Söhne das Elternhaus nicht verließen, war fast selbstverständlich. Aus ihnen rekrutierten sich dann die Familientanten und Familienonkels.

Aber nicht nur darin liegt ein Unterschied zwischen der reichsdeutschen und kurlischen Familie, daß in dieser der Zusammenhalt von jeher kräftiger betont wurde, die Familienbeziehungen haben in Kurland, sehe ich recht, auch noch ihre eigene Struktur und ihr besonderes Kolorit gehabt: unter Verlobten und unter Geschwistern eine fromme, sanfte, ernste, feierliche Schwärmerei, unter Ehegatten eine verhaltene Zärtlichkeit, gepaart mit einer gewissen derben und unverhüllten, heiteren und gelassenen Natürlichkeit. Ich belege das mit ein paar Beispielen, die beliebig hätten vermehrt werden können. Sie sind unmittelbar aus dem Leben der Vergangenheit herausgegriffen und haben sozusagen urkundlichen Wert.

Unter den vielen hübschen Kleinigkeiten aus der guten alten Zeit, die mit der kurländischen Wanderausstellung herumgereist sind, befand sich ein rosa Seidenband, das einst ein Bräutigam seiner Herzallerliebsten als Geburtstagsangebinde dargebracht hat. Oben ist eine Rose mit Knospen und Blättern, unten ein Vergißmeinnichtsträußchen aufgemalt und dazwischen das folgende Geburtstagsglückwunschgedicht an die Geliebte aufgezeichnet:

Alles freuet Deines Tages sich,
Doch mehr als alle
Freu ich mich Deiner,
Holde Lisette.
Blühet ja doch in Dir
Das Glück meines Lebens mir wieder,
Blühet von Tage zu Tage
Wonniger, schöner mir auf.
In sanften Banden der Liebe
Sind unsere Herzen verschlungen,
Und ewig wie der Geist
Währet reiner Liebe heiliger Bund,

Wenn längst schon diese lächelnden Farben,
Bild und Wort dieses Bandes,
Längst schon verblichen, dahin ist.

Wie innig und feierlich drückt sich hier die Dankbarkeit des Bräutigams aus für das mit jedem Morgen neue Glück, das ihm die Geliebte schenkt, und wie übersinnlich, wie fein und fromm ist seine Liebe! — Wir haben ein gleichzeitiges Gedicht von Goethe, das er ebenfalls „mit einem gemalten Bande“ seinem Mädchen — doch wohl Friederike Brion — zuschickte:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tänzelnd auf ein lustig Band.

Es war, wie der Schluß bezeugt, ernst gemeint, und doch wie weltlich und spielerisch kommt es uns vor, verglichen mit dem an die kurische „holde Lisette“.

Ein Beispiel überschwenglicher Geschwisterliebe ist das Verhältnis von Elisa von der Recke zu ihrem Bruder Fritz von Medem. Damals war sie freilich noch nicht die berühmte Dichterin, sondern ein für alles mögliche, für die Schriften der Sternheim, Youngs und Cavaters, für Birkenhaine und Mondschein schwärmendes, sehr empfindsames, unglücklich verheiratetes junges Frauchen. Damals führte sie auch noch nicht den feierlichen Namen Elisa, sondern den viel anmutigeren Charlotte. Am 20. August 1777 mußten die Geschwister sich trennen, da Fritz nach Straßburg auf die Universität zog. Dort ist er sehr bald darauf, am 11. Juni 1778, verschieden. Die Briefe der Schwester an ihn sind im zweiten Bande der Biographie, die der Straßburger Magister Blessig dem frühvollendeten Grafen gewidmet hat, abgedruckt; jedoch sind hier sehr viele Stellen getilgt, oft sind die Briefe so verstümmelt, daß der Zusammenhang ganz zerrissen und der eigentliche Sinn völlig verdunkelt ist. Vollständig und in ihrer ursprünglichen Gestalt sind nun aber die Briefe in einer Abschrift

aus dem Nachlasse der Recke in der Mitauschen Museumsbibliothek zutage gekommen. Ich gebe hier nur einige Stellen aus dem Briefe, den Elisa dem Bruder nachsandte, unmittelbar nachdem dieser von ihr geschieden war:

„Bester, Liebster! Seit wir getrennt sind, genieße ich jetzt die erste gute Stunde, weine die erste herzerquickende Träne. Deinen Brief habe ich erhalten. Liebster! Mir ist, als hinge meine Seele mit jeder Stunde mehr an Dir, Du Einziger! Ja, Du bist mir ganz, was ich Dir bin. Und so ein guter Brief von Dir, der die treue Abbildung Deiner edlen Seele ist — wie der in die meinige Wonne gießt! Seit unserer Trennung ist mir die ganze Schöpfung tot, nur der Gedanke an Dich, mein Bruder, mein Freund, nur der schenkt meiner Seele Leben. Ach, Bester! Warum erlaubte Deine zu zärtliche Sorgfalt mir nicht, Dich bis Libau zu begleiten? Ich würde Dich noch sehen, mich noch Deines Umganges freuen, Dir durch Worte, durch Blicke sagen, daß Du mir alles bist! — Das Warten, das Sehnen, ehe ich Deinen Brief bekam, kann ich Dir unmöglich beschreiben. — Dein Gemälde hier! Ja, lieb ist es mir auch, aber Du bist's doch nicht! Gestern den ganzen langen Tag hab' ich mich mit ihm unterhalten, nicht konnte es mir Worte, nicht Blicke erwidern. Wie närrisch ich doch bin! Heute frühmorgens, gleich da ich aus dem Bette stieg, lief ich aus meinem Zimmer Deinem Bilde zu; ich starrte es an und bat, als hörtest Du mich: „Bruder, Bester, Liebster! Schone Dich, erhalte Dich mir, dämpfe Dein wallendes Blut durch den Gedanken an mich!“ Dein Bild, Du Teuerster, war mir heut nicht sprachlos, mir war, als sagte es mir: „Lotte, trauere nicht! Wir sehen und finden uns wieder!“ — Aber, Liebster! Gott weiß wenn?“ —

„Verhaltene Zärtlichkeit, gepaart mit einer gewissen derben und unverhüllten heiteren und gelassenen Natürlichkeit“ tritt uns im Verhalten der Ehegatten zueinander entgegen. Als Beispiel diene zuerst wieder ein Gegenstand,

der gleichfalls mit der Kurlandausstellung auf Reisen gewesen ist. Es ist ein Weinglas aus dem Ende des 18. Jahrhunderts von einfach gefälliger Form, um dessen Fuß folgende Verse eingegraben sind :

Wenn Frauen ihre Last getragen,
So muß ihr Mund nach Weine fragen.
Trink, Mamma, Wein,
Denn das muß seyn.

Auch wenn man von der Ehe, an die dieses Glas erinnert, nicht mehr kannte, als dieses Dokument, so könnte man doch mit Bestimmtheit sagen, daß es eine glückliche Verbindung auf gesunder Grundlage gewesen ist. —

Hierzu füge ich nur noch den Anfang aus der Familienchronik des Pastors zu Salgallen Adam Conradi, die ich auf dem Vorsatzpapier des ersten Bandes von Bayle's Dictionnaire historique et critique, übersetzt von Gottsched, Leipzig 1741, in Mitauschem Privatbesitz fand:

„Der 28. Mai 1806 war der glückliche Tag, an welchem mein eigentliches Leben begann und ein holdes Geschick meine Hand an diejenige der geliebten Demoiselle Friederike Frohbeen knüpfte. Nr. 1. Doch der 26. April 1807 setzte meinem Glück die Krone auf. Es ward in der Nacht zwischen 12 und 1 ein kleiner Engel (Luise) zu Mitau geboren. Das Näschen war anfänglich schief, doch bis zur Taufe den 20. Mai hatte die liebevoll pflegende Hand der Mutter Natur alles wieder in das schönste Ebenmaß gebracht. Gott lasse uns dieses Kind wohlgedeihen! Nr. 2. Den 15. August 1808, abends 11 Uhr ein wohlgenährter Knabe, welcher den 26. eiusdem bei der Taufe zu Salgallen den Namen Karl Wilhelm erhielt. Weisheit und Biedersinn mögen einst sein Anteil sein! Nr. 3. Den 22. Januar 1810 abends zwischen 10 und 11 Uhr erblickte meine zweite Tochter das Licht der Welt. Den 22. Februar erhielt sie die Taufe und die Namen Maria Margarete. Ein etwas kurzes Zungenbändchen wird hoffentlich ihr an der Geschwägigkeit ihres

Geschlechts nicht hinderlich sein. Ein fröhliches Gemüt sei ihr Angebinde. Nr. 4. Mancherlei fremdartige Symptome bei der diesmaligen Schwangerschaft meiner teuren Frau und eine ganz außerordentliche Korpulenz waren zureichend, uns auf eine zweifache Bescherung vorzubereiten. Über alle Erwartungen leicht ward zuerst ein Knabe geboren. Es war der 12. August 1811. Ach, acht Tage darauf lag er, ein Raub des Todes, an einer Entzündung des Unterleibes schon in einem Leichentuch gewickelt! Nr. 5. Ihm folgte eine halbe Stunde darauf ein Mädchen, welche den 8. September die Taufe und den Namen Emilie erhielt. Vielleicht geschah die Entwicklung Deiner Kräfte auf Kosten derjenigen Deines Zwillingbruders in euerem engen Raume, daß es ihm an Kräften, die Entzündung zu überstehen, gebrach. Möchtest Du jedoch hinfort an allem so unschuldig sein, wie an dem Tode Deines Bruders! (Späterer Zusatz:) Ein verheerender Keuchhusten hat dieses holde Kind im fünften Monat, am 17. Dezember, von der Mutterbrust gerissen. Jetzt liegt das kostbare Zwillingspaar auf dem Sarge der Großmutter im Frohbeenschen Familienbegräbnis zu Mitau."

Wer hier die echten Herzenstöne nicht heraushört, dem können auch Einzelhinweise und ein Kommentar nicht dazu verhelfen. —

Noch jetzt liegen die meisten Gutshöfe, Pastorate und Doktorate in Kurland von der Umwelt abge sondert inmitten eines ummauerten Parkes oder umzäunten Gartens, durch breite Laubkronen oder ein Dickicht von Sträuchern der Sicht von der Straße her entzogen. Noch jetzt künden die Ahnenbilder in den Sälen, Galerien und Stuben, teils Öl- und Pastellgemälde in goldenen Rahmen, teils einfach schwarzgerahmte Lithographien, Stiche, Silhouetten, Daguerreotypien, Photographien, letztere meist über dem steif-lehnigen Sofa zu Gruppen vereint, sowie die Stammbücher und Bündel vergilbter Briefe, die in den „Büros“ oder Kommoden aus massivem Mahagoni oder einheimischem

unverwüsthchen Eschenholz sorgfältig aufbewahrt werden, wie fest der Familienzusammenhang seit Generationen ist. Und noch jetzt wird in Kurland das Wort aus der Oper Lucile von Marmontel, das bei uns aus der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, nur noch leise herüberönt, oft zitiert: „Où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?“

Kants Berufung nach Mitau

Im Jahre 1770 wurde Immanuel Kant als ordentlicher Professor für Logik und Metaphysik an der Universität Königsberg angestellt. Kurz vorher waren Rufe aus Jena und Erlangen an ihn ergangen. Und als 1778 in Halle, der damals bedeutendsten unter den preussischen Universitäten, eine Professur vakant wurde, legte der preussische Kultusminister v. Zedlitz, der Kant sehr schätzte, es diesem wiederholt nahe, dorthin überzusiedeln; das verhältnismäßig sehr hohe Gehalt von 800 Talern und der Hofrattitel, wenn er ihm erwünscht wäre, wurden ihm in Aussicht gestellt; der Minister wies Kant auch in feiner und liebenswürdiger Weise darauf hin, daß er die Gelegenheit, in einen größeren Wirkungskreis einzutreten, nicht vorübergehen lassen dürfe. Aber Kant widerstand allen diesen Lockungen und blieb bis zu seinem Tode in Königsberg.

In neueren Kantbiographien mag man über die Berufungen des großen Philosophen nach Jena, Erlangen und Halle Genaueres nachlesen. In der ältesten Kant-

biographie, der „Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants von Ludwig Ernst Borowski, von Kant selbst genau revidiert und berichtigt, Königsberg 1804“, werden diese Dinge nur gestreift. Wir lesen S. 37 f.: „So fand Kant denn auf seiner vaterländischen Universität das Ziel seiner Wünsche, ihr als ordentlicher Lehrer nützlich zu werden, und wich allen den Vorschlägen, die ihm nach anderen Orten hin, namentlich nach Halle, getan wurden, gern aus.“ Aber in der Anmerkung wird eine eigenhändige Randbemerkung Kants nachgetragen, aus der wir erfahren, daß er außer nach Jena, Erlangen und Halle auch einen Ruf nach *Mitau* erhalten hat.

Es handelte sich um das akademische Gymnasium, das hier am 29. Juni 1775 von Herzog Peter eröffnet und eingeweiht worden ist. Bei den Vorbereitungen bediente sich der Herzog des Berliner Akademikers Sulzer als Beraters. Er beauftragte ihn, den Lehrplan für die neue Anstalt aufzustellen (der schon 1773 bei Steffenhagen in Mitau im Druck erschien) und erteilte ihm vor allem ausgedehnteste Vollmacht, sechs ausländische Gelehrte zu Professoren zu berufen und Lehrer der Sprachen und Künste zu engagieren, während er die Berufung der drei übrigen Professoren sich selbst vorbehielt, da er diese Stellen an schon im Lande anwesende Gelehrte zu übertragen gedachte. Schon damals nun verbreitete sich in Kurland das Gerücht, daß auch eine Berufung Kants an die *Akademia Petrina* beabsichtigt sei. Seit 1758 weilte ein jüngerer Bruder von ihm, Johann Heinrich, in Kurland, der viele Jahre lang als Lehrmeister (d. i. Hauslehrer) sich durchschlagen mußte, bis er endlich 1775 Konrektor und sehr bald darauf Rektor der großen Stadtschule in Mitau und 1781 Pastor in Alt- und Neu-Rahden wurde¹⁾. Noch als Hauslehrer schrieb er unterm 3. Juli 1773 an seinen Bruder nach Königsberg: „Man hat mir versichern

1) Vgl. über ihn Kallmeyer-Otto, Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands, Riga 1910, S. 456.

wollen, daß Du auf der Liste der Professoren stündest, die an das Gymnasium voziert werden sollen. O, wie würde ich mich freuen, wenn das wahr wäre und Du keine Ursache fändest, einen solchen Ruf auszuschlagen!" Ob damals die Berufung Kants wirklich erwogen wurde, oder ob nur das Gerücht davon ging, steht dahin. Sicher aber ist Ende 1775 ein solcher Ruf an ihn ergangen und von ihm abgelehnt worden. Am 21. Januar 1776 schreibt sein Bruder voll Enttäuschung: „Wir haben uns denn alle vergebens gefreut, Dich in Kurland zu besitzen? Du kommst nicht, wie man mir sagt. Das ist nicht recht . . ." Und noch zwei Jahre später kann er's nicht verschmerzen, daß Immanuel damals nicht dem Rufe an das Petrinum Folge geleistet hat. Er schreibt am 4. Januar 1778: „Mitau streckte vor drei Jahren die Arme nach Dir aus. War es Vaterlandsliebe, oder was war es, daß Du nicht kommen wolltest?"¹⁾

Ein in der Mitauschen Museumsbibliothek zutage gekommener Brief deckt die Veranlassung und die näheren Umstände dieser Berufung auf. Der Philosophieprofessor Gottlob David Hartmann²⁾, ein Schwabe, der mit Lavater und Bodmer in Zürich und durch diesen mit Sulzer in Berlin befreundet worden war, war nach kurzer Wirksamkeit am Petrinum am 5. November 1775 gestorben. In der Trinitatiskirche in Mitau liegt er begraben. Der Herzog bestritt selbst die Kosten der feierlichen Bestattung und setzte den Hinterbliebenen namhafte Geldbeträge aus. Als dessen Nachfolger war nun Kant ins Auge gefaßt worden. Aber der Verfasser des vom 3. Dezember 1776 datierten Briefes weiß schon gewiß, „daß er nicht kommt und von seinem König nicht gelassen wird". Auch der

1) Vgl. Ernst und August Seraphim, Aus vier Jahrhunderten, gesammelte Aufsätze zur baltischen Geschichte, Reval 1913, S. 268.

2) Vgl. über ihn Karl Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau, Mitau 1875, S. 4.

an zweiter Stelle genannte Kandidat, der durch seine Romane und ästhetischen und populär-philosophischen Schriften bekannte Johann Jakob Engel aus Parchim in Mecklenburg, der damals in Leipzig dozierte, kam nicht nach Mitau, sondern entschied sich für eine Professur am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin. Hartmanns Nachfolger wurde schließlich Johann August Starck¹⁾, bisher Theologieprofessor, Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Königsberg (vielleicht wurde er von Kant vorgeschlagen), der freilich auch nicht lange in Mitau blieb, sondern 1781 als Oberhofprediger nach Darmstadt übersiedelte.

Der Brief ist geschrieben von Johann Benjamin Koppe²⁾, Professor der griechischen Sprache und Literatur am Petrinum, der aber damals gerade im Begriffe stand, einem Rufe als Professor der Theologie nach Göttingen zu folgen und über seine Vaterstadt Danzig dahin abzureisen, an Christian Wilhelm Schwenkner³⁾, damals Hauslehrer in Danzig, der 1776 als Informator zweier junger Grafen Medem nach Kurland gehen und 1784 Professor der Philosophie am Mitauschen Gymnasium werden sollte. Soweit der Brief nicht schon durch das Vorstehende erläutert ist, geben Anmerkungen die nötigen Erklärungen.

Mitau, d. 3. Decemb. 75.

Dein Brief, mein lieber Schwenkner, den ich erst vor ein Paar Tagen durch Herrn Hinz⁴⁾ erhielt, hat mir vielfache Freude gemacht. Ganz den alten lieben warmen Freund, den ich in Leipzig an Dir gehabt hatte, erkenne ich jetzt wieder, mit eben der Offenherzigkeit, mit eben dem freundschaftlichen Vertrauen, das mir beym ersten Augenblick unserer Bekanntschaft Dein Herz und Deine Liebe so

1) Vgl. über ihn Dannenberg S. 10.

2) Dannenberg S. 6, Zeitschrift der Gesellschaft für nieder-sächsische Kirchengeschichte 16 (1911), S. 188 ff.

3) Dannenberg S. 12.

4) Der Buchhändler Jakob Friedrich Hinz in Mitau.

wichtig und theuer machte. Ich danke Dir, mein Liebster, für dies alles und für Deine freundschaftliche Theilnehmung an meinem Glück und für Dein ganzes mich liebendes Herz, aufrichtigst und innigst. Bald komme ich nach Danzig, und dann sollst auch Du, hoffe ich, mit meinen Gesinnungen, Empfindungen und mit meiner ganzen Art, gegen meine Freunde mich zu betragen, zufrieden seyn. Deine Neigung zum akademischen Leben hat mich sehr erfreut; immer hab' ich sie Dir zugetraut und mich gewundert, da ich hörte, daß Du Halle verlassen hättest und nach Danzig zurückgegangen wärest. Da mußt Du, mein Bester, nicht lange bleiben, wenn Du Deine Absicht erreichen willst. Doch darüber läßt sich mündlich weitläufiger und nützlicher sprechen als schreiben. Meine Stelle in Mitau, die ich jetzt verlasse, wie gern hätt' ich sie Dir gewünscht! Ich weiß, daß griechische Literatur immer eins Deiner liebsten Fächer gewesen ist. Aber sie ist bereits besetzt, diese Stelle, durch Herrn Küttner¹⁾, den bekannten geschickten Übersetzer des Homers, Theocrits pp. Er war bisher Rektor an der hiesigen Stadtschule, und da seine Kenntnisse im Griechischen allgemein bekannt waren, so trug der Herzog auch kein Bedenken, ihn sogleich an meine Stelle zu ernennen. Noch ist die Professur der Philosophie, die durch den Tod des seligen Hartmanns vakant worden ist, unbesetzt. Aber der Herzog hat auch bereits an Herrn Sulzer in Berlin geschrieben und erwartet von ihm Vorschläge. Man sagt, auf Kant in Königsberg und M. Engel in Leipzig werde sehr reflectiert. Für den ersteren bin ich sicher, daß er nicht kommt und von seinem König nicht gelassen wird; aber Engel käme gewiß, wenn es ihm angetragen würde.

Meine Frau²⁾ ist ein liebes, sanftes, gutes Weib, von deren Liebe ich mir viel Freude meines Lebens verspreche.

1) Karl August Küttner, Professor der griechischen Sprache und Literatur am Petrinum. Dannenberg S. 8.

2) Johanna geb. Conradi.

Mit meiner außerordentlich glücklichen Berufung nach Göttingen ist nun auch alles richtig, und mit der ersten einfallenden Schlittenbahn reise ich ab, reise Tag und Nacht, um bald in Danzig bey meinen Eltern und so vielen lieben Freunden zu seyn. Dann umarme ich auch Dich, mein alter redlicher Freund, und alles an mir soll Dich versichern, daß ich mit unveränderter Liebe der Deine sey.

Koppe

Meinem Cosack¹⁾ sage, daß ich seinen Brief erhalten habe, und ihn herzlich grüße.

Ein Livländer und preußischer Feldwebel als Verehrer Gellerts

In dem von Gotthard v. Hansen zusammengestellten Kataloge der „Sammlungen livländischer Altertümer und anderer auf die baltischen Provinzen bezüglichen Gegenstände des Estländischen Provinzial-Museums“ (Reval 1875) finden sich auch zwei Autographen von Christian Fürchtegott Gellert verzeichnet: ein Brief an einen gewissen See land zu Hallick in Kurland, datiert: Leipzig, den 9. Januar 1768, und ein Stammbuchblatt für eine Frau v. Brevern in Reval, datiert: Leipzig, den 15. Mai 1765. Das Stammbuchblatt ist identisch mit einem Epigramm von Gellert, das unter der Überschrift: „Der verstorbenen Frau von Brevern als Zueigung auf den

1) Karl Benedikt Cosack, Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst am Athenäum in Danzig.

ersten Teil seiner Werke geschrieben“ abgedruckt ist in der Dorpater Wochenschrift „Das Inland“ 11. Jahrgang 1846 Nr. 15. Das als Lob der treuen deutschen Hausfrau noch jetzt recht zeitgemäße Epigramm lautet:

Das Publikum als Autor unterrichten
Mit Geist und Anmut ist zwar schwer,
Allein sein ganzes Haus von allen seinen Pflichten
Als Mutter und Frau und täglich unterrichten
Durch Lehr und Beispiel, das ist mehr.

Zu Gellerts Brief an jenen Seeland ist in dem Katalog ein Kommentar abgedruckt, den Dr. Johann Burchard-Bellawary von Sykawa, dessen 1802 begründete Sammlungen (er nannte sie „mon faible“) den Grundstock des Revaler Museums bilden, verfaßt hat:

„Seeland war der Sohn eines Öfelschen Landpredigers und studierte drei Jahre in Jena die Rechte. Nach Beendigung seiner Studien wollte er ins Vaterland zurückkehren und trat die Rückreise an. Auf einem Posthause in einer kleinen Stadt Deutschlands sieht ihn der Herzog von Dessau, damals Feldmarschall im preussischen Dienste. Ihm gefällt die Figur und Größe des jungen Mannes, und, vom militärischen Geiste ganz geleitet, überredet er ihn, in Preußen Dienste zu nehmen. Seeland erwiderte, daß er dazu keine Neigung in sich fühle, und wenn er es auch tun möchte, so habe er von seinem Vater keine Einwilligung dazu. Da des Herzogs Überredungen nichts vermochten, nahm er Seeland in Verhaft und engagierte ihn gewaltsam, jedoch bewies er Fürsorge und Güte gegen ihn, sodaß der Rekrut wider Willen nachher mit Zufriedenheit diente. Weil in Preußen kein Bürgerlicher Offizier wurde, konnte Seeland nur bis zum Feldwebel steigen, welchen Rang er auch nach wenig Jahren errang. Nachdem er viele Feldzüge mitgemacht und auch Wunden davongetragen hatte, nahm er nach 33 Dienstjahren den

Abschied, den er auch sehr ehrenvoll erhielt. Vom preussischen Dienste und dem König Friedrich II. war er sehr eingenommen, daß er unwillig wurde, wenn man Friedrich oder preussisches Militär tadelte. Religiös erzogen, bewahrte er Religiosität sein ganzes Leben hindurch. Mit der innigsten Freude hatte er Gellerts moralische Schriften gelesen und ihre Lehren auch zu seinen Grundsätzen gemacht. Er schrieb als Unteroffizier einen Brief an Gellert und dankte ihm für den aus seinen Schriften gewonnenen Unterricht und für die Tröstungen, die sie ihm gewährten. Dieses Briefes erwähnt Gellert auch in seinen Schriften als einer hohen Freude, ihm nützlich geworden zu sein. Seeland kehrte im Abschiede in sein Vaterland zurück, wo aber während seiner langen Abwesenheit alle seine Verwandten gestorben waren. Er mußte daher in fremden Häusern leben, und bei rastloser Tätigkeit beschäftigte er sich im Alter von 55 Jahren mit dem Jugendunterrichte als Hauslehrer. Als Gellert ihm den Brief vom 9. Januar 1768 schrieb, war er beim Major Pilar auf Hallitz bei Pernau Lehrer, und von dort ging er in gleichem Beruf nach Sipp, im Goldenbeck'schen Kirchspiel, dessen Besitzer, Baron v. Fersen, ihn hochschätzte und, nachdem der Unterricht aufgehört hatte, als Pensionär in seinem Hause behielt. Hier in Sipp starb auch Seeland 1793 im Alter von 83 Jahren.“

Ferner kannten wir längst einen andern Brief Gellerts, in dem er von einer Unterhaltung mit einem aus Livland stammenden preussischen Feldwebel ausführlich berichtet. Das ist zweifellos eben jener Seeland. Der Brief gehört zu denen, die der Leipziger Professor an seine junge, kluge und gebildete Freundin Christiane Karoline Lucius gerichtet hat. Als Tochter eines Geheimen Kabinettsregistrators 1739 in Dresden geboren, begann sie Herbst 1760 einen Briefwechsel mit Gellert, der bis zu dessen Tode fortgesetzt wurde; der Dresdner Bibliothekar Friedrich Adolf Ebert hat den Briefwechsel 1823, noch bei Leb-

zeiten der „Demoselle Lucius“,¹⁾ herausgegeben. Der uns hier interessierende Brief ist vom 15. September 1763 und lautet, soweit er in diesem Zusammenhang für uns in Betracht kommt:

„Doch, liebe Mademoiselle, ich will nicht dozieren, nicht streiten. Ich will Ihnen lieber die Geschichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeschichte. Ein preussischer Feldwebel hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral (d. h. Gellerts Vorlesung über Moral), und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin preussischer Feldwebel, habe drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege, nach Ewland, in mein Vaterland, zurückzukehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.“

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 lese, besonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Bösen abgehalten, und zum Guten ermuntert. Ach, das sey Gott im Himmel gedankt und Ihnen. Er segne Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich freue, Sie zu sehen!“

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn für diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genüget, so will ich Gott danken und mich freuen,

¹⁾ Vgl. über sie Allgemeine Deutsche Biographie 19, 332 und zum folgenden Karl Erich Gleye, Laudon und Gellert. Heimatstimmen. Ein baltisches Jahrbuch, 3. Jahrg. (1908), S. 349 ff.

daß sie Ihnen genüßet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie soviel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts als meine Freyheit zurück, aber ich finde noch soviel zu Hause, daß ich nicht Mangel leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner Blessuren, noch gesund; und o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar beschützt und erhalten! So wird er mich auch ferner erhalten. Als ich nach der Affaire bei Görlitz tödlich blessirt nach Böhmen gebracht wurde, habe ich binnen fünf Tagen (ich denke, er sagte gar fünf Wochen), auf einem Schlitten liegend, nichts gehabt als ein Stück Commißbrod, an dem ich kaute, und den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten fuhren, in der Hand vor den Mund hielten, und doch erhielt mich Gott und gab mir das Glück, daß ich, als ich in das Lazareth kam, in die Hände eines sehr geschickten und mitleidigen böhmischen Doctors fiel, der mich (ich war hinten in die Kniekehle geschossen, und vorn in der Kniescheibe steckte die Kugel, und ich litt schreckliche Schmerzen) der mich curirte und mir nachher einen freyen Zutritt, während meiner Gefangenschaft, in sein Haus verstattete, und damals habe ich Ihre Schriften (er hatte sie alle) wohl zwanzigmal durchgelesen. Ich bin ganz außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reise noch ein paar Meilen fortsetzen.“ — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied, küßte mir mit aller Gewalt die Hand, und ich war im Begriffe, ihn selbst zu küssen, aber ich erschraf über seinen Bart.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730 in den Dessauischen

Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden, „und ich hatte doch,“ setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor den Soldaten gehabt, und hätte in russischen Diensten können Officier werden, wenn ich Lust zu diesem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob, es ist überstanden!“ Er war sechs oder acht und funfzig Jahr alt und noch stark vom Leibe.

Nun, was meynen Sie, gute Mademoiselle? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekanntten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen eines großen berühmten Generals, eines Laudon?¹⁾

Vergleichen wir die in dem vorstehenden Briefe Gellerts enthaltenen biographischen Angaben über Seeland mit den Notizen Burchards, so sehen wir, daß diese teilweise unrichtig oder doch nur halbrichtig sind. Seeland war der Sohn eines livländischen Feldschers, nicht wie Burchard meint, eines Öfelschen Landpredigers. Ein solcher, der als Vater des Feldwebels in Betracht kommen könnte, ist auch garnicht ausfindig zu machen. Es erscheint zwar ein Johann Christian Seeland 1770 als Lehrer auf Ösel, sodann als Rektor der Stadtschule und Diaconus in Arensburg, darauf als Pastor primarius daselbst und 1785 als Pastor zu Kergel auf der Insel Ösel, aber er ist erst 1743, der spätere Feldwebel Seeland schon 1710 geboren. Ferner scheint die Nachricht Burchards, Seeland habe drei Jahre lang in Jena Jura studiert, auf einem Irrtum zu beruhen, denn dort ist zwar am 2. Mai 1730 ein Samuel Seeland immatrikuliert worden, doch war dieser aus

¹⁾ Gellert stellt die beiden nicht nur als Militärs nebeneinander, sondern auch, weil sie beide von Geburt Livländer waren. Laudon wurde nämlich am 2. Februar 1717 zu Toogen in Livland, dem Stammgut seiner Familie, geboren. Im Sommer 1763 hatten Laudon und Gellert in Karlsbad sich befreundet. Zuweilen begleitete der General den pedantischen sanften Professor auf den diesem vom Arzte verordneten Spazierritten, mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bei Hochkirch geritten, was einen seltsamen Anblick gewährt haben muß.

Mecklenburg und nicht aus Livland gebürtig. Endlich ist auch die Angabe Burchards, daß der alte Dessauer selbst Seeland unter die Soldaten gesteckt hätte, kaum richtig. Gellert hätte dies sonst gewiß erwähnt. Er berichtet aber nur, daß Seeland 1730 auf der Durchreise in den Anhalt-Dessauschen Landen „mit Gewalt zum Soldaten weggenommen“ worden sei.

Wir lassen nun Gellerts Brief an den ehemaligen preußischen Feldwebel und nunmehr 57-jährigen Hauslehrer folgen. Wir sehen, daß er noch den regen Drang, sich fortzubilden, in sich spürte, daß er auch weiterhin Gellert vertrauensvoll ergeben blieb, und daß dieser ihm mit gewohnter Bereitwilligkeit und Gefälligkeit mit seinem Räte zurechthalf.

Leipzig, den 9. Januar 1768

Liebster Herr Seelandt!

Was ich schon in dem alten Jahre hätte thun sollen, und gern habe thun wollen; das thue ich leider erst in dem neuen. Ich danke Ihnen nämlich für die ausführliche Nachricht von Ihren Umständen, die für Sie so günstig und für mich erfreulich sind. Getrost, lieber Mann; der Gott, der Sie sieben und funfzig Jahre so wunderbar geleitet und erhalten hat, der wird auch im Alter mit seiner Vorsorge und Gnade über Sie walten. „Nuch verlaß mich nicht im Alter, wenn ich schwach werde“ so betete David (Ps. 71, 9. 18), und so wollen wir auch aller Zuversicht beten und bey Fleiß und Pflicht unsere Wege Gott empfehlen. —

Sie verlangen von mir ein Verzeichniß französischer und deutscher Bücher zur Universalhistorie, desgleichen zur Moral. Ich könnte Ihnen im ersten Falle des Bossuet Allgem. Geschichte, von Cramern fortgesetzt¹⁾,

¹⁾ Bossuet, Discours sur l'histoire universelle jusqu'à l'empire de Charlemagne (1681), übersetzt und fortgesetzt von Joh. Andreas Cramer (1723—88).

Rollins¹⁾ und viele andere Werke vorschlagen; allein ich will es Ihnen und mir leichter machen. Lassen Sie sich aus Riga Nordhausens Entwürfe einer Critischen Bibliothek — vom Jahre 1764, bringen, und lesen Sie den Brief von den historischen Büchern, desgleichen den von den Werken des Geschmacks durch: so werden Sie die besten Schriften dieser Art beysammen finden.

Gott erhalte und beglücke Sie, und segne Ihren Fleiß. Ich aber verharre so lange ich lebe, mit aller Hochachtung und Liebe

Ihr ergebenster Diener

Gellert

A Monsieur
Monsieur Seelandt
p. Mitau, Riga et Pernau
à
Hallick

Ein Sivoländer bei Klopstock in Hamburg am 18. August 1797

Der Name Georg Pölchhaus ist den Musikgelehrten wohl vertraut²⁾. Er hat eine bedeutende Musikaliensammlung zusammengebracht, die nach seinem Tode von der König-

¹⁾ Charles Rollin (1661—1741). Von seinen sämtlich für die Jugend bestimmten Geschichtswerken sind die bedeutendsten: *Traité des études* (4 Bände, Paris 1726—31), *Histoire ancienne* (9 Bände, ebd. 1730—38), *Histoire romaine*, fortgesetzt von Crévier.

²⁾ Vgl. Eitner, *Biographisch-bibliographisches Quellenlexikon der Musiker und Musikgelehrten* 8, 3.

lichen Bibliothek in Berlin angekauft wurde und die besonders aus dem Nachlasse Karl Philipp Emanuel Bachs (des „Hamburger Bach“) zahlreiche Noten, darunter Autographen von dessen Vater Johann Sebastian, u. a. die Urschrift zur Mathäus=Passion, enthielt. Auch die Musikalienammlung des Göttinger Musikgelehrten Forkel hat er nach dessen Tode größtenteils erworben. Nach einem jetzt in Rigaschem Privatbesitz befindlichen Briefe, den bald nach Georg Pölkhaus Tode dessen Sohn Hermann, der damals in Berlin Jura studierte, später in Hamburg als Rechtsanwalt tätig war, geschrieben hat, hat jener auch eine Galerie von Tonkünstlern zusammengebracht, etwa sechshundert Nummern, Ölbilder, Stiche, Zeichnungen usw., ebenso die Büsten von Hasse, Karl Philipp Emanuel Bach (beide von Schadow), Gluck (von Houdon), Mozart, Haydn, Rameau, Händel, auch das Modell zu dessen Denkmal in der Westminsterabtei. Demselben Briefe zufolge wurde Pölkhaus dem preussischen Kronprinzen vorgestellt und von diesem beauftragt, in den königlichen Schlössern nach Kompositionen Friedrichs des Großen, von denen er bereits einige Stücke besaß, zu suchen. —

Georg Pölkhaus stammte aus Livland. Im Pastorat Cremon ist er am 23. Juni (5. Juli) 1773 geboren. Nachdem er in Riga die Stadtschule besucht hatte, bezog er 1792 die Universität Jena, um Theologie zu studieren, widmete sich jedoch bald ausschließlich der Musik. 1796 siedelte er nach Dresden über. Er bildete sich zum Sänger und Gesanglehrer aus und besuchte ebenso eifrig Konzerte, wie Kunstsammlungen. Im Hause des Kapellmeisters Naumann ging er aus und ein, auch soll er mit Körner dem Vater und durch diesen mit Schiller bekannt geworden sein. Auf kurze Zeit kehrte er noch einmal als Hauslehrer in seine livländische Heimat zurück, schiffte sich aber bald wieder nach Lübeck ein. Von hier begab er sich nach Hamburg, wo er nun 15 Jahre blieb. Er trat als Sänger in öffentlichen Konzerten und bei Veranstaltungen

mehr privaten Charakters auf und erteilte Gesangunterricht in den besten Familien der Stadt. So erhielt er besonders auch Zutritt in den Reimarus-Siebekingschen Kreis, der damals in Hamburg alles umschloß, was auf edelste Bildung und feinsten Geschmack Anspruch erhob, und sich durch ernste Lebensauffassung und gemeinnützige Tätigkeit auszeichnete. Bei Klopstock fand er gleich bei seinem ersten Besuche, wie wir noch sehen werden, die freundlichste Aufnahme. 1801 verheiratete er sich, floh aber zu Ende des folgenden Jahres wegen der Franzosennot nach St. Petersburg. 1814 wählte er Berlin zu dauerndem Aufenthalte, angelockt durch Zelter und die von Fasch gegründete Singakademie. Er wurde mit Mendelssohn befreundet und war bei der Berufung Spontinis beteiligt. In Berlin lebte er bis zu seinem am 12. August 1836 erfolgten Tode, hauptsächlich beschäftigt mit seiner Musikaliensammlung, die er mit allen Mitteln zu vervollständigen strebte, die er unermüdet sichtet, ordnet und katalogisierte, und im Anschluß daran mit musikgeschichtlichen Forschungen. Auch die Reisen, die er im Laufe der letzten Jahre unternahm, nach Frankfurt a. M., Göttingen, aber auch nach Paris, London und Wien, dienten dieser Interesse. Mit mehreren hervorragenden Musikgelehrten und Schriftstellern stand er im Briefwechsel.

In der Mitauschen Museumsbibliothek fand sich ein Brief, den Friedrich Bluhme¹⁾, der spätere Rechtsprofessor in Halle, Göttingen und Bonn, den Pölkau schon als Knabe in Hamburg kennen gelernt haben wird, von seiner italienischen Reise aus an diesen gerichtet hat. Bluhme trat diese Reise zur Erforschung der italienischen Bibliotheken von Göttingen aus am 21. März 1821 an, um erst im September 1823 zurückzukehren. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in seinem Werke „Iter Italicum“ nieder. Aus Florenz schrieb er nun am 12. August 1821

1) Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 2, 734 ff.

an Pölchau über eine Musikalienbibliothek, für die dieser sich interessierte. Sie befände sich noch unverseht im Gebäude des Philharmonischen Lyzeums in Bologna, wohin sie aus dem aufgehobenen Franziskanerkloster gebracht worden sei. Übrigens habe der Musikgelehrte Franz Sales Kandler¹⁾ vor einiger Zeit die Bibliothek genauer untersucht.

Die biographischen Notizen über Georg Pölchau habe ich einer Familiengeschichte entnommen, die ein seit langer Zeit in Riga wohnender Nachkomme von ihm für seine Kinder und Kindeskinde geschrieben hat. Er hat in diese aus Georgs Tagebuch die Schilderung von dessen erstem Besuche bei Klopstock in Hamburg am 18. August 1797 vollständig aufgenommen, die ich in folgendem mit den nötigen Erläuterungen wiedergeben möchte:

„Der heutige Tag war einer der genussvollsten für mich. Ich ging zu Klopstock, der vor dem Domtore auf dem Garten wohnte. Seine Meta (die Tochter von Klopstocks zweiter Frau aus deren erster Ehe) empfing mich mit einnehmendem Betragen und sagte, daß Klopstock sich erst ankleiden müsse. Ich unterhielt mich indes mit Klopstocks Gattin (Johanna Elisabeth geb. Dimpfel, verw. von Winthem) über seine dauerhafte Gesundheit, und mit Recht muß man bewundern, daß Klopstock bei seinen angestrengten Geistesarbeiten ein Alter von 73 Jahren erreicht hat. Seine Frau erzählte mir, daß sie als Mädchen von vier Jahren bei seiner ersten Verheiratung (mit Margareta Moller am 10. Juni 1754 in Hamburg) gegenwärtig gewesen wäre, und wisse sich noch sehr lebhaft zu erinnern, wie sehr man ihr eingeschärft habe, während der Trauung stille zu sein. Nach ungefähr einer Viertelstunde kam Klopstock. Ich fand ihn nicht groß, meiner Erwartung gemäß. Ein kleines, altes Männchen mit großen seelenvollen Augen, vom Alter aber etwas matt. Starke Züge. Das gute treffliche Herz liest man in seinem Gesichte. Er

¹⁾ Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 15, 76 f.

freute sich, wieder einen Eivländer kennen zu lernen, von denen er durch frühere Bekanntschaften ein gutes Vorurteil zu haben scheint. Er sprach mit mir viel von Jena und schilderte mir die Zustände, als er vor 51 Jahren (Herbst 1745 bis Ostern 1746) dort war. Er schwatzte wirklich ein wenig zu viel, und ich wünschte immer, das Gespräch auf interessantere Gegenstände zu lenken. Das gelang mir auch, indem ich sagte, daß Jena seit Darjes (Joachim Georg D., 1744 Professor der Moral und Politik in Jena) immer eine gute Schule philosophischer Köpfe gewesen sei bis auf jetzige Zeiten. Darjes lobte er nicht sehr, weil er eine eigene Schule stiften und von der Wolffschen Schule habe abweichen wollen. Er sagte, daß Leibniz und Lambert (Johann Heinrich L., Mathematiker, Physiker, Astronom und Philosoph) ihm als Metaphysiker bei weitem schätzbarer wären als Kant. Darüber führten wir nun ein sehr interessantes Gespräch. Kant begehe als Metaphysiker große Fehler, indem es ihm an mathematischer Demonstration mangle. Wir wurden in diesen und anderen spekulativen Unterhaltungen durch den Besuch eines Franzosen unterbrochen, der nach Amerika ging, und ich lenkte, um die Zeit zu nutzen, das Gespräch auf bildende Künste. Sprach bald von Kunzen (Friedrich Ludwig Amilius K.) und dessen Komposition von „Hermann und die Fürsten“ (die von Kunzen komponierten Chöre und Gesänge daraus erschienen, im Klavierauszug herausgegeben von C. F. Cramer, 1790). Der Amerikaner, welcher viel von französischen Revolutionszügen und von den letzten Tagen seiner „Göttin des Jahrhunderts“ (wie er sagte) Charlotte Corday (der Mörderin Marats) dazwischen gesprochen hatte, verließ uns, und ich konnte nun wieder in meinem Lieblingsthema weiter fortfahren. Zuletzt kamen wir auf Schröder (den Leiter des Hamburger Theaters Friedrich Ludwig Schr.) zu sprechen, und ich erzählte ihm den Eindruck, den er auf mich gemacht hatte. So sprachen wir noch viel und mancherlei, doch hatte er nicht an die Zeit

gedacht, viel weniger an die des Essengehens. Seine Meta kam herein und zog ihn beiseite. Klopstock fragte mich, ob ich zu einer Nalsuppe bei ihm bleiben wollte. Nach langem Komplimentieren von meiner Seite sagte er: „Ich will Sie nur brav amüsieren“ und scherzte und war fröhlich. Unter mancherlei munteren Gesprächen verstrich die Zeit, ehe ich mich's versah. Nach dem Essen ging's sogleich ans Musizieren, und ich mußte aus Pergoleses „Stabat mater“ singen. Seine Frau und Meta sangen auch. Unglücklicherweise war ich sehr heiser, ärgerte mich und mußte doch singen, sang aus Kunzens Herminone: „Ich hebe dich, o Kranz des Hains“ (7. Szene). Er fand manches darin, was nicht seiner Idee gemäß war. Er deklamierte uns durchaus die ganze Szene vor, und wie sehr fand ich, daß Kunzen doch manches Mal den Sinn nicht getroffen hatte! Ich dankte ihm für die frohen Augenblicke und wurde von ihm eingeladen, recht oft wiederzukommen.“

Eine Patin Lessings in Riga und Mitau

Als Lessing als Sekretär des Generals Tauentzien in Breslau weilte, besuchte er fleißig die Theater Vorstellungen, die die ziemlich minderwertige Schuch'sche Truppe den Winter über gab. Nach Schuchs Tode erschien im Frühjahr 1764 dessen Sohn mit einer zahlreicheren und bessere Kräfte aufweisenden Truppe, der u. a. Johann Christian Brandes, geb. 1735 in Stettin, und dessen Braut Charlotte Esther Koch, geb. 1746 zu Rosinsko in Preußisch-

Litauen, angehört. Lessing lernte die beiden kennen und schätzen. Im Mai 1764 heirateten sie, und ein Jahr später wurde ihnen in Berlin ein Töchterchen geboren, das in der Taufe die Namen Charlotte Wilhelmine Franziska empfing. Lessing stand Pate, und ihm und seiner „Minna von Barnhelm“ zu Ehren erhielt das Kind den Vornamen des Kammermädchens des Fräuleins, Franziska; man glaubte dann aber dem Dichter damit noch nicht genug gehuldigt zu haben; in der Folge wurde das Kind Minna gerufen.¹⁾

1782 siedelte nun Johann Christian Brandes mit seiner Familie als Direktor des neugegründeten Stadttheaters nach Riga über. (Eigentlich war er nur Gehilfe des Barons von Dietinghoff, der das Theater aus eigenen Mitteln errichtet hatte.) Seine Gattin teilte sich mit ihm in die Gunst des Publikums, stand aber bereits nicht mehr ganz auf der Höhe ihrer Leistungen. Dagegen feierte ihre Tochter die höchsten Triumphe sowohl als Schauspielerin, wie als Opernsängerin. Infolge ihres Liebreizes wurde sie von Anbetern mit Anträgen überhäuft, die sie jedoch alle abwies; ein junger Russe, den sie nicht erhörte, erschloß sich aus Verzweiflung.²⁾

Als 1784 Dietinghoff sich vom Theater zurückzog, übergab er nicht Brandes, der sich ein Unrecht darauf erworben zu haben glaubte, die Leitung, sondern zwei anderen Schauspielern, Meyrer und Koch. Gefränkt wandte Brandes der Dünastadt den Rücken. Er hielt sich zunächst vier Monate lang bei Herzog Peter von Kurland auf, der ihn lebenslänglich engagiert hätte, wenn jener nicht übertriebene Forderungen gestellt hätte. So mußte Brandes bald wieder zum Wanderstabe greifen. In Hamburg versuchte er ein eigenes Theaterunternehmen, unterlag aber

1) Vgl. Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 1. Bd., Berlin 1884, S. 437 ff.

2) Hierzu und zum folgenden vgl. Moritz Rudolph, Rigaer Theater- und Künstler-Lexikon, Riga 1890, S. 26 ff.

bald der Konkurrenz. Tief bekümmerte ihn der Tod seiner Gattin am 1. Mai 1786. Zwei Jahre später, am 13. (1. P.) Juni 1788, starb auch ihre Tochter Minna, die schon in Riga zu kränkeln angefangen hatte.

Minna Brandes war auch Klavierspielerin und Komponistin. Ihre hinterlassenen Kompositionen sammelte ihr Vater und stellte ihnen eine Widmung an die Herzogin Dorothea von Kurland voran, deren Bild sich ihm während seines kurzen Aufenthalts in Mitau tief eingepägt haben mochte. Die Huldigung war auch objektiv gerechtfertigt, da die Herzogin sehr musikalisch und nach dem Zeugnis Johann Adam Hillers „eine der stärksten Klavierspielerinnen“ war.

Ein Exemplar dieses in der Hauptsache einfach-anmutige Lieder mit Klavierbegleitung enthaltenden Notenheftes fand sich unter den älteren Musikalien der Mitauschen Museumsbibliothek. Der Titel lautet: „Musikalischer Nachlaß von Minna Brandes. Ihro Durchlaucht der Frau Herzogin von Curland Dorothea unterthänigst zugeeignet von Johann Christian Brandes dem Vater. Herausgegeben von Friedrich Hoenicke, Musikdirektor beim Hamburgischen Theater. Hamburg, bey Johann Heinrich Herold, 1788.“ Das Titelblatt schmückt ein Kupfer von Andreas Stöttrupp, der, nachdem er 1771—74 die Kopenhagener Kunstakademie besucht hatte, sich in Hamburg niedergelassen, um Porträts zu malen und zu stechen, auch einige Schriften über das Zeichnen, besonders das Blumenzeichnen, herauszugeben: Eine trauernde Genie mit der Leier lehnt an einer Säule, die eine Urne trägt. An der Urne sind die verschlungenen Anfangsbuchstaben des Namens der Komponistin angebracht, an der Säule liest man: „Ihr Gesang ris die Herzen hin und Kenner schätzten ihre Kunst“, auf den Stufen des Denkmals liegt ein Heft Noten mit der Aufschrift: „Componirt von Minna Brandes.“

Es folgt ein Vorwort von dem Herausgeber Johann Friedrich Hoenicke: Minna Brandes habe die Musikstücke,

die die Sammlung enthalte, „immer bei gewissen Veranlassungen komponiert, wodurch jedes durch etwas eigen tümliches charakterisiert worden, das die Kenner leicht beobachten würden“. Sie durch den Druck zu veröffentlichen, sei die Komponistin zu bescheiden gewesen. Auf das Verlangen von Kennern, denen sie wie ihm vorzüglich gefallen hätten, gäbe er sie jetzt heraus.

Das Heft ist eine große Seltenheit: Bisher waren nur drei Exemplare bekannt: in der königlichen und Universitätsbibliothek zu Königsberg, in der Stadtbibliothek zu Leipzig und in der Bibliothek des königlichen Konservatoriums in Brüssel.¹⁾

Drei Wielandbriefe

In der Autographensammlung der Museumsbibliothek in Mitau fand ich zwei Briefe in der zierlichen Handschrift Wielands. Es war mir ferner vergönnt, im Estländischen Provinzialmuseum in Reval den Brief von Wieland abzuschreiben, der in dem von Gotthard von Hansen verfaßten Katalog von 1875 auf S. 82 f. unter Nr. 80 angeführt ist (dort als Stammbuchblatt bezeichnet — das ist er aber nur der Form nach, sofern er in sauberer Antiquaschrift auf die zwei Seiten eines Oktablatte geschrieben ist). Herr Universitätsprofessor Dr. Bernhard Seuffert in Graz, der von der Berliner Akademie mit der Herausgabe der Wielandbriefe beauftragt ist, hatte

¹⁾ Vgl. Eitner, Biographisch-bibliographisches Quellenlexikon der Musiker und Musikgelehrten 2, 172.

die Güte, mir mitzuteilen, daß alle drei Briefe noch ungedruckt sind: Sie seien daher hier erstmalig veröffentlicht.

Der erste Brief, vom 14. März 1779, ist adressiert an einen „Monsieur Mellefont à Mitau.“ Wer hinter dem Pseudonym steckt und was den betr. bewogen hat, gerade den Namen des reichen jungen Wüstlings aus Lessings Miß Sara Sampson zu wählen, ist unklar.

Das Jahr 1779, in das seine Anfrage an Wieland und dessen Antwort darauf fällt, bildet einen Einschnitt in Mitaus Theatergeschichte. In diesem Jahre gab die Schuchsche Gesellschaft, die aus Königsberg herbeigekommen war, ihre erste Vorstellung. Sie kehrte seitdem jedes Jahr bis 1787 zur Johanniszeit wieder, um bisweilen bis Weihnachten zu bleiben. Sie nannte sich „die von Seiner Kgl. Majestät von Preußen allergnädigst generalprivilegierte und von Seiner Hochfürstlichen Herzoglichen Durchlauchten höchstgnädigst privilegierte Schuchsche deutsche Schauspielergesellschaft“ und gab Trauer-, Schau- und Lustspiele, Opern und Ballets. Sie muß ziemlich zahlreich gewesen sein. Die Mitausche Museumsbibliothek besitzt in ihrer außerordentlich reichen Sammlung von Theaterzetteln gegen 100, die Vorstellungen dieser Gesellschaft anzeigen. Der Zettel vom 30. Juni 1781 führt allein 13 Herren und 8 Damen auf¹⁾.

Die Annahme liegt nahe, daß „Monsieur Mellefont“ zu dieser Truppe gehört hat; das Publikum des idyllischen Dreigestädtchens genügte ihm aber nicht, er traute sich Talent genug zu, an einer der ersten deutschen Bühnen sich durchzusetzen. Er schwankte zwischen Hamburg und Gotha. In Gotha war am 2. Oktober 1775 ein herzogliches Hoftheater eröffnet worden. Es vereinigte die besten Kräfte der Seylerschen Truppe, die seit 1771 bis zum Brande des Schlosses am 6. Mai 1774 in Weimar gespielt hatte.

1) Vgl. Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aus den Jahren 1864 bis 1871, 2. Auflage, Mitau 1884, S. 437 f.

„Monsieur Mellefont“ wollte gleich vor die rechte Schmiede gehen und schrieb an keinen geringern als Wieland, den er als den Verfasser der „Geschichte des Agathon“ kannte und von dem er voraussetzte, daß er zu der Seylerschen Truppe auch nach deren Übersiedlung von Weimar nach Gotha Beziehungen haben müßte. Wielands Antwort ist ergötzlich zu lesen; in einem sehr höflichen und verbindlichen Tone enthält sie eine sehr deutliche, stellenweise ironische Zurechtweisung des selbstbewußten jungen Herrn. Noch besser scheint mir freilich Ton und Inhalt des Briefes zu der Voraussetzung zu passen, daß der „Monsieur Mellefont“ einer der Einheimischen in Mitau war, der — „Komödien spielen“ steckt bekanntlich an — auf einmal ein schauspielerisches Talent in sich entdeckte, nun aber auch gleich an einem der besten Theater Deutschlands in ersten Rollen die Welt in Erstaunen setzen wollte.

Völlig klar liegen dagegen die Verhältnisse bei dem zweiten Wielandbrief, der sich in Mitau erhalten hat, dem vom 1. August 1789. Im Jahre 1787 hatte Johann August Starck, damals Oberhofprediger in Darmstadt, vor dem Professor der Philosophie an der von dem letzten Herzog von Kurland Peter gegründeten Akademie in Mitau, ein umfängliches Werk über „Kryptokatholizismus, Profelytenmacherey, Jesuitismus und geheime Gesellschaften“ veröffentlicht, in dem er sich gegen den von den Berliner Aufklärern ihm gemachten Vorwurf verwahrte, daß er 1766 in Paris zur katholischen Kirche übergetreten sei, nach seiner Rückkehr nach Deutschland aus Familiensücksichten sich wieder dem Protestantismus zugewandt habe, heimlich aber immer noch dem Katholizismus anhänge und dafür Propaganda mache. Nebenbei griff er ziemlich heftig die Dichterin Elisa von der Recke an, die 1787 den Grafen Cagliostro, der 1779 in Mitau erschienen war, als ordinären Schwindler und Geldschinder entlarvt hatte, nach Frauenart nun aber von einem Extrem ins andere, „aus der Geisterseherei in Nikolaitische Gespensterei und

Jesuitenriecherei“ verfallen war und sich an der Heze gegen den Kryptokatholiken Starck beteiligt hatte. Elisa antwortete 1788 kurz mit „Etwas über des Herrn Oberhofpredigers Joh. August Starck Vertheidigungsschrift“. Ihr sekundierte nun ein kurischer Geistlicher, Karl Dietrich Wehrt, seit 1779 Pastor in Groß-Auß, mit einem Schriftchen „Erklärung an das Publikum wegen eines Briefes den Herrn Doktor und Oberhofprediger Starck betreffend“, in dem er diesen ganz bestimmt als heimlichen Jesuiten bezeichnete und sich dafür auf das ausdrückliche Zeugnis eines kurländischen Adligen berief. Im Rahmen unserer Einleitung brauchen wir den ferneren Verlauf der Fehde nicht zu verfolgen. Wehrt suchte weitere deutsche Kreise gegen Starck mobil zu machen, indem er an führende Männer dortselbst Exemplare seiner „Erklärung“ verschickte. Außer von Wieland, verwahrt die Mitausche Museumsbibliothek Antwortschreiben von dem kurf. mainzischen Statthalter in Erfurt Karl Theodor Freiherr von Dalberg und von dem Fabeldichter Gottlieb Konrad Pfeffel¹⁾. Wieland tritt dem Standpunkt des Verfassers der „Erklärung“ rückhaltlos bei und ist bereit, nötigenfalls auch öffentlich diese seine Stellungnahme für die „so verehrungswürdige Frau“ gegen jenen „gefühl- und schamlosen“ Menschen zum Ausdruck zu bringen.

Kürzer und unbedeutender ist der dritte Brief vom 16. August 1795, der uns nach Reval versetzt. Friedrich Gustav Arvelius²⁾ an den er gerichtet ist, hat die dortige Domschule besucht, dann von 1770 bis 79 in Leipzig Theologie und zugleich die schönen Wissenschaften und neueren Sprachen studiert, ist darauf vierzehn Jahre lang

1) Vgl. zum Vorstehenden Paul Rachel, Elisa von der Recke II, Leipzig 1902, S. 258 f. und Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte 15, 164 ff.

2) Vgl. über ihn Recke-Napiersky, Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Kurland und Estland, 1, 49; 2, 590; Nachträge und Fortsetzungen 1, 15 f. Gödese, Grundriß 5, 400. 404; 7, 462.

im heimischen Estland in zwei Adelsfamilien als Hauslehrer tätig gewesen, bis er 1790 Professor der Theologie am Revaler Gymnasium wurde, in welcher Stellung er am 13. Juli 1806 verstorben ist. Er hat mehrere Gedichte verfaßt, die in der „Estländischen poetischen Blumenlese“, Reval 1779 und 1780, in Kotzebue's „Monatschrift für Geist und Herz“ 1786 und 87 und anderen Zeitschriften zum Abdruck gelangten; wir kennen ferner von ihm ein Duodrama in zwei Aufzügen, „Elisa“, das 1771 in Riga bei Johann Friedrich Hartknoch erschienen ist, und mehrere Schulprogramme; für das estnische Landvolk, um dessen wirtschaftliche und kulturelle Hebung er bemüht war, bearbeitete er den „Kinderfreund“ des um das Volksschulwesen hochverdienten Eberhard von Rochow und das „Not- und Hilfsbüchlein für Bauersleute“ von Rudolf Zacharias Becker. Als Dichter nannte er sich Sembard, d. h. den Barden vom Sem, einem durch seinen Geburtsort Maholm in Wierland fließenden Bach. Ein Exemplar der „Estländischen poetischen Blumenlese“ dedizierte er Wieland, der ziemlich spät, aber seine Gedichte liebenswürdig-beifällig begutachtend, darauf antwortete.

Weimar, den 14ten März 1779

Mein Herr,

Erlauben Sie, daß ich das Vertrauen, so Sie durch Ihre Zuschrift vom 26ten abgew. Monats in den Verf. des Agathons gesetzt haben, in meiner eigenen Person gleich anfangs durch die Unhöflichkeit erwidere, Ihnen zu sagen, daß Sie sich geirrt haben, da Sie mir schrieben, ich würde und müßte lachen, wenn ich mir den Einfall vorstellte, daß ein Mann von Ihrem Stande, in Ihren Umständen, mit Ihren Kenntnissen, kurz ein Mann, der — zu was besserem taugte (denn das wollen Sie doch wohl damit sagen?), sich gerade zu einem Schauspieler determiniere. Ich habe zu Ihrem Entschlusse weder gelacht noch den Kopf geschüttelt. Ein vortrefflicher Schauspieler zu seyn, ist in

meinen Augen eine sehr verdienstliche Lebensart: und einen Roscius¹⁾, einen Garrick²⁾, — warum kann ich nicht auch einen teutschen Nahmen neben diese beyde setzen? — nenne ich mit ebenso viel Ehrerbietung als einen Sophocles oder Menander oder Molière, oder Rafael oder Titian, oder irgend einen andern großen Mann in einem fache, wo es schwer, rühmlich und selten ist, groß zu seyn. Ich begreife aus dem, was Sie mir von Ihrer Denkart über die Kunst des Schauspielers sagen, wie Sie Sich berufen fühlen können, das hohe und wahre Ideal, so Sie Sich davon machen, zu realisieren: und wohl Ihnen, wenn Sie ein Ziel erreichen, welchem sich auf diesem Wege nur zu nähern schon verdienstlich, und bisher nur das Loos einiger weniger von unseren Landsleuten oder Sprachgenossen gewesen ist! Wenn ich Ihnen etwas verdanken sollte, so wär' es vielmehr der Ausdruck, der Ihnen gegen den Schluß Ihres Briefes entwischt ist, da Sie zur Begründung Ihres Wunsches, sich lieber in Gotha als in Hamburg zu engagieren, sagen: „Sie gingen darauf aus, etwas mehr als ein Komödiant zu werden.“ Ich begreife nicht allzu wohl, was Sie unter diesem „etwas mehr“ verstehen können, es müßte denn, wie ich vermuthe, Ihre Meynung gewesen „etwas mehr als ein gemeiner Komödiant“ und das Beywort in der Feder geblieben seyn. Denn wofern die Ergreifung dieser Lebensart nur ein pis aller wäre, und der Begriff eines großen Schauspielers nicht fähig wäre, Ihren ganzen Ehrgeiz auszufüllen, — so würde jedes andere métier mehr zu rathen seyn als dieses.

Doch wozu sage ich Ihnen so was, das sich nach Ihren vorgängigen Äußerungen kaum vermuthen läßt — Lieber wünschte ich Ihre gute Meynung von mir durch die Dienstleistung, die Sie von mir erwarten, als durch einen Rath, dessen Sie wohl bedürfen, zu rechtfertigen.

1) Römischer Schauspieler c. 134—62 v. Chr.

2) David Garrick, englischer Schauspieler und dramatischer Dichter (1716—79).

Aber Sie haben, in der großen Entfernung, worin ich Ihnen erscheine, sich einen zu großen Begriff von meinem Einfluß gemacht. Ich habe ganz und gar keinen auf das Gothaische Hoftheater. Es hängt, so viel ich weiß, die Regie desselben hauptsächlich von dem Herrn Bibliothekar Reichard¹⁾ zu Gotha ab, welcher Ihnen als einer unserer neueren Beaux-Esprits und als Herausgeber des Theater-Journals²⁾ und des Gothaischen Theater-Kalenders³⁾ wie auch der in abgewichenem Jahre angefangenen Bibliothek der Romane⁴⁾ vielleicht bekannt ist. Ich stehe mit diesem jungen Manne nicht nur in keinerley Verbindung, sondern habe auch Ursache zu glauben, daß eine unmittelbare Adresse an ihn selbst Ihnen viel eher zu Ihrem Zwecke helfen würde als eine Empfehlung von mir. Herr Schweizer⁵⁾ kann, wie ich glaube, in dieser Sache gar nichts thun. Ob Sie aber wohl thäten, das Gothaische Theater (gesetzt auch, daß es von Ihnen abhinge dabey engagiert zu werden), dem Hamburgischen vorzuziehen, ist eine andere Frage. Jenes scheint unmerklich zu sinken, und es ist schon um einige Stufen nicht mehr, was es war; der Herzog soll, wie man sagt, das Vergnügen nicht mehr daran finden, das er anfangs daran hatte⁶⁾, und

1) Heinrich August Ottokar Reichard (1751—1828), den der Herzog von Gotha mit der dramatischen und finanziellen Leitung des Theaters betraut hatte.

2) Theater-Journal für Deutschland, 22 Hefte, Gotha 1777—84.

3) Theater-Kalender, Gotha 1775—1800.

4) 21 Bände 1778—94.

5) Der Opernkomponist Anton Schweizer (1737—87). Als Musikdirektor bei der Seylerschen Gesellschaft in Weimar wurde er mit Wieland befreundet, der den Text für seine am 28. Mai 1773 mit großem Beifall erstmalig aufgeführte Oper „Alceste“ lieferte. Dann Kapellmeister Herzog Ernst II. von Gotha.

6) Das Gothasche Hoftheater schloß mit dem 24. September 1779, nachdem es 276 Schau- und Singspiele in 347 Vorstellungen zur Aufführung gebracht hatte. Im Anmut über die unaufhörlichen Hänkereien und Eifersüchteleien in der Truppe befahl der Herzog ihre Auflösung.

wenn dies seine Richtigkeit hätte, so wäre auf die Dauer dieses Instituts keine große Rechnung zu machen. Doch vielleicht könnte ein neuer Acteur, der geschickt wäre, eine starke Sensation zu machen, dem ganzen Werke wieder Schwung und Leben geben? Und vielleicht sind Sie der, dem das Schicksal diese Rolle zugedacht hat? Auf alle Fälle wäre doch wohl das beste, Sie kämen selbst, producierten sich und ließen es dann darauf ankommen, ob man Ihnen Anträge machte, anstatt selbst welche zu machen. Ein noch Unbekannter, der auf 150 Meilen weit seine Dienste anbietet, hat natürlicherweise unendlich viel Nachtheil gegen den, der selbst kommt, gesehen und gehört wird, nichts zu verlangen scheint, und überhaupt durch seine Gegenwart à portées ist, sich jeden günstigen Umstand zu nutz zu machen und die Zügel anzuziehen oder nachzulassen, je nachdem ers für gut befindet. Ich weiß nicht, ob Ihnen dieser unmasgebliche Rath convenieren kann, aber wenn Ihnen Ihre Umstände eine solche Reise zulassen, so bin ich überzeugt, daß persönliche Gegenwart und abgelegte Proben wo nicht das einzige, so doch das kürzeste und gewisste Mittel sind, es sey in Berlin oder Hamburg oder Dresden oder Gotha, zu Ihrem Zwecke zu gelangen.

Und noch eins. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß Herr Böck¹⁾ ein guter, wiewohl von einigen über die Gebühr erhobener und von andern zur Ungebühr erniedrigter Schauspieler, zu Gotha gerade im Besitz derjenigen Rollen ist, welche Sie für Ihre angemessensten erklären, und daß es schwer halten würde, diesen Lieblingsacteur des dortigen Publikums aus seinem Reiche zu vertreiben.

Aus all diesem, Mein Herr, erhellet deutlich genug, daß ich Ihnen mit allem meinem guten Willen, zu der Absicht, welche die Veranlassung Ihrer Zuschrift war, nicht förderlich seyn kann. Überhaupt ist das Theater

¹⁾ Johann Michael Böck (1743—93). Nach der Auflösung des Gothaschen Hoftheaters ging er nach Mannheim.

gar nicht mein Fach, und ich stehe mit keiner unserer teutschen Schaubühnen, seit den vier Jahren, daß die Seilerische Gesellschaft von hier entlassen wurde, in gar keiner Connexion. — Indessen hab' ich es für meine Schuldigkeit gehalten, Sie wenigstens nicht lange in Unge-
wissenheit zu lassen, ob ich etwas zu Ihren Diensten thun könne — da dies vor der Hand das einzige ist, womit Ihnen die vorzügliche Hochachtung, die Sie ihm eingestößt haben, beweisen kann

Dero
gehorsamster Diener
Wieland

Adresse: A Monsieur
Monsieur Mellefont
Homme de Lettres
Franco Wittenberg à Mitau

Weimar, den 1. Aug. 1789

Hochehrwürdiger Herr Pastor,

Sehr verehrter Herr und Freund,

Wie alles Böse in dieser sublunarischn Welt immer zu Etwas gut ist, so hat auch der ärgerliche Unfug, den der D. Starck seit geraumer Zeit durch seine dem Nahmen eines Gelehrten und eines Geistlichen Schande machenden Streit und Schmähschriften in unsrer teutschen Welt ange-
richtet hat, wenigstens zwey gute Dinge veranlaßt: das eine, daß die Welt in Ihnen, mein theuerster Herr Pastor, einen von diesen — leider! zu seltenen — w a h r h a f t e d e I n Männern kennen lernt, die den Muth haben, die Wahrheit auch mit Aufopferung ihrer Ruhe und mit Gefahr, sich Tadel und Feindschaften zuzuziehen, laut und öffentlich Zeugniß zu geben: und das andere, daß die verbindliche Zuschrift, womit Sie das Geschenk Ihrer lesenswürdigen Schrift zu begleiten die Güte gehabt haben, mir die doppelte Freude gemacht hat, in Ew. Hochehrw. einen neuen furländischen Freund, und in diesem einen

Neffen meines unvergeßlichen Jugendfreundes und Commilitonen, des Herrn Pastor Büttner¹⁾, kennen zu lernen. Für beydes empfangen Sie hier meinen besten Dank. Ich habe, so kostbar mir auch meine Zeit ist, Ihre Erklärung an das Publikum pp. mit der ganzen Aufmerksamkeit, die sie verdient, gelesen. Sie macht Ihrem Kopf eben so viel Ehre, als es die Ruhe und Bescheidenheit, womit sie geschrieben ist, Ihrem Charakter, und besonders das Sentiment, das Sie öffentlich aufzutreten bewogen hat, Ihrem Herzen, bey allen, die nicht selbst (mit der Frau v. Sevigné zu reden) einen Kürbis statt des Herzens in der Brust haben, machen muß. Alle braven Leute von meiner Bekanntschaft denken hierüber ebenso wie ich; und Sie können ganz sicher darauf rechnen, daß das ganze Vernünftige und unpartheyische Publicum auf Ihrer Seite ist. Sie müssen davon auch schon mehrere öffentliche Zeugnisse gesehen haben; und ich selbst, so ungern ich mich an Herrn D. Starck besudeln möchte, würde (falls auch meine laute Stimme der guten Sache so nöthig wäre als ich sie für entbehrlich halte) kein Bedenken tragen, das, was ich Ihnen hier schreibe, dem großen Publico noch ungleich stärker und bestimmter zu sagen. Ich wünsche, nicht dazu genöthigt zu werden: aber ich würde mich dessen kaum enthalten können, wenn der Herr Ritter vom fuchsrothen Adler fortfahren sollte, an einer so verehrungswürdigen Frau, wie die Frau von der Recke ist, nicht — zum Ritter werden zu wollen, sondern sich ein Verfahren und einen Stil gegen sie zu erlauben, dessen nur ein Mensch ohne alles Gefühl und ohne Schaam fähig sein kann. In

1) Johann Georg Büttner, geb. 5. Nov. 1732 in Wernigerode, einer alten kursächsischen Predigerfamilie entstammend, 1756 Pastor in Schlegel in Kurland, 1779 Assessor des Piltenschen Konsistoriums, 1795 Piltenscher Superintendent, gest. 22. April 1803. Auf der Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg war er mit Wieland zusammen. Kallmeyer-Otto, Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands, Riga 1910, S. 296 f.

der That sehe ich nicht, was für Waffen diesem Mann der böse Dämon, unter dessen Einflüssen er steht, noch in die Hände spielen könnte, oder, richtiger zu reden, durch was für magische praestigias er, der jetzt so ganz zu Boden geworfen ist, dem großen Haufen weiß machen wollte, er stehe und sey mit Sieg gekrönt. Indessen hat er doch seinen schmutzigen Handschuh abermals in unsre Mitte geworfen, und droht gewaltige Thaten. Wir wollen sehen, auf was für einem Thiere, Rosinante, Grauschimmel, Bremse oder Stinkkäfer dieser clericalische Strauchritter aufgezogen kommen wird. — Doch der unglückliche Mann, der sich selbst so übel verwickelt hat, daß er nun gewissermaßen genöthiget ist, sein Heil mit losen Künsten zu versuchen, ist vielleicht noch mehr bedauernswürth als verspottenswerth. Nun ist er freylich aufs äufferste und also zu verzweifelten Mitteln gebracht: aber wie leicht hätte er anfangs, durch eine offen und edelmüthige Erklärung, durch ein bloßes in allgemeinen terminis abgefaßtes Geständniß, daß er in seiner Jugend auf diesen labyrinthmäßigen Wegen pp. in einige Verirrungen gerathen sey, Alles wieder gut machen und das ganze Publicum auf seine Seite bringen können, ohne daß man so unbillig und inhuman mit ihm verfahren wäre, zu verlangen, daß er sich in eine detaillirte Confession einlassen müße! — Aber, um eine Übereilung oder einen Fehltritt mit guter Art öffentlich zu gestehen, wie Sie, Mein verehrenswerther Freund, gethan haben, muß man freylich eine andere Art von Herz als D. Starck, und ohne Zweifel auch eine bessere Sache haben als er. Denn freylich ist die Unvorsichtigkeit, deren Sie Sich selbst auf eine so edle Art zu Anfang Ihrer Schrift anklagen, im Grunde kein Fehler, wenigstens kein moralischer; und, wenn ich Ihnen aufrichtig sagen soll, wie ich über diese Sache denke, so sehe ich hier platterdings keinen Tort als auf Seiten derjenigen (wer sie auch seyn mögen), welche „für die Wahrheit lautes Zeugniß ablegen könnten und

(schwach und klein genug sind) sich durch Bequemlichkeiten pp. abhalten (zu) lassen" u. s. w. — kurz, welche glauben, man dürfe wichtige Thatsachen und Aufschlüsse, woran dem Publico, der Menschheit, der Nachwelt, der bürgerlichen und der allgemeinen Menschlichen Gesellschaft gelegen ist, aus irgend einer besondern Rücksicht und Nebenabsicht in Geheimniß und ewiges Stillschweigen begraben, da doch keine heimliche Verbindung, kein gegebenes Wort, kein Schwur, ein vor dem Richterstuhl der Vernunft und des Gewissens gültiger Grund seyn kann, Privatconsiderationen dem allgemeinen Besten vorzuziehen. Doch hierüber vielleicht bey anderer Gelegenheit ein mehreres. Die Vorstellungsort der Menschen ist freylich so unendlich mannfaltig, daß man sich in Dingen dieser Art vor temerairren und intoleranten Urtheilen nicht genug hüten kann: aber doch kann ich meine Vernunft nicht so übertäuben, um nicht zu sehen, daß diejenigen, die Eu. Hochehrw. übel ausdeuten, sich einer sehr guten Sache und einer der edelsten und besten Frauen, die jemals dem weiblichen Geschlecht Ehre machten, gegen einen der schlechtesten Menschen auf Gottes Erdboden, so wie es einem freyen und edelgesinnten Manne ziemt, angenommen zu haben, daß, sage ich, diese Leute sehr engbrüstige Begriffe von dem, was dem rechtschaffnen Manne Pflicht ist, haben müssen. Wehe dem, der nicht mehr Gutes tut, als wozu durch das Bürgerliche Gesetz g e z w u n g e n werden kann! — Doch es ist Zeit zu schließen. Der Gedanke ist mir sehr angenehm, daß unsre Seelen, der großen Strecken Landes, die uns trennen, ungeachtet, sich immer nahe seyn werden. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, und bleiben meiner wahren Hochachtung und Ergebenheit auf immer versichert.

Wieland

Schreiben Sie es, lieber Arvelius (wenn ich anders so viele Großmuth von Ihnen erwarten darf) eher jeder anderen ersinnlichen Ursache als einer gefühllosen Gleich-

gültigkeit zu, daß diese Zeilen das erste Zeichen der Hochschätzung, die Sie von jedem verdienen, der nicht ganz ohne Sinn für die holden Gaben der Musen ist, und des Dankes, den Sie mir insonderheit zur Pflicht gemacht haben, sind. Ich versuche nicht zu entschuldigen, was nicht zu entschuldigen ist, wiewohl mein Herz keinen Theil daran hat. Verzeihen Sie es der häufigen, oft unbegreiflichen Zerstretheit eines alten Mannes, dem unter mancherley eignen Geschäften, die seine Aufmerksamkeit fesseln, und tausend zufälligen und momentanen Ansprüchen, die auf selbigen von aussen gemacht werden, sein überladenes Gedächtniß oft dann, wo dessen Dienst am nöthigsten wäre, ungetreu wird. Wenn es Ihre Zufriedenheit vermehren kann, von mir zu vernehmen, daß Sie mir durch Ihre Gedichte lieb und interessant worden sind: so überlassen Sie sich diesem Gefühl ohne Besorgniß, dadurch getäuscht zu werden; und wenn mein Urtheil und meine Bitte etwas bei Ihnen vermag, so fahren Sie fort, nicht nur Nebenstunden, sondern (wenn anders, wie ich wünsche, das Schicksal Ihnen hierzu günstig genug ist) selbst Ihre heitersten und freyesten Tage dem Dienst der Muse, die Ihnen so hold ist, zu widmen. Unter Ihren Liedern sind viele von untadelicher Schönheit (so z. B. p. 23. 31. 34. 47 und vor allem die so innig rührenden Klagen einer Wittwe p. 64), viele in einem hohen Grade anmuthig, naiv, leicht und gefällig (z. B. p. 20. 43. 57. 69. 74. 76. 91 pp.). Andere Stücke zeichnen sich durch Wiß und Laune, gefällige Wendungen und zierliche Leichtigkeit aus. An jedem ist viel zu loben und keines ist der Gesellschaft der übrigen unwerth. Kurz, lieber Freund und jüngerer Bruder in Apollol! Nach so schönen und so geistvoll duftenden Blumen und Blüthen sind wir berechtigt, noch viele herrliche Früchte von Ihnen zu erwarten. — Wenn Sie mir (wie ichs einem jungen Mann von Ihrem Geist und Herzen zutraue) g a n z verzeihen können, so bitte ich Sie um Ihre Freundschaft und versichere Sie aus vollem

Herzen meiner vorzüglichsten Hochachtung und wahren
Ergebenheit.

Weimar, d. 16. August 1795

C. M. Wieland

Schiller und das Balttenland

Zum Todestage des Dichters (9. Mai 1918)

Am 9. Mai 1905, Schillers hundertjährigem Todestage, fanden in den Ostseeprovinzen allenthalben Gedächtnisfeiern statt. In Riga wurde am Abend des 25. April a. St. (8. Mai n. St.) im Stadttheater ein Festspiel von Erich Schrenck, „Schiller im Spiegel der Zeiten“, aufgeführt, aus dem besonders die zweite Szene einen tiefen Eindruck hinterließ: Sie spielt am 9. Mai 1805 in Weimar in Goethes Arbeitszimmer; Goethe macht im Gespräch mit seinem Freunde Heinrich Meyer, Professor an der Zeichenakademie, seinem von banger Sorge um Schillers Leben gepreßten Herzen Luft und spricht zugleich geistvolle Urteile über Schiller (Eckermanns Gesprächen entlehnt), erhält dann von Christiane die Nachricht vom Tode Schillers und dichtet endlich, aus seiner Betrübniß sich aufraffend, an dem „Epilog zu Schillers Glocke“. Am 26. wurden „Wallensteins Lager“ und „Die Piccolomini“, am 27. „Wallensteins Tod“ im Rigaer Stadttheater aufgeführt. Unter den Schillerauffäßen, die damals in Rigaer Zeitungen erschienen, befand sich auch bereits in der „Dünazeitung“ vom 3. (16.) Mai ein fesselnder Bericht aus der Feder Otto von Schillings über die Aufführung von „Kabale und

Liebe" in Eauchstädt am 7. Mai und über die Veranstaltungen, an denen er am 9. vormittags in Jena und am Nachmittag und Abend desselben Tages in Weimar teilgenommen hatte. In Mitau wurde am 6. und 8. Mai im Gewerbeverein „Maria Stuart“ aufgeführt; ein herrlicher Prolog von Karl Worms ging voraus. Am 9. veranstaltete die altehrwürdige „Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst“ eine sehr eindrucksvolle Schillerfeier. Auch in Libau und Reval und anderwärts wurde der Tag gefeiert. Aber nicht nur baltische Kreise und Zeitungen, sondern auch lettische und estnische nahmen von diesem Gedenktage Kenntnis. Freilich fiel er gerade in die aufgeregte Revolutionszeit, und deshalb war man dort eigentlich nur für die „Räuber“ empfänglich.

Schiller hatte schon bei Lebzeiten im Baltischen Lande Leser und Verehrer und ist im Laufe seines Lebens verschiedentlich zu Personen baltischer Herkunft in Beziehungen getreten. Zwar die jungen baltischen Adligen, die die Karlschule in Stuttgart besuchten, waren alle jünger als er, und nur einer, Johann von Bencendorf, der später russischer General geworden ist, war ein halbes Jahr mit ihm zugleich auf der Schule, hat aber kaum mit dem fünf Jahre älteren, am Ende seines Studiums stehenden Kommilitonen in Verbindung gestanden. Dagegen hatte Schiller in Jena zwei berühmte Balten zu Kollegen: den Mediziner Justus Christian von Loder und den Chemiker Alexander Nikolaus von Scherer. Scherer, der 1771 in St. Petersburg geboren ist, die Rigasche Domschule besucht hat und 1803 einem Rufe als Professor der Chemie an die neugegründete Universität Dorpat folgte, hat nur kurze Zeit in Jena doziert und scheint wegen seines Wesens Schiller nur wenig gefallen zu haben. Dieser schreibt am 31. Juli 1798 an Goethe: „Es ist eine ganz gemüthlose Natur und so glatt, daß man sie nirgends fassen kann.“ Loder ist 1753 in Riga geboren und dort vorgebildet, studierte in Göttingen und übte sodann 25 Jahre lang (1778 bis 1803) als

Professor der Anatomie und Chirurgie in Jena auf die Studenten aus nah und fern eine mächtige Anziehung aus. Später ist er noch viele Jahre lang in Moskau tätig gewesen und dort als Greis von über 80 Jahren gestorben. Zwischen der Schillerschen und der Loderschen Familie hat ein kollegial-freundschaftlicher Verkehr stattgefunden, wenn auch zwischen unserem Dichter und dem Mediziner selbst keine gerade herzlichen Beziehungen sich angeknüpft zu haben scheinen. Die Jenaer Studentenschaft empfing bekanntlich Schiller mit lodrender Begeisterung. Zwei ihr zugehörige junge Livländer hatten das Glück, unserem Dichter und dessen Familie näherzutreten: Gustav Behaghel von Adlerskron und Karl Gotthard Graß. Der erste war keine irgendwie hervorragende Persönlichkeit und ist nur deshalb nicht der Vergessenheit anheimgefallen, weil „ein günstiges Geschick ihn zeitweilig mit einem Unsterblichen in Berührung gebracht hat“. Auf einem livländischen Gute geboren, war er in russischen Heeresdiensten bereits bis zum Gardeskapitän aufgerückt, als er sich 1788 auf einer Reise durch Deutschland entschloß, seiner militärischen Laufbahn zu entsagen und sich wissenschaftlichen Studien zu widmen. Während der eineinhalb Jahre, die er unter dem Namen Le Bon in Jena zubrachte, war er nicht nur einer der fleißigsten Zuhörer Schillers, sondern auch ein immer gern gesehener Gast in dessen Hause, zumal nachdem er bei einer schweren Erkrankung des Dichters sich eifrig an der Pflege mit beteiligt hatte. Als Adlerskron dann nach Stuttgart übersiedelte, verkehrte er dort auch mit Schillers Eltern. Schiller und seine Verwandten bemühten sich, ihm eine Hauslehrerstelle zu verschaffen, aber Adlerskron konnte in Deutschland nicht Fuß fassen und kehrte bald in die Heimat zurück, wo er erst im hohen Alter von 75 Jahren 1842 auf seinem Gute gestorben ist. Geistig weit bedeutender als er war Graß, der 1786 bis 90 in Jena Theologie studierte, aber vielmehr zur Kunst hinneigte. Als Zeichner und Landschaftsmaler zog er bald die Aufmerksamkeit der

Zeitgenossen, u. a. Goethes, auf sich. Besonders glückten ihm Schweizer Landschaften. Auch dichterisch gab er seiner Begeisterung für die Schönheit und Freiheit der Schweiz, „des Landes der Telle und der Winkelriede“, Ausdruck. Der erste Band der „Neuen Thalia“ (1792) enthielt zwei Gedichte „eines jungen Malers“, in dem wir eben unsern Graf erkennen: „Der Rheinfall“ und „Erinnerungen an die Schweiz“. Es ist nicht unmöglich, daß bei Schiller, als er viele Jahre später von dem Schweizer Nationalhelden angezogen wurde, Anregungen nachwirkten, die er von Graf empfangen hatte. Auch Graf war ein echter Hausfreund der Schillerschen Familie, hat Freud' und Leid mit ihr geteilt, hat Schiller mit pflegen helfen, „der wie ein Sokrates aus seinem Krankenbette mit mir auf Wiedersehen anstieß und mich bis ins Innerste dadurch bewegte“, und ist von ihm in nachhaltiger Weise für sein ganzes Leben beeinflusst worden. Wenn er ihm später einmal erklärte: „Sie vermögen unendlich viel über mich . . . Ich werde und kann sie nie vergessen. In der Geschichte meines Geistes und Herzens und meiner ganzen Humanität komm' ich immer auf Sie zurück“ — so sind das keine Phrasen. Und erschütternd ist die Totenklage, die Graf anstimmt, als er die Nachricht vom Heimgang Schillers erhalten hatte: „Ich bin stumm, und meine Brust ist wie der lautlose Stein, die Welt ist mir verödet und so gleichgültig, daß ich mitten unter der Unruhe der Menschen beinahe furcht- und gedankenlos umherwandle Aber sanft und melodisch sei die Klage um ihn, dessen Seele so ganz Harmonie war“

Mit den beiden hochgestellten kurländischen Schwestern, die in den letzten Jahrzehnten des 18. und den ersten des 19. Jahrhunderts so vielen deutschen Dichtern, Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern persönlich oder brieflich nahegetreten sind, der Herzogin Dorothea von Kurland und Elisa von der Recke, ist Schiller nur flüchtig in Berührung gekommen. Ueber die erste urteilt er unterm 6. Juni 1802,

nachdem er sie in Weimar in der „Komödie“ getroffen hatte: „Sie ist ein sehr reizendes und angenehmes Geschöpf.“ Von Elisa lernte er zunächst nur bei der Bürgermeisterin und Dichterin Bohl in Lobeda bei Jena die Büste kennen („Es ist keine gemeine Physiognomie“). Auch als sie im folgenden Jahre zwei Tage in Weimar weilte, scheint Schiller sie nicht persönlich kennengelernt zu haben (13. November 1788: „Frau von der Recke soll sich diesmal mehr zu ihrem Vorteil in Weimar ausgenommen haben“). Ein Jahrzehnt später unterzog er sich nur widerstrebend der Aufgabe, ein großes Lustspiel, das er von der Recke erhalten hatte und „das in den Horen des nächsten Jahrganges Platz haben sollte“ (an Cotta 5. Januar 1798), umzuarbeiten.

Ein Originalbrief von Schiller an den Dorpater Professor Karl Morgenstern vom 9. Juli 1795 befindet sich in dessen Nachlaß auf der (jetzt verschleppten) Dorpater Universitätsbibliothek. Eine Reinschrift der Prosabearbeitung des Don Carlos, zu der Schiller eigenhändig das Personenverzeichnis und einige Berichtigungen hinzugefügt hat, wird auf der Rigaer Stadtbibliothek aufbewahrt. Schiller hat diese Bühnenbearbeitung im Frühjahr 1781 in Dresden dem Rigaer Theaterdirektor Siegfried Gotthilf Koch-Eckardt für 130 Taler verkauft.

Wenig bekannt endlich ist es, daß das älteste Schillerdenkmal im Baltischen Land zu finden ist. Es wurde bereits 1813 auf der Insel Pucht bei Werder, der Insel Moon gegenüber, von einer Frau Wilhelmine von Helwig in Form eines Obelisken errichtet. Auf der Rückseite stehen die Worte:

„Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte,
schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
du schufst fürs Herz, du wirst unsterblich leben.“

Schillersche Gedichte und Dramen in estnischer Beleuchtung

Im Jahre 1859 erschien in der estnischen Zeitschrift „Postimees“ (Postillon) zum 100. Geburtstage Schillers ein „Schillerfeste“ überschriebener Artikel, den fast vollständig in wörtlicher deutscher Übersetzung zu wiederholen sich wohl verlohnt:

„Die Deutschen haben in diesen Tagen überall, in jedem Lande und in jeder Stadt große Feste gehabt, wovon viele unserer Leser auch gehört haben werden. Am Martinitage wurden es 100 Jahre, daß in Deutschland ein großer Dichter geboren wurde, mit Namen Schiller (in unserer Sprache Siller). Uns sind sein Name und seine Lieder meistens wohl eine recht unbekannte Sache, aber um so bekannter und teurer sind sie den Deutschen. Schon mehrere Wochen vor dem Tage stand beinahe nichts anderes in den Zeitungen als lange Beschreibungen von Schillerfesten, wie dieser Gedenktag hier oder dort gefeiert werden sollte. Der Kalender des Auslandes ist 12 Tage vor dem unseren voraus, daher fiel der 10. November, an welchem Tage man das Andenken Schillers feierte, auf den 29. Oktober. Nun gab's Leben. Wo nur Deutsche wohnen, gab's Feste. Man sang die Lieder Schillers, man las die Bücher Schillers oder man sagte sie auswendig her, wie ein jeglicher verstand. Dabei aß und trank man und rief oft: „Hurra! Es lebe das Andenken Schillers, der unter unserer Volke der größte Dichter war!“ — Geistliche Lieder, welche passend in der Kirche zu singen wären, habe ich von ihm wohl nicht gesehen, obgleich der Titel eines berühmten Liedes „Die

Kirchenglocke“ heißt. Aber Geistesgaben hatte Gott ihm allerdings derart gegeben, wie es selten bei einem Sterblichen vorkommt. Alle seine Lieder und Schriften, die er in seiner deutschen Sprache geschrieben, sind voll süßer Weisheit, als ob ihm Gold aus der Feder geträufelt wäre, obgleich sie nicht so von innerer Geistesweisheit sprechen, wie die Werke, die Luther und andere fromme Männer uns hinterlassen haben. Es haben im deutschen Volke viele weise Männer gelebt und leben noch, aber Schiller ähnliche wohl wenige. Die Deutschen halten ihn für den hellsten Stern, der unter ihren weisen Männern erglänzt. Uns sind seine Gedichte und Schriften etwas hoch zu verstehen und schwer in die Landessprache zu übersetzen, sie passen uns wie ein Tuchrock hinter dem Pfluge. Wir sind in der Entwicklung noch nicht so weit. Schiller ist uns wie ein Fruchtbaum mit hohen Ästen, an dessen Früchte wir nicht heranreichen. Es ist von seinen Schriften meines Wissens noch nichts ins Estnische übersetzt, was uns wohl auch eine fremde Speise wäre. Möge das für ein kommendes Geschlecht bleiben. Wer von ihm etwas erfahren will, mag irgendeinen Deutschen bitten, oder solche, die deutsch gebildet sind, daß sie ihm von Schiller erzählen . . . So wie vorher über die Vorbereitungen in den Zeitungen berichtet wurde, so ist nun die Presse gefüllt von Beschreibungen, wie die feste waren, aber darüber länger zu sprechen, haben wir keinen Platz, keine Zeit, keinen Nutzen. Von Otto Wilhelm Masing hatten wir mehr.“

Wir sehen daraus, daß unser großer deutscher Dichter damals noch den Esten fast ganz unbekannt war. Deutsche Geisteskultur war ihnen, ebenso wie den Letten, von ihren größtenteils in Dorpat gebildeten Geistlichen nahegebracht worden; sie konnten sie sich daher nur in Verbindung mit ihrem Protestantismus und ihrer Kirche denken. Daher vergleicht der Verfasser Schiller mit „Luther und anderen frommen Männern“, daher hat er sich auch, als er sich

beim Nahen des Jubiläumstages mit Schiller zu beschäftigen anfing, auf die „Glocke“ gestürzt, weil er darin ein geistliches Lied vermutete; er hat dann auch noch andere Gedichte Schillers gelesen, ist aber im allgemeinen, da er mit ganz falschen Voraussetzungen an ihn herantrat, ziemlich enttäuscht; die Schillersche Muse ist ihm zu fremdartig und zu abstrakt; mit köstlicher Naivität schließt er: „Von Otto Wilhelm Masing hatten wir mehr.“ Masing, Propst der Dorpater Diözese, gestorben 2. März 1832, hat sich mit der estnischen Sprache und dem estnischen Volkstum viel beschäftigt, hat dem estnischen Bauernvolke eine Menge nützlicher Bücher, eine Biblische Geschichte und einen Katechismus für den Religionsunterricht, aber auch ABC-Bücher und Rechenbücher, Übersetzungen von Gesetzen und Verordnungen und populär-medizinischen Traktaten geschenkt und hat es somit in der That unmittelbar ungleich mehr gefördert als Schiller. Und doch ist auch dieser ein rechter Wohltäter der Esten gewesen. Der Verfasser jenes Artikels scheint nicht gewußt zu haben, daß eins der berühmtesten und beglückendsten Gedichte von Schiller, sein „Lied an die Freude“, damals schon zweimal ins Estnische übersetzt worden war. Zum ersten Male 1817, also 12 Jahre nach dem Tode des Dichters und 32 Jahre nach der Entstehung des Gedichts. Natürlich war es ein Geistlicher, der diese Übersetzung vollbrachte: Otto Reinhold Holz, der auch mehrere Gesetze, ferner aber z. B. auch eine Schrift über den Scheintod und eine Hebammenkunst, ins Estnische übersetzt hat. War diese erste Übersetzung noch ziemlich mangelhaft und holprig, so ist die zweite als wohl gelungen zu bezeichnen. Sie stammt von keinem Geringeren als dem ersten Kenner und Erforscher der estnischen Sprache und Literatur, von Friedrich Reinhold Kreutzwald, 1833–77 Arzt in Werro, der sich durch Herausgabe estnischer Märchen, Sagen und Lieder, besonders durch seine Ausgabe des Heldengedichts Kalewipoeg, sehr verdient gemacht hat. Er hat auch

noch andere Schillersche und Goethesche Gedichte ins Estnische übertragen, ferner z. B. Körners „Schwertlied“ und Hauffs „Morgenrot“, Bürgers „Leonore“ und, nicht zu vergessen, Luthers „Ein' feste Burg“. Zum dritten Male erschien „Das Lied an die Freude“ 1861, zum vierten Male 1887 in estnischer Übersetzung. Je viermal ist auch Schillers „Glocke“ und „Sehnsucht“ ins Estnische übertragen worden. Auch seine schönsten Balladen sind dann den Esten zugänglich gemacht worden: „Taucher“, „Handschuh“, „Ring des Polykrates“, „Kraniche des Ibykus“, ferner „Hektors Abschied“, „Teilung der Erde“, „Huldigung der Künste“ u. a. Von Schillers Dramen haben Übersetzungen oder freie Übertragungen ins Estnische erlebt: zuerst (1876) „Die Braut von Messina“, später „Wilhelm Tell“ und die „Jungfrau von Orleans“, ferner „Der Neffe als Onkel“ und — bezeichnenderweise während der lettisch-estnischen Revolution von 1905 „Die Räuber“.

Über das Eindringen Schillers in die Lettische Literatur sind wir weniger gut unterrichtet. Merkwürdigerweise sind auch dem Lettenvolke zuerst „Das Lied an die Freude“ (1804) und „Die Glocke“ (1826) dargeboten worden, danach „Der Taucher“ und „Das Mädchen aus der Fremde“. Von Schillerschen Dramen wurden zuerst „Die Räuber“ 1885 im lettischen Theater zu Mitau, 1894 in dem zu Riga aufgeführt. In Riga erlebten ferner Aufführungen „Kabale und Liebe“ (1889), „Die Jungfrau von Orleans“ (1895), „Maria Stuart“ (1897) und „Don Carlos“ (1900).¹⁾

1) Nachschrift: Der Herr Verleger teilte mir die merkwürdige Tatsache mit, daß das lettische (Räte-)Theater in Riga im Januar d. J. mit einer Aufführung von Schillers „Tell“ eröffnet worden ist.

Erinnerungen an Goethe und Friedrich den Großen im Mitauschen Museum

(Aus der „Festnummer“ der Mitauschen Zeitung vom 1. August 1916)

Andersen hat in seinen Märchen wiederholt die Fiktion benutzt, daß leblose Gegenstände, Porzellanfiguren, Bleisoldaten, Kaffeekannen und Sahnetöpfchen — Verzeihung! Schmandtöpfchen — zur mitternächtigen Stunde Leben und Sprache bekommen und eine Unterhaltung beginnen. Wenn einmal in der Geisterstunde die einzelnen Gegenstände im Mitauschen Museum, die ausgegrabenen Urnen, Ringe, Pfeilspitzen und Angelhaken, die ausgestopften Bären, Wölfe, Füchse, Elche, die Schlangen in Spiritus, die einbalsamierten Mumien, die Trophäen von der Coopschen Weltreise, die Rüstungen, Waffen, Skulpturen, Gemälde, Handzeichnungen, Autographen ihre Lebensschicksale zu erzählen anfangen wollten — das würde ein Stimmengewirr geben! — Darin besteht ja der Reiz solcher kleiner Provinzialmuseen, daß sie nicht zu viel enthalten, daß aber jeder Gegenstand seine eigene Geschichte hat.

Da ist z. B. ein Trinkglas mit einer Abbildung von Goethes Wohnhaus in Weimar. Wir können seine Geschichte etappenweise zurückverfolgen. In den „Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst“ lesen wir, daß ein Dr. med. von Brackel, dessen sich noch mancher der älteren Mitauer erinnern wird, es in der 529. Sitzung der Gesellschaft am 5. Februar 1864 für das Museum überreichte. Herr von Brackel hatte das Glas von seinem Vater erhalten. von Brackel sen. war in St. Petersburg im 1. adligen Kadettenkorps erzogen worden, hatte aber dann die Offizierslaufbahn wegen

schwerer, langandauernder Krankheit aufgeben müssen und sich in Riga niedergelassen, wo er der Führer eines für Kunst und Literatur lebhaft interessierten Kreises wurde. Ihm vor allem war es zu danken, daß 1837 in Riga ein neues Theater eröffnet werden konnte; als Direktor hatte man den berühmten Dichter, Dramaturgen und Rezitator Karl von Holtei berufen. Dieser verkehrte nun häufig im Brackelschen Hause, und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit überreichte er dem Hausherrn unser Glas mit einem Begleitgedicht, datiert: Riga, 29. April 38, das uns den ersten Besitzer und Schenker des Pokals nennt und damit ihm erst recht Ansehen und Wert gibt:

Aus Goethes Hand hab ich dies Glas empfangen,
Es war gefüllt mit seinem Lieblingswein.
Dem Freudenrausche jener Zeit umfangen,
Trank ich sein Wohl, und alle stimmten ein.
So hat es mich begleitet allerwegen,
Dem heitren Süden bis zum rauhen Norden;
Wie es mir dreifach lieb und wert geworden,
Bring ich's am heut'gen Tage dir entgegen.
Nimm es als eine wohlgemeinte Gabe!
Sie hat nur Wert, weil ich von Ihm sie habe!

Wann Holtei das Glas von Goethe geschenkt bekommen hat, steht dahin. Wahrscheinlich in der Zeit vom 5. Februar bis 18. März 1828, in der Holtei in Weimar im Stadthause Vorlesungen hielt. Vielleicht am 8. März 1828. An diesem Tage war er nämlich mit anderen Gästen bei Goethe zu Mittag. „Blieben lange unter guten, lebhaften Gesprächen“, bemerkt Goethe in seinem Tagebuche. Das paßt zu der von Holtei in dem obigen Begleitgedicht angegebenen Situation.

ferner finden sich in der Autographensammlung der Museumsbibliothek zwei Stammbuchblätter in Queroktav, auf die Goethe in der kräftigen und klaren Handschrift,

die er sich bis ins Alter hinein bewahrt hat, folgendes geschrieben hat:

Am feuchten Fels, den dichtes Moos versteckt,
erblühen Blumen, flattert manch Insekt;
scheint es Euch dürr den fahlen Berg hinan,
so nährt er doch, das Schaaf bewölkt sich dran;
die Wiese grünt, gehörnte Heerde braunt,
da wandeln Menschen gut und schlecht gelaunt,
genießen reichlich, spärlich, früh und spät,
den Wunderwuchs der folgereichen Saat.
Und wenn der Kranke nah am Ziel erliegt,
so steigt die Quelle rasch, die Hoffnung siegt.
Ihr vom Gestein, hinauf zur Athmosphäre
Gedenket mein! — Dem Höchsten Preis und Ehre.

Marienbad, am 23. Juli 1822

Goethe

Das Gedicht ist bekannt, es steht in der Weimarer Ausgabe 4, 55, unter der Überschrift: „An zwei Gebrüder, eifrige, junge Naturfreunde. Marienbad 182—.“ Wer die beiden Gebrüder gewesen sind, werden wir gleich erfahren. Auf dem zweiten Blatte lesen wir unten folgendes: „Diese von Goethe eigenhändig geschriebenen Verse erhielt ich vor neunundzwanzig Jahren von ihm zum Andenken. Mitau, den 18. Februar 1851. Karl von Fircks aus dem Hause Lesten“. Kurze Biographien dieses einstigen Besitzers der beiden Blätter findet man bei Karl Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau 1875, S. 117 Nr. 183, im Album Academicum, Dorpat 1889, Nr. 2321 und im Album Curonorum, Dorpat 1903, Nr. 348; für uns kommt aber nur in Betracht, daß er am 9. November 1809 als Sohn des Majoratsherrn auf Lesten geboren und an seinem 13. Geburtstag auf das Mitauer Gymnasium illustre aufgenommen wurde. Als Goethe ihn in Marienbad zu sich heranzog, war er also ein zwölfjähriger Knabe und Gymnasialaspirant. In der Marienbader Kurliste ist „Herr Ferdinand

Baron von Fircks, Kaiserl. russischer Kreismarschall, samt Frau Gemahlin und zweyen Herren Söhnen aus Dresden“ eingetragen. Aus Goethes Brief an seinen Sohn August vom 11. September 1822 ersehen wir, daß zuerst Goethes Diener Stadelmann auf die beiden livländischen Knaben aufmerksam geworden ist, in denen er beim Mineraliensammeln und -ordnen lernbegierige Schüler fand. Stadelmann hat sie dann Goethe zugeführt. In Goethes Tagebuch aber finden wir unterm 21. Juli 1822 die Notiz: „Gedicht für die kleinen [Fircks]“ und unterm 23: „Abschriften kleiner Gedichte zum Andenken“. Goethe hat also die obigen Verse am 21. gedichtet und am 23. ins Reine geschrieben und diese Reinschrift — eben unsere beiden Stammbuchblätter — den beiden Knaben als Andenken übergeben.

Weiter verwahrt die Museumsbibliothek einen Originaldruck des „Maskenzugs bei Anwesenheit der Kaiserinmutter Maria Feodorowna in Weimar 1818“ mit einer eigenhändigen Widmung des Dichters. Es ist der in der Weimarer Ausgabe 16, 469 E² beschriebene Druck, und zwar gehört das Exemplar zu den nicht in den Handel gekommenen ohne Verlagsangabe. Auf dem gelben Umschlage steht:

Festgedichte
Weimar
18ter December 1818

Darunter handschriftlich:

Des Herrn
Geheimen Staatsrath und
Ritter
von Willamof
Excellenz

Darunter von Goethes Hand:

Weimar, den 12. Apr.
1819

Goethe

Gregor von Willamow, Staatsrat in St. Petersburg, war im Gefolge der Kaiserinmutter gewesen. Goethe schrieb ihm am 12. April 1819: „Ew. Excellenz haben durch einen freundlichen und liebevollen Brief mich an die herrlichen Stunden erinnert, in denen mir das Glück ward, Ihre Gegenwart zu genießen und eine hohe Frau zu bewundern, deren Andenken und Gnade mich immerfort belebt und im anerkannten Guten bestärkt. Mögen Sie sich bei Betrachtung der aus treuem Herz und Sinn gestoffenen Festgedichte schöner Stunden erinnern, wo Sie fern von ihrem Vaterlande sich in vertraulichem Zirkel wie unter Mitgeborenen gefühlt und uns eine lebenslänglich dauernde Verehrung eingespögt haben.“ Dasselbe Datum wie dieser Brief weist jene Widmung auf; das Mitausgabe Druckexemplar hat also ursprünglich diesem Briefe beigelegt.

Mit diesen drei Goethe-Reliquien könnten Stücke der Erinnerung an verschiedene andere große deutsche Männer zusammengestellt werden. Das Museum besitzt z. B. interessante Miniaturbilder von Luther und seiner Käte, seinen Eltern und seiner Lieblingstochter, einige seltene Luther-Originaldrucke, darunter eine Katechismusausgabe, von der bisher nur ein Exemplar auf der Kgl. Bibliothek in Berlin bekannt war, dazu ein Stück von Luthers Talar und ein Holzfragment von Luthers Schreibtisch auf der Wartburg. Auch ein ungedruckter Originalbrief von Theodor Körner an Elisa von der Recke dürfte auf allgemeines Interesse rechnen¹⁾. Vor allem aber möchte ich noch auf zwei Stücke hinweisen, die uns Friedrich den Großen vor Augen stellen, wie er lebte und lebte. In der Autographensammlung der Museumsbibliothek fand sich folgender von ihm diktiert und eigenhändig unterschriebener Brief:

¹⁾ Von mir veröffentlicht in: Briefe an Elisa von der Recke, Berlin-Steglitz, Fritz Würtz, S. 79 f.

Bester, Lieber; Auf Euer Schreiben vom 24ten, worinn Ihr um Eure placirung in Meinem Dienst nachgesuchet habt, melde Ich Euch hierdurch zur Antwort, daß, wenn Ihr hier dienen wollet, Ihr abwarten müßet, bis was vacant wird. Denn jetzt ist alles besetzt, und Ich kan Meine Officiers nicht todt schlagen. Ich bin übrigens Euer gnädiger

Berlin, den

29. Decbr. 1784

[Namenszug]

An den von Buchholz aus Curland

Im Landesarchiv ließ sich unschwer feststellen, um welches Mitglied der Familie es sich hier handelt: Es kann nur Ewald Christoph Alexander von Buchholz, geboren 21. August 1765, gestorben 14. Januar 1841, Kgl. preuß. Lieutenant, Erbherr auf Langsehden, in Betracht kommen. Es muß sehr bald für ihn „was vacant“ geworden sein. Schon in einem „Verzeichnis der im Jahre 1786 im preußischen Heere dienenden Kurländer“ findet er sich als „Fähnrich, Regiment von Krockow“.

Bei wahrhaft großen Männern trägt auch die kleinste Äußerung den Stempel ihres Geistes. Die obigen paar Zeilen sind in ihrer prachtvollen Kürze, Geradheit und Verständlichkeit für Friedrich den Einzigen äußerst charakteristisch.

Außerdem verwahrt das Museum eine große Dose aus geschliffenem Achat, von der die Überlieferung meldet, daß sie Friedrich dem Großen bis zu seinem Tode als Schnupftabaksdose gedient habe. Es handelt sich also nicht — um dies gleich voranzuschicken — um eine der zahlreichen Friederizianischen Schnupftabaksdosen, wie sie von Friedrich, mit Goldstücken gefüllt, an Offiziere und Soldaten als Belohnungen für hervorragende Verdienste geschenkt wurden. Diese sind in weißem oder blauem Email auf Kupfer oder Silber hergestellt. Der Deckel trägt auf der Außenseite meist eine Abbildung des Sterns zum Schwarzen Adlerorden und ringsum die Namen der

bedeutendsten Schlachten des Siebenjährigen Krieges in Lorbeerkränzen oder auch Schlachtendarstellungen, Schlachtenpläne, soldatische Bilder, während auf der Innenseite ein Porträt des großen Königs in der Uniform des 1. Bataillons Garde zu sehen ist. Andere Dosen weisen Abbildungen des Hubertusburger Friedensschlusses mit Friedensengeln und =devisen, des Berliner Zeughauses u. dgl. auf. Im Gegensatz zu diesen Dosen ist die Mitauer unverhältnismäßig groß, besteht, wie schon erwähnt, aus geschliffenem Achat und ist im übrigen ganz schmucklos. Und sie soll von Friedrich dem Großen selbst bis in seine letzten Lebens=tage gebraucht worden sein.

Man ist zunächst dieser Überlieferung gegenüber miß=trauisch. Aber wir erfahren weiter, daß die Dose aus dem Besitze des kurländischen Barons Heinrich von Offen=berg stammt, der der 1815 von ihm mitgegründeten „Kur=ländischen Gesellschaft“ seine reichen Sammlungen an Kunst=werken, Gemälden, Zeichnungen, Büchern, an Antiquitäten und Kuriositäten hinterlassen hat, blättern in seinen Reise=tagebüchern, sehen, daß er 1786 während der letzten Lebenstage Friedrichs II. und während der ersten Regierungs=tage Friedrich Wilhelms II. in Berlin oder in der Nähe gewesen ist, und stoßen auch bald auf die Stelle, an der er erzählt, wie er in den Besitz der Tabatiere gekommen ist. Er hat sie in Berlin am 31. August 1786, nachdem er am 23. dem vor wenigen Tagen zur Regierung gelangten Friedrich Wilhelm II. im Auftrage seines Herrn, des Herzogs Peter von Kurland, ein Kondolenz= und Gratu=lationschreiben überreicht und eben am 31. vormittags seine Abschiedsaudienz gehabt hatte, durch den Adjutanten Major von Bischofswerder von dem König geschenkt er=halten. Dazu stimmt, was der Ritter von Zimmermann, Kgl. Großbritannischer Leibarzt und Hofrat, den Friedrich der Große in seiner letzten Krankheit aus Hannover nach Sanssouci kommen ließ, und der diesen damals in 17 Tagen 33 mal gesehen und gesprochen hat, in seiner Schrift:

„Über Friedrich des Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode“ (Leipzig 1788) S. 171 Anm., berichtet: Der König habe immer vor sich auf einem kleinen Tische außer einem großen bleiernen Magazin von Schnupftabak und zwei hölzernen Dosen vier sehr große Tabatieren aus schlesischem Achat liegen gehabt. Zimmermann fährt fort: „Eine dieser Tabatieren, die ich sehr gut kannte, hatte ich nachher in meinem Hause in Hannover in der Hand. Herr von Offenberg, Hofmarschall des Herzogs von Kurland, hatte sie von dem jetztregierenden König zum Geschenk erhalten.“ Es besteht nur noch eine Schwierigkeit: Sowohl Offenberg wie Zimmermann berichten, daß der Deckel der Dose reich mit Brillanten verziert gewesen sei. Von solch kostbarem Schmuck zeigt unsere Dose nichts mehr. Aber bereits in dem alten Katalog der Sammlungen des Museums findet sich die Bemerkung, daß Offenberg schon mehrere Jahre vor Übergabe der Dose ans Museum die Steine habe herausnehmen und den Deckel nachschleifen lassen. An der Echtheit der Tabatiere ist also nicht zu zweifeln. —

Die Erinnerungsstücke, die wir gemustert, haben nicht nur an und für sich in Anbetracht der beiden großen deutschen Männer, zu denen sie unsere Gedanken zurückleiten, hohen Wert, sondern sie erhalten einen besonderen Wert noch dadurch, daß sie allesamt auf Verbindungen dieser Heroen mit baltischen Adelsfamilien hinweisen und zeigen, mit welcher Pietät diese Reliquien hierzulande verwahrt worden sind. Je mehr man sich mit der kurländischen Geschichte beschäftigt, auch Abgelegenes und Verstecktes heranziehend, desto erhabener über jeden Zweifel, desto überwältigender wird die Erkenntnis, daß Kurland und Deutschland innerlich schon immer zusammengehört haben.

Gerhard von Kugelgens Goethebilder

(Geschrieben im Mai 1918)

In letzter Zeit sind in Artikeln über das befreite Dorpat, in denen der mannigfaltigen Beziehungen zwischen Reichsdeutschland und dieser „nördlichsten Hochburg des deutschen Geistes“ gedacht wurde, wiederholt die drei im Besitze der dortigen Universität befindlichen, z. Z. freilich weggeschleppten Oelporträts von Goethe, Wieland und Herder von Franz Gerhard von Kugelgen erwähnt worden. Die Universität hat sie s. Z. von der Witwe des Künstlers, die mit dem ganzen Nachlaß ihres Gatten nach Petersburg übergesiedelt war, wo ihr Schwager, der Landschaftsmaler Karl Ferdinand Kugelgen lebte, käuflich erworben. Wahrscheinlich hat der Dorpater Professor Karl von Morgenstern, ein begeisterter Goetheverehrer und ausgezeichnete Goethekenner, den Kauf vermittelt. Kugelgen, der sich im Mai 1805 in Dresden niedergelassen hatte, nachdem er in Riga, Reval, St. Petersburg und auf dem Gute seines Schwiegervaters Harms in Estland gewohnt, hat diese Bilder Ende 1808 und Anfang 1809 in Weimar gemalt, Goethe und Wieland nach dem Leben, Herder — und ebenso Schiller — „nach mehreren früher gemalten und nur teilweise ähnlichen Abbildungen“. Das Schillerbild hat sich nachmals aus dem Verbande gelöst, es ging in den Besitz des Herzogs von Anhalt-Bernburg über.

Unter den drei Dorpater Bildern ist das Goetheporträt das bedeutendste. Goethe blickt mit weit geöffneten und von hochgemuter Lebenslust und edlem Selbstbewußtsein strahlenden Augen gerade aus dem Bilde heraus. Das ziemlich kurze dunkelbraune Haar strebt in weichen Wellen etwas in die Höhe und läßt die mächtige, hoheitsvolle

Stirn frei. Der Mund ist geschlossen, aber nicht fest geschlossen; Goethe ist dargestellt, als wenn er eben gesprochen hätte und nun die Gegenrede anhörte. Die Draperie ist von einfacher Vornehmheit: Goethe trägt ein weißes Halstuch, eine zierliche weiße Brustkrause, eine ausgeschnittene weiße Weste, einen weit ausgeschnittenen schiefergrauen Rock und um die Schultern einen dunkelgrünen mit purpurrotem Sammet gefütterten Mantel. Einen prächtigen Effekt machen der dem Rocke aufgeheftete, vom Mantel halb verdeckte große goldene Ordenssterne auf der rechten Brustseite, das unter der Weste quer über die Brust gehende breite rote Ordensband und ein schmäleres rotes Ordensband im Rockaufschlag. Goethe hatte die beiden Ordensauszeichnungen kurz vorher während des Erfurter Kongresses erhalten: Am 14. Oktober die 4. Klasse der Ehrenlegion (Offizierskreuz) und am 15. die 1. Klasse des russischen St.-Annen-Ordens (Großkreuz mit Stern). In der Goethe-Ikonographie begegnen wir diesen Insignien auf dem Kugelgenschen Porträt zum ersten Mal.

Wie ist Kugelgen in die Lage gekommen, Goethe zu porträtieren? Der Aesthetiker Karl Ludwig Fernow, den die Herzogin Amalie im Frühjahr 1804 als ihren Bibliothekar angestellt hatte, und Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, die nach dem Tode ihres Gatten im September 1806 in Weimar Wohnung genommen hatte, haben den Künstler und den Dichter zusammengebracht. Kugelgen hatte seinen Freund Fernow gemalt und sein Porträt, sowie Porträts des dänischen Dichters Oehlenschläger, des Litterarhistorikers und Publizisten Adam Müller und das von Seume nach Weimar geschickt. Am 19. Februar und am 8. März 1807 teilte ihm Fernow die Urteile der Weimarer Kunstfreunde mit, besonders das von Goethe, der sich wiederholt sehr anerkennend über die trefflichen Gemälde ausgesprochen hatte. Anfang Dezember 1808 reiste Kugelgen selbst nach Weimar, um seinen totkranken Freund noch einmal zu sehen. Als er aber dort ankam,

war Fernow bereits gestorben — in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember im Hause der Johanna Schopenhauer. Diese hat nun höchstwahrscheinlich Goethe (und Wieland) beredet, die Anwesenheit des geschätzten Künstlers zu benutzen, um sich von ihm malen zu lassen. In seinem Tagebuch hat Goethe notiert, daß er am 9., 13., 17., 30. Dezember 1808 und am 21. Januar 1809 ihm gesessen hat. Am 25. waren die Porträts von Goethe, Wieland, Herder und Schiller — letztere beide nach früheren Abbildungen und Büsten — fertig und wurden von den Interessenten in Weimar gebührend bewundert. Zu Pfingsten waren sie dann im Atelier des Künstlers für die Dresdener Kunstfreunde zu sehen. Wir erfahren dies aus einem Bericht, datiert Dresden, 10. Juli 1809, in Nummer 163 des „Stuttgarter Morgenblatts“ deselben Jahres. Hier heißt es u. a.: „Man darf darüber nur lesen, was eine in Weimar wohnende Kennerin mit weiblicher Feinheit und Zärtlichkeit über diese vier unvergleichlichen Porträts . . . im Junius-Stücke des Weimariſchen Modejournals berichtet hat.“ Dieser Aufsatz läßt sich noch nachweisen, er steht im „Journal des Luxus und der Moden 1809“ mit dem Untertitel „Fragment aus dem Briefe einer Dame an ihre Freundin“. Die Verfasserin hat sich nicht genannt, ist aber niemand anderes als Johanna Schopenhauer, und zwar ist der Aufsatz ihre erste literarische Arbeit. Da das Journal sehr selten geworden ist, so ist der Wiederabdruck des Aufsatzes in den Sitzungsberichten der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1900, Seite 104 bis 13, sehr dankenswert. Die Beschreibung, die hier den vier Porträts zuteil wird, ist sehr eingehend, ihre Würdigung sehr verständnisvoll.

Kügelgen hat die damals in Weimar verlebten Tage als eine der glücklichsten und gewinnreichsten Perioden seines Lebens bezeichnet. Hoherfreut war er besonders über die rückhaltlose Offenheit, mit der Goethe und Wieland sich ihm erschlossen. Er schreibt in einem Briefe:

„Wie glücklich ich bin, mit Goethe über so manches zu reden, worüber er sich in der Regel nicht leicht aufschließt, kannst Du Dir denken. Mir selbst ist es kaum erklärlich, wie er sich mir mit so seltenem Vertrauen hingibt. Doch freue ich mich, daß es so ist, und ich fühle mich gestärkt von dem gerechten Zorn dieses Giganten über das Anwesen unserer Zeit. Auch Wieland ist sehr mittheilbar, aber auf eine ganz andere, mehr hingebend liebenswürdige Weise . . .“ Aber auch Goethe war von Kügelgen, seiner Kunst und dem Verkehr mit ihm sehr angetan. Er schreibt in den *Tag- und Jahreshften* von 1808: „Am Schlusse des Jahres besuchte uns der überall willkommene Kügelgen; er malte mein Porträt, und seine Persönlichkeit mußte notwendig auf den gebildet-geselligen Kreis die zarteste Einwirkung ausüben.“ Und in denen von 1809: „Von der Malerei wurden wir auch gar freundlich teilnehmend heimgesucht. Kügelgen, der gute, im Umgang allen so werthe Künstler, verweilte mehrere Wochen bei uns; er malte Wieland's Porträt und meins nach der Person, Herder's und Schiller's nach der Überlieferung. Mensch und Maler waren eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Wert behalten.“

Kügelgen verfertigte damals auch noch ein anderes Goethebildnis von allerdings untergeordneter Bedeutung, ein Relief in Medaillonform. Er schreibt selbst darüber: „Am die Zwischenzeit und die Abende zu nützen, kam ich auf die Idee, Goethe und Wieland zu modellieren, halb erhaben in Wachs, auf Schiefertafeln und in Medaillongröße. Nun sehe ich zu spät, daß dies mir mehr Zeit wegnimmt, als ich wollte, und kann auf halbem Wege nicht mehr umkehren. Von jedem Bilde will ich meinem Bedienten, einem armen Teufel mit Frau und Kindern, eine Form hier lassen, damit er durch Abgießen sich einen Nahrungszweig verschaffe. Es geht nach einigen Versuchen gut, und er ist darüber so erfreut, daß er mit gefalteten Händen ausruft: Gott hat Sie zu meinem Glück hierher

geführt.“ Genaueres über die Entstehung des Reliefs berichtet Stephan Schütze, der bekannte Almanach-Redakteur, der bald nach Schillers Tode nach Weimar gekommen war und hier zu den begeistertsten Mitgliedern der Goethe-gemeinde gehörte: „Einer eigenen Szene wohnte ich (den 18. Dezember 1808) in der Gesellschaft mit bei, wie Kugelgen Goethe'n modellirte und, um keine Langeweile auf seinem Gesichte zu sehen, einen Streit mit ihm über die griechische Malerei eröffnete. - Daran tat er aber sehr übel. Goethe konnte nicht einmal einen einzelnen Widerspruch gern ertragen, und Disputieren ist ein fortwährendes Widersprechen. Es kreuzten sich daher so viele verdrieglische und zornige Züge durch das Gesicht, daß es ganz den Charakter einer ruhigen Übereinstimmung verlor und wohl nur noch wenig zum Modellieren dienen konnte.“ In der Tat sieht Goethe auf dem Relief ziemlich finster und abweisend aus. Trotzdem hat Goethe selbst es als „das Beste, was ich kenne“ bezeichnet.

Bald darauf hat Kugelgen ein zweites Goethe-Portrait gemalt. Goethe weilte auf der Rückreise aus Karlsbad und Teplitz vom 16. bis 26. September 1810 in Dresden. Unterm 21. bemerkt er in seinem Tagebuche: „Bei Herrn von Kugelgen, zur Wiederholung meines Porträts.“ Er hatte dieses Bild für Johann Heinrich Friedrich Schlosser in Frankfurt am Main, der seine dortigen geschäftlichen Angelegenheiten besorgte, bestimmt. Eigentlich wollte er es ihm „zum Heiligen Christ“ senden, dann hoffte er, „daß es die Heiligen Drei Könige bringen werden“. Die Vollendung des Bildes und die Rahmung ließen aber auf sich warten; schließlich konnte er es erst am 24. Januar 1811 der Post übergeben. Das Bild wurde dann im Bibliotheksaal von Stift Neuburg bei Heidelberg aufgestellt. Das war die Sommerresidenz Schlosser's und seiner Gattin, wo sie mit weitgehender Gastlichkeit und frei von jeder konfessionellen Engherzigkeit

eine ganze Reihe bedeutender zeitgenössischer Künstler, Dichter, Schriftsteller und Gelehrter empfangen.

Aus der eben wiedergegebenen Tagebuchnotiz Goethe's folgt, daß es sich nur um eine Wiederholung des ersten Porträts handelte. Die Haltung des Kopfes und die Draperie ist dieselbe, nur sind die Gesichtszüge etwas fester und geschlossener, die Augen noch weiter geöffnet, noch strahlender von innerem Reichtum und innerer Hoheit, und der Mantel deckt hier auch die linke Achsel.

Eine Kopie von diesem zweiten Bilde hat Kugelgen für seine eigene Galerie gemalt. Die Witwe verkaufte sie später an den kaiserlich russischen Leibarzt Dr. Georg von Rauch; seit dessen im Jahre 1864 erfolgtem Tode befand sie sich auf dem Gute Kiefel bei Jere in Estland.

Ein Siegelringstein mit Goethes Kopf

Im 2. Bande des Jahrbuchs der Goethegesellschaft (1915) Seite 203—5 findet sich ein interessanter kleiner Artikel von Hans Timotheus Kröber, betitelt: „Siegelring mit Goethes Kopf von Hecker“.¹⁾ Kriegsrat Merck schreibt am 28. März 1789 aus Darmstadt an Herzog Karl August von einem „schönen Kopf von Goethe, von Nefer geschnitten“, den er in Frankfurt bei Goethes Mutter gesehen und bei dessen Anblick er „vor Freuden geweint“ hätte. „Sie erlaubte mir,“ heißt es in diesem Briefe

¹⁾ Der Artikel ist offenbar inspiriert durch H. Rollett, Goethebildnisse biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt, Wien 1883, S. 72.

weiter, „einige schöne Abdrücke davon zu machen. Ich wandte sie sogleich an, durch Hülffe des Bethmannschen Contoirs sie an Wedgwood zur Verfertigung einer Paste abzuschicken. Und so sieglen wir alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit dem schönen Kopfe.“ Schon am 9. April antwortete der Herzog Merck: „Mit Ehren kann man Goethes Bild als Siegel führen. Wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt gebraucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken. Ich erwarte das Original selbst ehestens hier.“

Merck hat also von einem geschnittenen Stein, der einen Goethekopf darstellte, einen Siegelabdruck durch das Bethmannsche Bankhaus in Frankfurt in die Wedgwoodfabrik zu Etruria in Staffordshire geschickt, um dort eine Paste anfertigen zu lassen, nach der dann Petschafte für die Goethegemeinde hergestellt werden sollten.

Kröber vermutet, daß auch Goethe einen solchen Siegelringstein erhalten habe, und zwar schließt er das daraus, daß in Schuchardts Katalog der Goetheschen Sammlungen Bd. 2 S. 7 Nr. 39 ein Siegelringstein verzeichnet ist, der einen Portraitkopf im Profil darstellt und mit „Hecker“ signiert ist. Das werde, schließt Kröber, eben der Goethekopf sein. „Hecker“ in Mercks Briefe ist Gedächtnis-, Schreib-, Les- oder Druckfehler.

Kröber hätte seine Vermutung noch besser stützen können. Am 14. April 1827 (Weimarer Ausgabe, Briefe 42, 137) schickte nämlich Goethe an den Enkel seiner Schwester Karoline geb. Schloffer, den damals in Berlin Jura studierenden Alfred Nicolovius, einige Siegelabdrücke für den Berliner Medailleur und Pastenmacher Karl Gottlieb Reinhardt, darunter „Nr. 2 mein Bildnis von Hecker nach Trippels Büste.“ Am 24. Mai (ebd. S. 195) fügte Goethe hinzu: „Die Originalringe jener abgedruckten Gemmen zu übersenden ist einigermaßen bedenklich, doch wollten wir die Sache nochmals überlegen.“

Zu der ersteren Brieffstelle bietet die Sophienausgabe (ebd. S. 339) die Anmerkung: „Karl Friedrich Hecker aus Tirol lebte als Freund Trippels in Rom, gestorben 1795.“

Daß Hecker aus Tirol gebürtig war, ist richtig. Das beweisen zwei Kameen von ihm (Michelangelo Brustbild nach rechts, Galilei Brustbild nach links) mit der Signatur: ‚Frédéric Hecker Tyrolien‘ im Trésor de Numismatique et de Glyptique, Paris 1836, Tafel. XV, Nr. 10 und 14. Daß er als Freund des Bildhauers Alexander Trippel aus Schaffhausen in Rom gelebt hat, ist gleichfalls richtig. Das meldet auch schon der mit Goethe befreundete Maler Heinrich Meyer in seinem „Entwurf einer Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts“ in „Winkelman und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe“ (1805): „Hecker war Trippels Freund und arbeitete, von desselben Rat geleitet, überhaupt etwas weicher und runder als der Engländer (Marchant) . . .“ Bei Friedrich Noack, Deutsches Leben in Rom (1907) finden wir sogar genaue Angaben über Heckers römische Wohnung in den Jahren 1784—1788 und 1790—1791. Aber die Vornamen sind mit „Karl Friedrich“ in der Sophienausgabe unrichtig wiedergegeben. Unser Glyptiker hieß vielmehr Christian Friedrich, wie die Unterschrift unter dem einen der beiden Briefe von ihm, die sich in der Mitauschen Museumsbibliothek gefunden haben, beweist. Über seine Lebensschicksale und Werke herrschte bisher arge Verwirrung, da man ihn mit dem 1749 in Dresden geborenen und noch 1820 dort nachweisbaren Glyptiker, Medailleur und Musikus Karl Wilhelm Höckner verwechselt hat.¹⁾

1) Dadurch, daß man die Berichtigung S. 569 bei Meusel, Teutsches Künstlerlexikon III (1814) zu ebd. S. 102 f. und zu dessen Neuen Miscellaneen artistischen Inhalts I (1795) S. 125 übersehen hat, ist die Verwechslung in die Künstlerlexika von Füßli, Nagler, Müller-Seubert und Singer übergegangen. Erst die Redaktion des Allgemeinen Lexikons der bildenden Künstler von U. Thieme lieferte mir freundlichst die Entwirrung.

In dem oben erwähnten Briefe an Alfred Nicolovius schreibt nun Goethe geradezu, daß jener Siegelringstein von Hecker „nach Trippels Büste“ geschnitten war. Das ist natürlich die berühmte Apollobüste, die noch jetzt nicht nur für das idealste, sondern auch für das wahrste Bildnis des Altmeisters gilt. Sie wurde Ende August 1787 begonnen und im November 1788 vollendet. Das eigentliche Original befindet sich im Treppen Hause des fürstlichen Schlosses zu Urolsen, eine Replik mit der Jahreszahl 1790 schmückt die großherzogliche Bibliothek in Weimar.

Trippel starb am 24. September 1793 im 49. Lebensjahre in Rom infolge eines Fieberanfalles und wurde auf dem protestantischen Kirchhofe bei der Cestiuspyramide begraben. Über sein Testament und seine hinterlassenen Schulden und Arbeiten unterrichtet uns der andere der beiden Mitauschen Hecker-Briefe. Sie sind gerichtet an den Hofmarschall des letzten Herzogs von Kurland Herzog Peter, Heinrich von Offenbergl.) Dieser hatte seinen Herrn und die Herzogin Dorothea auf ihrer Reise nach Italien in den Jahren 1784 und 85 begleitet. Die vornehmen und reichen Romreisenden fahndeten damals eifrigst nach antiken Kameen und Intaglien oder wenigstens Nachbildungen von Abdrücken davon. Auch Herzog Peter und sein Reisemarschall haben damals in Rom geschnittene Steine gekauft bzw. bestellt. Dabei kamen sie auch u. a. mit unserm Hecker in Verbindung.²⁾

Wohlgebohrner Freyherr!

Eine Krankheit, die mich in 6 Wochen nichts machen lies, war die Ursach, daß ich die Camei nicht zur bestimten Zeit wie ich versprach verfertigen konnte. Auch nachdem ich anfieng wieder zu arbeiten, konnte ich wegen die Augen (die ziemlich gelitten hatten) nicht in Geschäften

1) Vergl. über ihn Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1878, S. 19 f.

2) Hecker starb nach Meusel am 15. April 1793 in Rom.

anhalten, sondern mußte, um mir nicht zu schaden, sie öfters unterbrechen. Die ersten 4 Camei nehmlich für S. Durchlaucht den Herrn Herzog lieferte ich den 21. verfloßnen Monath den Signor Santini ein, für welche er mir 100 Zechini in Zetteln bezahlte. Ich würde mich glücklich schätzen, wen sie S. Durchl. so wie ich wünschte gefallen möchten.

Von die andern 4 nehmlich für Ew. Wohlgebohrn, sind bereits etliche angefangen und werden mit nächstens fertig werden. Aus Mangel der Steine konte ich nicht eher anfangen, sonstn würden schon etlich davon fertig seyn. Empfehle mich in deroselben Wohlgewogenheit, mit allen ersinnlichen Respect habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Wohlgebohrn

ergebner Diener

Christian Friedrich Hecker

Rom

d. 12. 9bre.

1785

A Monsieur

Monsieur le Baron de Offenberg
Maréchal de la Cour de S. A. S.

Msgr. le Duc de Courlande

à

Berlin

Hochgebohrner Baron

Gnädiger Herr!

Sehr ungerne und doch sehe ich mich gezwungen Ihnen eine Geschichte zu melden, die mir, indem ich sie schreibe, noch Thränen kostet und Ihrer ganzen hohen Familie gewiß höchst unangenehm seyn wird, sie zu hören. Die Besserung des H. Trippels in seiner Krankheit, obwohl ieder man glaubte, er wäre aus aller Gefahr, sodasß wir ganz sicher hofen, er würde in etlichen Tagen wieder aufstehen, war von keiner Dauer, die Krankheit

kam heftig wieder, er mußte unterliegen. Seine weinende Freunde begleiteten ihm an die Pyramid, wo seine Ruhestätte ist. Dort liegt der große Künstler, der rechtschafene Mann, der Menschenfreund, mein bester Freund liegt im Grabe. Gott was hat die Kunst an ihm verlohren?

Der seel. H. Trippel machte ein Testament und setzte zum Vollzieher dessen den königl. preußischen Residenten H. Abate Ciosani und mich, in Fall wen gesagter H. Residente krank würde oder mit Tod abginge, an seiner Statt ein.

H. Trippel hinterlies anstatt Geld ansehnliche Schulden, und um diese zu tilgen, so wie sein Willen ist, und auch zugleich die Unkosten, die sich noch zur Verfertigung der Arbeiten erfordern, ist man gezwungen, sich an die ienigen zu wenden, von denen er laut seiner Papiere zu haben hat.

In den Verzeichniß des seel. Herrn Trippel finden wir, daß er 240 Zecchini für das hochfreyherrliche Haus von Korf ausgelegt hat, nehmlich für 3 Camei, einen großen und 2 kleine, Portraits Zecchini 140, für andere Sachen ausgelegt Zecchini 100.

Ich habe von Herrn Abate Ciosani den Auftrag, Ew. Hochgebohrn ergebenst zu bitten, die Gnade zu haben, ihm erwehnte Summe zu übermachen, damit er, wie schon gesagt, die Schulden dämpfen und andere Geschäfte des Testaments in Richtigkeit bringen kann.

Die letzten zwei Camei, die ich die Ehre hatte zu senden, werden ohne Zweifel wohl angekommen seyn, und wie ich mir schmeichle, gnädigen Beifall erhalten haben. Sollten sie aber wieder alles Vermuthen nicht angelangt seyn, so bitte um eine Nachricht, damit ich mich auf hiesiger (!) erkundigen und Rechenschaft darüber (weil ich sie versichern lies) fordern kann.

Die Statue und Portrait ist bereits von seel. H. Trippel bis auf einige Kleinigkeiten, nehmlich etwas hinten vom Gewand und die Zeichnung, die auf das Papier komt, daß sie in der Hand hält, fertig. Die Sachen wird H. Schmid sein Mitarbeiter endigen, den weil H. Trippel

seine Geschicklichkeit kante, hat er in seinen letzten Willen ausdrücklich befohlen, daß H. Schmid alle seine angefangene Arbeiten fertigstellen soll.

Die Tusch Blätter sind bis auf das puliren auch fertig und werden mit nächstens nebst der Figur eingepackt und Ew. Gnaden zugesandt werden.

Der H. Abate Ambelli, wie ich versichert bin worden, befindet sich wohl.

Der Rath Reiffenstein¹⁾ ist auch gestorben. Mohr der englische Landschaftmaler²⁾ ist auch tod.

Kann ich mit meiner gerinner Person zu Diensten seyn, so würde mich glücklich schätzen mich mit dero gnädigen Befehlen geehret zu sehn. Bitte meine unterthänige Empfehlung an sämtliche hohe Herrschaft zu machen.

Mit allen ersinnlichen Respect habe die Ehre zu seyn

Ew. Hochgebohrn

Rom

gehorsamster Diener

d. 14. Xbre.

C. Friedrich Hecker

1793

Ich besitze vom seel. H. Trippel seinen vortreflichen in Marmor gearbeiteten Apollo.

1) Hofrat Johann Friedrich Reiffenstein (vgl. über ihn Goethe-jahrbuch 30, 131 ff.; 31, 169 ff.) hatte den kurländischen Herrschaften in Rom als Fremdenführer und als Berater und Vermittler bei Ankäufen von Kunstwerken gedient.

2) Der schottische Maler Jacob More, geb. um 1740 in Edinburg, Schüler von Alexander Runciman, seit 1773 in Rom. Vgl. über ihn u. a. H. Meyer, Entwurf S. 201 f. und zuletzt J. E. Caw, Scottish Painting, Edinburgh 1908, p. 38 ff. 482. Er starb laut Nekrolog im Gentleman Magazine 1793 II 1055 in Rom kurz vor November 1793.

Ein Goethebildnis auf der Rigaer Stadtbibliothek

Auf der Rigaer Stadtbibliothek hängt unter Glas und Rahmen ein Goethebildnis, das in mehrfacher Hinsicht interessant ist.

Es ist eine Lithographie nach einer Zeichnung, signiert „C. Vogel“ und: „S. Bendigen“. Und unter dem Goethekopf befindet sich folgendes Handschriftsaxsimile:

Liegt Dir gestern klar und offen,
Wirfst Du heute kräftig frey,
Kannst auch auf ein morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sey.

Weimar, 7. Nov. 1825

Goethe

Auf der Rückseite des gerahmten Bildes aber liest man die später hinzugefügte handschriftliche Bemerkung: „Der Familientradition nach Geschenk Goethes an (den nachmaligen Professor) Erdmann (Halle).“

Der Künstler, von dem die der Lithographie zugrunde liegende Zeichnung herrührt, war Karl Christian Vogel von Vogelstein aus Wildenfels im Sächsischen Erzgebirge, der 1820 die durch den Tod Gerhard von Kugelgens erledigte Professur an der Kunstakademie in Dresden übernommen hatte. Die Originalkreidezeichnung von seiner Hand befindet sich im Kgl. Kupferstichkabinett in Dresden. Goethe ist im Brustbild dargestellt, fast von vorn, den Kopf etwas nach links gewandt; das weiße Halstuch ist locker umgebunden, das Hemd mit kurzer Krause und mit Stehfragen versehen, der Rock halb offen, das Haar zurückgestrichen. Wann Goethe dem Künstler in Weimar gegessen hat, erfahren wir aus seinen Tagebüchern (Weimarer

Ausgabe 9, 221): Unterm 24. Mai 1824 hat Goethe bemerkt: „Am 11 Uhr Professor Vogel, zeigte seine Porträtsammlung vor, zeichnete nachher am meinigen.“¹⁾

Wir können aber weiter auch feststellen, wann der Hamburger Lithograph Detlev Siegfried Bendixen²⁾ die Zeichnung lithographiert hat. Ja, noch mehr, wir erfahren, wie das oben wiedergegebene Handschriftsfaksimile unter dem Goethekopf zustande gekommen ist. Bendixen schreibt nämlich am 6. Dezember 1825 an Goethe (Briefe 40, 419): „Ew. Excellenz übersende ich hier einige meiner letzten Steinarbeiten mit der Bitte, sie Ihrer Sammlung beizulegen. Der Professor Vogel in Dresden gehört wohl zu den besten Porträtzeichnern unserer Zeit, er vollendete Ihr Bildnis im Jahre 1824 in Weimar, ich habe die Zeichnung von ihm geliehen, sie ist vortrefflich! . . . ich habe das Bild auf Stein gebracht, und wie groß würde meine Freude seyn, wenn Ew. Excellenz mir einige Worte Ihrer Hand mit Ihrem Nahmen senden wollten, um sie durch Überdruck als fac simile darunter zu setzen. Zu diesem Behuf lege ich ein Stück Chemischer Tusche (die mit Wasser angerieben wird) nebst einigen Blättern Überdruckpapier hierbei, die gezogenen Linien zeigen an, wie groß die Unterschrift seyn könnte. Die Abdrücke würden noch in diesem Jahre gemacht werden.“ Darauf antwortete Goethe am 19. Dezember (40, 180): „Die Hamburger

1) Dazu stimmt das Handschriftsfaksimile „J. W. Goethe den 24. May 1824“ unter dem nach der Vogelschen Zeichnung angefertigten Stich des Dresdener Kupferstechers Semmler.

2) In dem vielleicht von Goethe selbst verfaßten Aufsatz „Steindruck“ im 1. Heft des 6. Bandes von „Über Kunst und Altertum“ (Stuttgart 1822) werden zwei von Bendixen lithographierte Bildnisse gerühmt, die „sich durch zartes Korn, bestimmte Zeichnung und sorgfältige Vollendung der Teile vorteilhaft ausnehmen“: von dem Kgl. Sächs. Generalleutnant Karl Friedrich Wilhelm von Gersdorff (1765—1829 vgl. über ihn Allgemeine deutsche Biographie 9, 57) und von dem Dichter Ernst von der Malsburg (1786—1824 vgl. ebd. 20, 148), jenes nach einem Gemälde, dieses nach einer Zeichnung von Vogel.

Steindrücke haben schon längst den Beyfall und die Bewunderung der Weimarischen Kunstfreunde erworben, . . . und so danke ich denn ebenmäßig für die letzte Sendung zum allerschönsten, nicht zweifelnd, daß mein unternommenes Bild auch glücklich gelingen werde." Lithographie und Faksimile müssen bald darauf fertig geworden sein, denn schon am 4. Mai 1826 gegen Abend, wie wir wieder aus Goethes Tagebüchern (10, 188) ersehen, überreichte der Kanzler von Müller Goethe ein Büchlein zur Erinnerung an den Festtag, den er am letzten 7. November gefeiert hatte (die 50. Wiederkehr seines Einzuges in Weimar), der Lithographie und Faksimile beigegeben waren. Die Schrift ist betitelt: „Goethes Goldener Jubeltag. Siebenter November 1825. Mit des Gefeierten Bildnis, Seinen Schriftzügen und einer Abbildung des Festsaales. Weimar bei Wilhelm Hoffmann 1826“

Aller Wahrscheinlichkeit nach aber hat nun Goethe sich auch einige lose Exemplare dieser Steinzeichnung verschafft, um sie zu Erinnerungsgaben und Aufmerksamkeiten an Freunde und Besucher zu verwenden. Auch unser Exemplar soll „der Familientradition nach“ ein Geschenk von Goethes Hand sein. Johann Eduard Erdmann, geb. am 5. Juni 1805 in Wolmar, der nachmalige berühmte Hallesche Philosophieprofessor, soll es erhalten haben. Man steht zunächst dieser Familientradition mit gemischten Gefühlen gegenüber. Sie gewinnt aber bald einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Bedenken wir, daß das Bild 1826 fertig geworden ist! Gerade da bietet sich uns in Erdmanns Lebenslauf die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Goethe. Eben in diesem Jahre siedelte nämlich Erdmann von Dorpat, wo er seit 1823 Theologie studiert hatte, zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin über. Wie leicht kann er damals, von jugendlicher Begeisterung getrieben, einen Abstecher nach Weimar unternommen haben!

Wir wenden zum Schluß nochmals dem Handschriftsfaksimile unter dem Bilde unsere Aufmerksamkeit zu.

Goethe hat dieses „zahme Kenion“ (W. A. 3, 312) öfters als Stammbuchblatt verwandt. Rudolf Brockhaus hat in seiner o. O. u. J. erschienenen Festschrift „Zum 26. August 1899“ zwischen Seite 62 und 63 ein in seinem Besitz befindliches originalhandschriftliches Exemplar mit dem Datum des 1. Januar 1830 in Faksimilereproduktion wiedergegeben. Bei diesem Exemplar ist besonders interessant, daß die Jahreszahl 1830 „unbedingt mit anderer Feder, also vermutlich später als die sonstige Niederschrift geschrieben ist“. Es drängt sich uns da die Vermutung auf, daß Goethe mehrere solcher Niederschriften für Neujahrsgratulationen fix und fertig bis auf die Jahreszahl, die er nur hinzuzufügen brauchte, auf Lager hatte. Außerdem besaß Brockhaus aber auch noch zwei Faksimilia, eins mit dem Datum des 17. Juni 1830 in der Festschrift „Zur Erinnerung an die Feier des 28. August 1849 auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar“ und ein von Goethe selbst lithographiertes mit dem Datum Johanni 1830.

Ein weiteres handschriftliches Exemplar mit dem Datum des 15. Juni 1826 befindet sich im Goethe-Nationalmuseum in Weimar, geziert mit einer Silhouette Goethes, die auf das bekannte Bild von Ferdinand Jagemann von 1817 zurückgeht. Eine Reproduktion dieses Albumblattes ist dem 31. Band des Goethe-Jahrbuches (1910) beigegeben.¹⁾

Ob das Exemplar, das in der Sitzung der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst“ vom 4. September 1885 aus dem Besitz der Frau Baronin Anna von Derschau geb. von Salza vorgelegt wurde, ein handschriftliches oder lithographiertes war, entzieht sich meiner Kenntnis. Es war datiert: Weimar, Febr. 1831.

Man sieht, daß dasjenige Datum, das auf unserem Bilde dem Kenion beigegeben ist, das früheste über-

¹⁾ Vgl. auch schon C a r l R u l a n d, Aus dem Goethe-Nationalmuseum II (Schriften der Goethe-Gesellschaft 13. Bd.), Weimar 1897, Tafel 14

haupt vorkommende ist. Es gibt wohl die Entstehungszeit des in der Folge von Goethe oft wiederholten Gedichts an.¹⁾

Ein Dorpater Dr. med. bei Goethe im Jahr 1820

Es ist kein Balte, dessen Bericht über einen Besuch bei Goethe in Jena am 9. Oktober 1820 im folgenden wiedergegeben sei, sondern ein „Deutsch-Russe“, der in St. Petersburg geboren und — erst 23jährig — gestorben ist. Daß man aber, wenn man ihn als Deutsch-Russen bezeichnet, den Akzent auf das erste Wort legen muß, beweist der Umstand, daß er in Dorpat studiert und promoviert hat, beweisen besonders auch die Briefe, die er von einer Reise nach Deutschland in den Jahren 1820 und 1821 an einen Dorpater Studienfreund gerichtet hat.

Karl Emanuel **Karl Emanuel Welhien** wurde am 2. Oktober a. St. 1798 in St. Petersburg geboren, studierte 1815—19 in Dorpat Medizin, machte im Mai 1819 ein brillantes Staatsexamen, erhielt im Dezember die Doktorwürde, trat im Frühling des nächsten Jahres eine Reise nach Deutsch-

¹⁾ Bei Rollet, Goethebildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt, ist die Vogelsche Zeichnung S. 195 ff., die Lithographie von Bendigen S. 196 unter Nr. 4 beschrieben. f. Farncke, Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis, Leipzig 1888, reproduziert auf Tafel V, 5 die Zeichnung von Vogel und behandelt sie S. 46 f. Die Stiche und Lithographien danach verzeichnet er nicht.

land an, starb aber bald nach seiner Rückkehr am 26. Nov. 1821 in St. Petersburg an einer Herzentzündung, die er sich bei einer Einfahrt in die Salzbergwerke von Wielizka geholt hatte.

Gerichtet sind die Briefe an seinen Studienfreund Karl Johann von Seydlitz, einen Estländer, später Oberarzt am Seehospital sowie Professor an der medico-chirurgischen Akademie in St. Petersburg. Er hat die Briefe seines vielversprechenden Jugendfreundes 1874 herausgegeben,¹⁾ jedoch scheint diese Sammlung, von der die Mitausche Museumsbibliothek zwei Exemplare besitzt, außerhalb der Ostseeprovinzen kaum bekannt geworden zu sein.

Jena den 9. October/27. Septbr. a. St. 1820

Soeben komme ich von Goethe und muß — noch ganz warm — es Dir sogleich erzählen. Diesen hatte ich in Weimar anzutreffen geglaubt, er befindet sich aber noch immer — der fortwährend schönen Witterung wegen — in seinem Sommeraufenthalt zu Jena. Heute Morgen vor 9 Uhr ging ich zu ihm, von Sivers (mit dem ich seit vorgestern zusammen bin)²⁾ bis an die Thüre begleitet. Ich zitterte unterwegs am ganzen Leibe im Gefühl, daß ich zum größten und berühmtesten Manne ging, den ich je bisher gesehen — und für den ich keine passende Materie zur Unterhaltung wußte, den man außerdem mir als stolz und paßig verschrien hatte. Goethes Wohnung in Jena, am Botanischen Garten gelegen — ist nichts weniger als hübsch, sondern sieht sehr schofelig von außen aus, dagegen sein Haus in Weimar sehr geschmackvoll eingerichtet sein soll. — Ich faßte mir endlich ein Herz,

1) Briefe auf einer Reise in Deutschland in den Jahren 1821 und 1822, geschrieben von Dr. C. E. von Welzien, herausgeg. von Dr. C. von Seydlitz, Dorpat 1874. Der Brief findet sich S. 94—97.

2) Wohl August von Sievers, aus Livland, stud. med. in Dorpat 1815—18, Dr. med. 1827, dann Arzt in Riga. Welzien hatte ihn am Abend zuvor in Weimar im Gasthof getroffen.

ging hinein und ließ mich anmelden. Ich wurde sogleich vorgelassen (nicht wie bei den Berliner Professoren, wo man stundenlang im Vorhause warten muß). — Goethe hält sich gew. in einem Zimmer, eine Treppe hoch, auf, welches blau angestrichen und mit vielen Kupferstichen behängt ist. Im Zimmer selbst sieht es ziemlich liederlich aus, alle Tische und Fenster liegen voll Kalender, Bücher etc. Neben an stößt eine Schlafkammer, wie es scheint, in welche ich mich beim Weggehen verirrte, von Goethe aber freundlich zurechtgewiesen wurde. — Obgleich es noch früh war und Goethe Vormittags nie ausgehen soll, so fand ich ihn doch ganz in Galla in seinem Zimmer allein auf- und niedergehn. Er hatte einen schwarzen feinen Frack an, worauf der große Stern der Ehrenlegion prangte, schwarze Pantalons nebst Stiefeln, eine weiße Weste und sehr feine Manschetten, so daß ich noch immer nicht begreifen kann, wie ein Mann in seinem Alter sich zu Hause solchen Zwang anthut. Sein Gesicht hat ungeachtet der tiefen Furchen und Runzeln, welche 72 Lebensjahre hineingegraben haben, einen außerordentlichen Ausdruck, den ich aber ganz anders fand, als ich ihn erwartete: nichts von Arroganz, nichts von Menschenverachtung, sondern etwas ganz unnennbares, wie es Männern eigen zu seyn pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schicksale und gleichsam im Kampf durch das Leben gegangen sind und nun im Gefühl ihrer wohlerhaltenen Integrität mit beneidenswerther Gemüthsruhe der Zukunft entgegensehn. In diesen Ausdruck mischt sich bei Goethe ein unverkennbarer Zug von Herzensgüte und zugleich ein anderer von besiegter ehemaliger Leidenschaftlichkeit, welche noch in dem unstäten Wesen seines Blicks sich offenbart. Sein großes helles Auge heftete er während des Gesprächs oft auf mich, sowie ich aber aufblickte und seinem Blicke begegnete, wandte er diesen gleich ab und ließ ihn unstät herum-schweifen. Diesem Ganzen verleiht das graue

Haar einen noch größeren Zauber. — Ich wurde — gegen meine Erwartung — freundlich und human aufgenommen; wir sprachen — stehenden Fußes — zuerst von Klinger¹⁾ — dann von meiner Reise und dem herrlichen Rhein, wo bes. Goethe seine große Bewunderung des Doms in Coelln aussprach, zuletzt von der Univers. Jena. Ich brachte auch den Gruß von Morgenstern²⁾ an, worauf Goethe mit einem — ich möchte sagen — schalkhaften Lächeln dankte, ohne etwas zu erwidern. Als ich aber Kurt Sprengels³⁾ Gruß überbrachte, ergoß er sich in ein fast ungestümes Lob dieses großen Mannes, den er seinen lieben Freund und den ehrwürdigsten unter den medizinischen deutschen Gelehrten nannte. Er fügte hinzu, daß, wenn ich auch auf der ganzen Reise nichts weiter gesehen hätte, Sprengels Bekanntschaft allein hinreichend wäre, mich zu entschädigen. Nach 15 bis 20 Minuten empfahl ich mich und eilte, Dir dieses zu schreiben.

Ich habe jetzt auch Schiller's Haus und Garten gesehen und in seinem Arbeitszimmer mehrere Minuten verweilt: es hat eine entzückende Aussicht. — Dennoch gehört es bei mir zu den unbegreiflichen Dingen, wie die beiden größten deutschen Dichter, Schiller und Goethe, an dem Neste Jena Gefallen finden konnten. — Schillers Haus ist jetzt die Sternwarte von Jena.

1) Der Dichter der „Sturm- und Drangperiode“, 1802—1817 Kurator der Universität Dorpat

2) Karl von Morgenstern. erst Professor in Halle und Danzig, seit 1802 in Dorpat, wo er über klassische Philologie, Ästhetik, Literatur und Kunstgeschichte las, auch Oberbibliothekar war.

3) Der berühmte Hallesche Botaniker

Apollonius Baron Maltitz

Ein in einer kurländischen Adelsfamilie entstammender kaiserlich russischer Gesandter als Goethe-Verehrer und deutscher Patriot — das ist ein geschichtliches Phänomen, bei dem ein Weilchen still zu stehen sich schon verlohnt.

Apollonius Baron Maltitz gehört einem Zweige der Familie der Freiherren von Maltitz an, der seit Anfang des 18. Jahrhunderts in Kurland ansässig war.¹⁾ Sein Vater war der 1826 in Karlsruhe als kaiserlich russischer Gesandter verstorbene Peter Friedrich Baron Maltitz, der mit einer Lieben-Versen vermählt war. Apollonius hatte noch einen älteren Bruder Franz und eine Schwester. Sie haben das Geschlecht nicht fortgepflanzt. Der kurländische Zweig der Familie (Branche sagt man dort) ist mit ihnen ausgestorben.

Apollonius Baron Maltitz hat ein sehr wechselvolles Leben geführt. Geboren wurde er am 11. Juni 1796 in Gera während eines Reiseaufenthalts seiner Eltern. Seine Kindheit spielte sich weiterhin in London, Hamburg und Kassel ab. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands von 1806—1812 lebte die Familie meist in Dresden, zur Zeit der Erhebung im Jahre 1813 in Stuttgart. Die Sommermonate verbrachte man in der Regel in Karlsbad. Bald darauf wurde Maltitz, der Vater, nach Karlsruhe versetzt. Da seine beiden Söhne sich der diplomatischen Laufbahn widmen wollten, erwirkte er ihre Anstellung in seiner Kanzlei. 1817 mußte Apollonius wegen einer Duellgeschichte um seine Versetzung nach Stuttgart nachsuchen. 1821 bekam er einen ähnlichen Posten in Berlin, 1824 siedelte er nach Warschau über

¹⁾ Vgl. zum folgenden Baltische Monatschrift 73, 234 ff.

1826 nach Wien, 1830 nach Rio de Janeiro, 1837 nach München. 1840 machte seine Versetzung als russischer Geschäftsträger nach Weimar seinem Wanderleben ein Ende. „Hier sollte er seine eigentliche Heimat, ja, man kann sagen, sein Vaterland finden.“ 1842 zog er in das Haus, das bis zu seinem Tode Goethe bewohnt hatte. Bisher hatte die Schwiegertochter des Altmeisters, Ottilie von Goethe, geb. von Pogwisch, es innegehabt, die aber 1838 der Erziehung ihrer Kinder wegen Weimar verließ. Jetzt wurde das Haus russisches Gesandtschaftshotel. Maltitz wohnte darin bis 1856, wo Goethes Enkel Walter es wieder bezog. Als Maltitz die Wohnung wieder räumte, bekannte er voll Demut und Dankbarkeit:

„Wer eine Krone trägt, legt hier sie ab;

Mit welchem Kranz betrat ich diese Stelle?

Genug, daß lehnen durfte hier mein Stab,

Daß heimisch ward mein Fuß auf dieser Schwelle.“

Als 17jähriger Jüngling in Karlsbad hat Apollonius Goethe zum erstenmal gesehen und zwar, wie er einmal geäußert hat, „mit einem Schauer von Bewunderung und Ehrfurcht vor einer Größe, die ihm weit über alle andere Macht erhaben schien“. An einer anderen Stelle berichtet er ausführlicher: „In Karlsbad in meiner Knabenzeit erschien er mir zuerst. Man wies mir einen hohen ernsten Mann, dessen Auge so bestimmt umherschaute. Ich blickte ihm wie einem Wundertäter nach, dessen Wunder mir noch unbekannt waren. . . Es war auf dem romantischen Wege zum Hammer, nicht weit von der Karlsbrücke, da sah ich ihn, den Rücken gegen eine Wiese, am Rande der Straße stehen, sinnend, nachdenkend und betrachtend, während unser Wagen vorüberrollte. Mit den hellen Sinnen des Knabenalters habe ich ihn in dieser Stellung auf immer festgehalten.“

15 Jahre später war es Apollonius vergönnt, auch Goethes Stimme zu vernehmen, ihn in seinem Hause in Weimar besuchen und sich mit ihm unterhalten zu dürfen.

„Nach einer kurzen gedankenvollen Erwartung in seinem Empfangssaale sah ich ihn auf mich zugehen, vor mir stehen. Sein Haupt war ungebeugt, sein Gang fest. Die 78 Jahre hingen leicht wie Lorbeern in dichten grauen Locken. Seine Stimme, obwohl zum erstenmal von mir vernommen, überraschte mich garnicht, sie hatte mich schon aus Tasso und Iphigenia angeredet. Er war unverändert. Nur, seit ich ihn zum erstenmal gesehen, hatte ich ihn gelesen. Wir waren allein. Ich befand mich der höchsten Überlegenheit gegenüber, der mich das Schicksal je entgegengestellt hat: der Sterbliche dem Unsterblichen! Es wurde immer stiller in mir; ich wäre gern bei Goethes Gruß stehen geblieben, Worte, hätte ich gemeint, müßten das Schauen stören. Wie hatte ich mich getäuscht! Wie sehr sich meine Augen an ihn hefteten, wie sehr ich mich ergriffen fühlte, die Worte stockten mir nie weniger als vor diesem Meister des Worts. Es war einer der seltenen Augenblicke, wo sie sich von selbst darbieten, von selbst fügen, so wenig Aufmerksamkeit und Sorge wir ihnen auch schenken. . . Mein Familienname war ihm bekannt. Erinnerungen und Nachfragen leiteten das Gespräch ein. . . Mehreres, das ich ihm von der literarischen Welt Wiens, das ich damals bewohnte, mittheilte, erregte seinen Anteil. Er nannte Grillparzer, Hammer (von Purgstall), Zedlitz, Helmine von Chezy ihrer lyrischen Gedichte wegen mit Lob und Anerkennung. Wie verträglich ist doch das wahre Verdienst, wie wenig unterdrückend der wahre Ruhm, wie wenig einschüchternd und zurückweisend echte Hoheit! Warum machtet ihr ihn doch zum Götzen! Mit jedem Atemzuge stieg mein Vertrauen zu dem Gegenstande meiner Bewunderung.“ —

Sein ganzes Leben lang hat Maltiz deutsch gefühlt und sich als Deutscher gefühlt. Die Zeit der napoleonischen Zwingherrschaft und die Anfänge der Selbstbefreiung des deutschen Volks hat er als Kind, aber doch schon mit Bewußtsein erlebt. Als die Familie 1806 von Cassel nach

Dresden reiste, begegneten ihr in langen Zügen preussische Soldaten, die in der Schlacht bei Jena gefangengenommen worden waren und nun von Sachsen und Bayern abgeführt wurden. Dieser Anblick erschütterte den Knaben so, daß er das traurige Bild nie vergaß. Aus der Erinnerung entstand ihm später das Gedicht: „Begegnung 1806“, in dem er seinem Schmerz und Ingrimm darüber, daß Deutsche hatten gegen Deutsche kämpfen müssen, ergreifenden Ausdruck gab. Den Untergang der französischen Armee in Rußland 1812 und die Leipziger Völkerschlacht besang er gleichfalls in heißerregten Versen. Freundschaften, die er mit Varnhagen von Ense, dem Freiherrn de la Motte-Fouqué und anderen deutschen Patrioten hatte, kräftigten und fundamentierten seine deutsche Gesinnung. Die deutschen Siege von 1870 hat er nicht mehr erlebt. Am 2. März dieses Jahres starb er. Aber daß er schon 1840, als „neuer Übermut von der Seine zu klingen begann“, und der französische Minister Thiers und die von ihm inspirierte Presse hezte, daß der Rhein französisch gewesen sei und wieder französisch werden müßte, — daß er da schon gegen französische Eroberungsgelüste Stellung nahm, beweist ein in der Mitauischen Museumsbibliothek vorhandener Brief von ihm an Johann Friedrich Recke, datiert: München, am 22. November 1840, in dem es heißt: „Hier ist wie in Deutschland die Stimmung gut deutsch, nämlich: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ Es gibt eine deutsche Ehre, denn alles ist einig, sobald der Rhein wieder von den cupidités françaises in Anspruch genommen wird. Ihren großen Goliath Napoleon haben sie nicht mehr, und mit Gottes Hülfe wird es ihnen wie den Philistern gehen.“

Nikolaus Beckers Rheinlied war damals erst vor wenig Wochen erschienen — im September 1840 wurde:

es zum erstenmal in der „Trierischen Zeitung“ veröffentlicht — aber wie im Fluge drang es durch die deutschen Lande und die deutschen Herzen. Auch jetzt noch ist es unvergessen, und die Zuversicht, die den damaligen kaiserlich russischen Gesandten in München zum begeisterten Propheten werden ließ, Allgemeingut des ganzen deutschen Volks.

Graf Friedrich von Stolberg in Mitau

Der Dichter Friedrich Leopold Graf zu Stolberg ist bekannt durch die „Geniereise“ durch Süddeutschland und die Schweiz, die er 1775 mit seinem älteren Bruder Christian unternahm, und die ihn mit Goethe und Lavater zusammenbrachte, und durch seinen späteren Übertritt zum Katholizismus, durch den er ungeheures Aufsehen erregte und es besonders mit seinem Jugendfreunde Johann Heinrich Voß verdarb. Wenig bekannt aber dürfte es sein, daß er im Herbst und Ende 1785 zweimal in Mitau sich aufgehalten hat, nämlich auf der Reise nach und von Petersburg, wo er der Kaiserin Katharina II. den Tod des Herzogs Friedrich August von Oldenburg und den Regierungsantritt von dessen Nachfolger anzuzeigen hatte. Er hat sich in Mitau sehr wohlgeföhlt. Aus einem Brief, den er am 14. Oktober 1785 aus Mitau an seine Gattin schrieb, ergibt sich, daß er von dem ehrenvollen Empfang, der ihm hier bereitet wurde, ganz überrascht war. Er scheint's den Mitauern gar nicht zugetraut zu haben, daß sie seine und seines Bruders Dichtungen kennen

würden. Man hat eben schon damals in Deutschland „das Interesse der Balten an der reichsdeutschen Geisteskultur“ unterschätzt.

Stolberg war gerade kurz vor Antritt seiner Petersburger Reise Herzog Peter und Herzogin Dorothea, die nach ihrer Rückkehr aus Italien sich zunächst in Schloß Friedrichsfelde bei Berlin niedergelassen hatten, und Elisa von der Recke, die damals auch in Berlin weilte, näher getreten. Am 28. September 1785 war er bei einem Diner im Hause des Ministers Herzberg mit dem herzoglichen Hofmarschall Heinrich von Offenbergh zusammengetroffen. Dieser bemerkt in seinem Reisetagebuch: „Ich hatte Gelegenheit, den Grafen Friedrich von Stolberg kennen zu lernen, einen Mann, der in der gelehrten Welt berühmt ist und vom holsteinischen Hofe nach Petersburg geschickt wird, um den Tod des Bischofs von Eutin (Verwechslung: Herzog Friedrich August von Oldenburg war zugleich Fürstbischof von Lüneburg, Stolberg wohnte in Eutin) zu notifizieren. Sein bescheidenes Wesen nimmt einen jeden beim ersten Anblick ein!“ Wahrscheinlich wurde Stolberg von den Herrschaften aufgefordert, in Mitau Station zu machen, und mit Empfehlungsbriefen ausgerüstet.

Wir wissen, daß er hier den geistvollen und menschenfreundlichen Hofgerichtsadvokaten Tetsch besucht hat. Dieser schreibt Anfang 1786 an seinen Freund Karl Christoph von Sacken auf Alt-Sehren¹⁾: „Graf Stolberg . . . ist auf seiner Reise nach und von Petersburg bei mir gewesen, und ich habe ihn hier silhouettieren lassen. Ein edler, vortrefflicher Mann, der unser wert ist, und dessen wir beide wert sind. Sie müssen also auch seine Silhouette haben.“ Sein Quartier aber hatte Stolberg im Hause Dietrichs von Keyserlings (Graf war er damals noch nicht), das sich in der Palaisstraße befand

1) Baltische Monatschrift 49, 119

und 1877 im Neubau des Gewerbevereins verschwunden ist. Hier lernte er auch den Landhofmeister *T a u b e*, gleichfalls einen flugen, gebildeten, von den besten Absichten beseelten, rührigen Mann kennen. In dankbarer Erinnerung an die köstlichen Stunden, die er im Keyserlingschen Hause verlebt hatte, schickte er dann „im Weinmonate“ 1785 von St. Petersburg aus ein von Witz und froher Laune übersprudelndes Gedicht, in dem er zuerst ihre beim alten Wein rasch geschlossene vertraute Freundschaft preist:

So wie die Liebe in Secunden,
 Wenn reine Herzen sich gefunden,
 Aus Herzen in die Herzen fließt,
 So reißt die Freundschaft auch nach Stunden,
 Die wie Minuten schnell entschwunden,
 Wenn sie auf warmem Boden spreußt,
 Und ihren Bund die Tugend schleußt.
 Wenn alter Wein sie noch begeußt
 Und unser Innerstes entschleußt,
 So ist auch er ein Tau von oben
 Und wert, daß ihn der Dichter rühmt.
 Wer wollte nicht den Tau gern loben,
 Der unser Leben frisch beblümt?
 Nur werde nie der Tau zum Regen,
 Sonst überschwemmt er Gottes Segen
 Und tötet unsre junge Saat,
 Wie dieses Jahr der Regen tat.¹⁾

Stolberg gibt sodann einen Überblick über die Lehr- und Wanderjahre und wechselvollen Lebens- und Kriegsschicksale Keyserlings — wir merken, daß der alte Herr anschaulich und packend erzählt, sein Gast begierig und aufmerksam zugehört hat — und drückt endlich die Hoffnung aus, bald zu ihm zurückzukehren und „in seinen Armen vom Frost des Ladoga zu erwärmen.“

¹⁾ Vollständig ist das Gedicht abgedruckt in den Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1882, Anhang S. 28—30

Die Autographensammlung eines livländischen Pastors

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts spielte in Mitau ein Herr Paja von Petrovic eine Rolle. Trotz seines fremd klingenden Namens und seiner dunklen Vergangenheit — er behauptete der Sohn eines serbischen Generals zu sein — wurde er, da er in eine alte Rigaer Kaufmannsfamilie hineingeheiratet und in Mitau ein gutgehendes Seifengeschäft übernommen hatte, zudem ein liebenswürdiger, unterhaltfamer Mann von tadellosen Manieren und vielseitigen Interessen war, zur „Gesellschaft“ gerechnet und war am Honoratiorenstammtisch ein gern gesehener Gast. Plötzlich war er unter Zurücklassung von Frau und Kindern verschwunden. Noch einmal drang verworrene Kunde über ihn nach Mitau, wonach er in einem schlesischen Hotel als Portier gesehen worden wäre, dann aber war und blieb er verschollen. Und nun wurden Stimmen kluger Leute laut, die behaupteten, in ihm längst einen Abenteurer und Schwindler geahnt zu haben.

Dieser Paja von Petrovic war ein enragierter Sammler und besaß u. a. auch eine weithin bekannte Autographensammlung. Wohin sie gekommen ist, ob sie noch vollständig beisammen oder in ihre einzelnen Bestandteile aufgelöst ist, war nicht in Erfahrung zu bringen. Die einzige Nachricht über sie findet sich im Jahresbericht der Felliner Literarischen Gesellschaft pro 1885—1887 (Fellin 1888) Seite 90—92. Danach war die Sammlung Anfang des 19. Jahrhunderts von einem livländischen Pastor Anton Georg Bosse (in Wohlfahrt im Walk'schen Sprengel) zusammengebracht worden. Nach seinem Tode (1860)

erbte sie sein Sohn, der Rigaer Arzt Dr. Heinrich Bosse, und aus dessen Nachlaß erstand sie Paja von Petrovic. Die Sammlung enthielt u. a. Blätter von Immanuel Kant, von Moriz August von Thümmel, dem Verfasser des prosaisch-komischen Gedichts „Wilhelmine oder der vermählte Pedant“ (Leipzig 1764) und der „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ (Leipzig 1791 bis 1805, 10 Bände), von Johann Peter Hebel, Joh. Heinrich Vogt, dem Idyllendichter Salomon Geßner, dem Kirchenhistoriker Schröckh. Auch Goethe war nach Ausweis des Inhaltsverzeichnisses vertreten, das Blatt war aber entwendet. Ein Brief von dem Physiognomiker Lavater an Jacob Michael Reinhold Lenz vom 22. Juli 1775 und einer von Joh. Joachim Winckelmann „A Monsieur Walther, Libraire du Roi et Conseiller de Commerce à Dresden“ — aus Rom vom 12. Juni 1762 — stehen in jenem Jahresbericht abgedruckt. Endlich wird dort noch ein Gedicht von der Hand Herders und eins von der Hand Justinus Kerners erwähnt. Zu beiden bot unsere Autographensammlung einige kleine geschichtliche Angaben. Das Herder'sche Gedicht ist dasjenige, welches in der Hempel'schen Herderausgabe im 1. Bande, S. 251 unter der Überschrift „Dem jungen Baron Buddberg“ steht. Hierzu gehört eine Anmerkung Herders, wonach er das Gedicht ursprünglich in ein Exemplar der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter“ eingetragen hat, und hierzu wieder eine Anmerkung von Dünker: „Der Verfasser der „Versuche“ war J. N. Meinhard“. Die Personalien lassen sich mit Hilfe baltischer Quellen aufhellen. Woldemar Dietrich Baron von Buddberg, genannt Böninghausen, geboren 1740 zu Reval, begab sich 1757 mit Meinhard auf die Universität Straßburg und reiste dann mit ihm in Deutschland, der Schweiz, Italien, Frankreich, England und den Niederlanden, kehrte 1765 ins Baltenland zurück, lebte zunächst auf dem Gut Strasdenhof bei Riga, seit 1783 in Walf und zuletzt in

Riga. 1784 ist er gestorben. Er war ein Universalgenie: Dichter, Mechaniker, Musiker, Maler und Zeichner.¹⁾ Der durch seine mannigfache Schriftstellerei bekannte Johann Nikolaus Meinhard, geb. 1727 zu Erlangen, lebte nach seinen Reisen meist in Erfurt, starb aber schon 1767 in Berlin. Seine „Versuche“ erschienen in zwei Teilen 1763 und 1764. Danach wird das Herder'sche Gedicht in das Jahr 1765 fallen.²⁾ Übrigens war der Pastor Bosse nicht der erste Besitzer des Blattes, er hatte vielmehr darauf vermerkt, daß er es vom Riga'schen Generalsuperintendenten Sonntag erhalten hatte.³⁾ — Das Gedicht von Kerner „An einen Freund“, in dem sich der Dichter mit einer Distel vergleicht, ist zuerst gedruckt im „Morgenblatt für gebildete Stände“ (Stuttgart und Tübingen, Cotta) von 1839, Seite 150 und danach in der 3. Auflage der „Dichtungen“ 1. Band, Seite 17.⁴⁾ Man hat bisher angenommen, daß es an Karl Friedrich Hartmann Mayer gerichtet ist, der 1803–7 auf der Universität Tübingen mit Uhland und Kerner freundschaftlich verkehrte und 1824–43 Oberamtsrichter in Waiblingen war. Nun hatte aber im Register unserer Autographensammlung der ursprüngliche Besitzer Bosse das Gedicht datiert: „Bamberg 1839“ und bemerkt, daß es an ihn gerichtet war. Von Beziehungen Kerners zu dem livländischen Pastor ist zwar nichts weiter bekannt; da aber die Jahreszahl 1839 die Entstehungszeit des Gedichts richtig angibt, so wird auch an der Adressierung kaum zu zweifeln sein.

1) Vgl. Recke-Napiersky, Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Estland und Kurland I, 294 ff. W. Neumann, Lexikon Baltischer Künstler, S. 23.

2) Vgl. Recke-Napiersky 3, 184 f.

3) Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Literaturgeschichte 15, 447.

4) Also nicht erst in der 4. Auflage der „Lyrischen Gedichte“, wie Georg Spiller von Hauenschild (Mag Waldau) in seinem Briefe an Kerner vom 29. Dezember 1847 (Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden 2, 303 f.) annimmt.

Jean Paul und die Herzogin Dorothea von Kurland

Nach dem Übergang von Kurland an Rußland im Jahre 1795 verließen Herzog Peter und Herzogin Dorothea ihr Land. Ersterer begab sich auf seine schon früher erworbene Besitzung Sagan in Schlesien, wo er einige Jahre später gestorben ist. Die Herzogin aber führte seitdem ein Nomadenleben. Den Winter verlebte sie meist in Berlin, später regelmäßig in Paris, den Sommer meist in Löbichau im Sachsen-Altenburgischen, wo sie sich ein schimmerndes Schlößchen hatte erbauen lassen. Hier übte sie alte kurische Gastfreundschaft. Aber nicht nur Landsleute gingen hier ein und aus, sondern auch zahlreiche deutsche Dichter und Künstler, Schriftsteller und Gelehrte, die sie, die Schranken der Etikette durchbrechend, ganz als ihresgleichen behandelte. Der Kriminalist Anselm von Feuerbach, der im Sommer 1819 einer Einladung der Schwester der Herzogin, der Elisa von der Recke, nach Löbichau folgte, nimmt freilich den Mund etwas voll, wenn er, von der freundlichen Aufnahme, die er dort fand, entzückt, erklärt, daß der Hof der Herzogin nur mit dem eines Mediceers oder eines Este von Ferrara verglichen werden könne. Und eine Übertreibung ist es auch, wenn in einer neueren Monographie¹⁾ von dem „MUSENHOF ZU LÖBICHAU“ die Rede ist und dieser dem von Weimar an die Seite gestellt wird. Eine außerordentlich anregende und geistvolle Geselligkeit ist es aber doch zweifellos gewesen, die sich in jenen Sommermonaten in Löbichau und dem nahegelegenen Tannenfeld, wo die

¹⁾ Moritz Geyer, Der MUSENHOF ZU LÖBICHAU. Eine literarhistorische Skizze. Altenburg 1882

drei bildschönen Prinzessinnen wohnten, entfaltet. Die ausführlichste und lebendigste Schilderung des dortigen Tuns und Treibens hat uns Emilie von Binzer geschenkt in ihrem Buche „Drei Sommer in Löbichau“. ¹⁾ Es ist die Hauptquelle für die graziöse Humoreske von Carl Worms, die nach einem von Kurland nach Löbichau übertragenen Nationalgericht den Titel „Pansch“ führt. Sie enthält Dichtung und Wahrheit, doch knüpft die Dichtung immer an die quellenmäßig bezeugten Tatsachen an.

Im Sommer 1819 ist auch Jean Paul einmal in Löbichau zu Gast gewesen. ²⁾ Am 1. Mai war die Herzogin auf der Durchreise in Bayreuth, wo der Dichter seit 1804 seinen dauernden Wohnsitz hatte, eingetroffen. Sie ließ ihn am Abend in ihr Hotel kommen, unterhielt sich einige Stunden mit ihm und nahm ihm endlich das Versprechen ab, sie noch in diesem Sommer in Löbichau zu besuchen. Als Jean Paul dann wankelmütig wurde und Schwierigkeiten machte, schrieb ihm die Hofdame der Herzogin, Fräulein von Knabenau, einen vorwurfsvoll-lockenden Brief: „Sie kommen also nicht! Das ist es denn, was trotz dem Lieben und Verbindlichen in Ihrem Briefe ihn mir sehr unwillkommen machte. Wer frohe Erwartungen erregen und alsdann unerfüllt lassen kann, wer mit Kaltblütigkeit auf sich hoffen und nach sich seufzen läßt und dieser Flut der Gefühle den trockenen Damm vorgeschützter Pflicht entgegenzusetzen vermag, der hat eine Marmorseele, das ist gewiß. Wir versprechen, zufrieden zu sein mit der kleinsten Spanne Zeit, und auch Sie werden nicht bereuen, sie uns zugestanden zu haben.“ Die Knabenau verstand es, Männer zu berücken — den jungen Körner und den alten Goethe hat sie in Fesseln geschlagen — und auch Jean Paul konnte ihr nicht widerstehen. Kurze Zeit darauf erschien er wirklich

¹⁾ Stuttgart 1877

²⁾ Vgl. zum folgenden Binzer, S. 69 ff.; Geyer, S. 29 ff.; Paul Herrlich, Jean Paul. Sein Leben und seine Werke, Berlin 1889, S. 592 ff.

in Löbichau, er und sein Pudel. Er blieb vom 31. August bis 17. September. In Briefen an seine Frau gibt er am unmittelbarsten die empfangenen Eindrücke wieder¹⁾: „Man lebt sich hier so ins Schloß hinein, daß noch kein Beispiel vorhanden, daß einer nach zwei Tagen fortgegangen wäre . . . Die Zeit verrieselt hier völlig unmerkbar, und in ihrem Stundenglase muß sie den feinsten, durchsichtigsten Sand haben, weil man ihn nicht laufen sieht und hört. Man ist ganz frei wie zu Hause und drückt niemand als Gast, und so verfliegen die Tage wie zu Hause . . . An keinem Hofe kann ein so froher, ungezwungener und doch anständiger Ton herrschen als hier . . . Die Herzogin mag ich gar nicht anfangen zu loben, so köstlich ist ihr Herz mit seiner Ruhe, Unbefangtheit, Liebe und Milde, Gefallsuchtslosigkeit und seinem Gottesfinne . . .“ Am meisten kglückte ihn eine Huldigung, die ihm am 9. September bewiesen wurde. Sie bestand hauptsächlich aus einer Illumination der gleich hinterm Schloß in einem See schwimmenden kleinen Insel. Die Lampen waren in kleinen Vertiefungen des Bodens angebracht, so daß man keine Flammen, sondern nur den magischen Lichtschein sah. „Der Gefeierte wurde von zwei Herzoginnen seiner Vergötterung zugeführt. Der hohe Genius, der, wie Horaz von einem berühmten Manne seiner Zeit sagt, schon längst mit erhabenem Haupte die Sterne berührte, sah nun auch einen strahlenden Himmel zu seinen Füßen.“ Nachdem man die prächtigen Beleuchtungseffekte bewundert, verließ man, ein deutsches Volkslied singend, die Insel, um im Schlosse mit musikalischer Unterhaltung und Punschtrinken den Abend zu beschließen. Den Tag will Jean Paul nicht auf die Gold-, sondern auf die Perlenwage legen. „Da hatt' ich endlich“, schreibt er in wehmütiger Erinnerung an seine in Enge und Dürftigkeit verbrachte

¹⁾ Nerrlich, Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto, Berlin 1902, S. 293 ff.

Kindheit und Jugend, „jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft und umsonst gesehnt hatte“.

Durch seine Frische und Quecksilbrigkeit, durch den Reichtum seines Geistes und Gemüths, durch seine sprudelnde Phantasie und seinen originellen Humor eroberte sich der Dichter aller Herzen. Für letzteren nur ein Zeugnis: außer Feuerbach weilte in Löbichau noch ein anderer würdiger Gelehrter als Gast, der Konsistorialrat Marheinecke, der übrigens auch in die Knabenau verliebt war. Abends pflegte Jean Paul durch Vorlesungen aus seinen Schriften sich für die ihm zuteil gewordene Gastfreundschaft dankbar zu erweisen. Dabei gingen nun einmal Feuerbach und Marheinecke mit laut knarrenden Stiefeln im Saale auf und ab. Da unterbrach Jean Paul seine Vorlesungen mit der malitiösen Bemerkung, er habe wohl öfters concerts à quatre mains, aber noch nie ein concert à quatre pieds gehört. — Bei soviel Liebenswürdigkeit in seinem ganzen Wesen verzieh man dem Dichter gern seine nicht immer ganz einwandfreie Toilette und seine etwas rustikalen Manieren: daß seine Wäsche die glättende Sorgfalt einer weiblichen Hand vermissen ließ, daß er den Tee als ein dünnes fremdländisches Getränk gänzlich verschmähte und sich lieber an gutem Doppelbier aus Gera erlabte, und daß er die Naivität hatte, ein Schnupftuch, auf das ihm die älteste Prinzessin, die Herzogin Wilhelmine von Sagan, an einem der ersten Tage nach seiner Ankunft einen feinen Wohlgeruch gegossen hatte, am Tage vor seiner Abreise, also reichlich 14 Tage später, aus der Tasche zu ziehen und der Prinzessin vorzuzeigen zum Beweise, daß der Duft sich nicht verflüchtigt habe. —

Niemand von den Beteiligten konnte damals ahnen, wie bald die edle Fürstin, die den belebenden Mittelpunkt des froh erregten Kreises bildete, vom Tod hinweggerafft werden würde. Im Morgengrauen des 21. August 1821

verschied sie in ihrem lieben Löbichau.¹⁾ Ihre treue Schwester Elisa von der Recke und ihre älteste Tochter Wilhelmine hatten sie bis zulezt gepflegt und nur auf Augenblicke der Erholung das Lager der Sterbenden verlassen. In einem Wäldchen auf einer nahen Anhöhe wurde die Herzogin begraben. Durch Elisa erhielt Jean Paul Ende August die Trauerkunde.²⁾ Aber erst Ende September kam er dazu, ihr sein Beileid zu bezeigen, war er doch inzwischen selbst von dem schwersten Schmerz seines Lebens betroffen worden: in der Nacht vom 25. zum 26. September war ihm sein einziger hoffnungsvoller Sohn May genommen worden.³⁾ Das Kondolenzschreiben, das Jean Paul am 29. September an Elisa richtete, befindet sich in Rigaschem Privatbesitz und hat folgenden Wortlaut:

Bayreuth, den 29. September 1821

Verehrteste Frau Gräfin!

Verzeihen Sie die Verzögerung des Danks, durch diese antwortet izezo ein Schmerz dem andern, der beraubten Schwester der beraubte Vater; denn mein 18jähriger Sohn, der einzige, ist in dieser Woche gestorben, und mit ihm meine schönere Erdenzukunft eingesargt. So sah ich denn hier an einem Abende und einem Tische zwei bald Sterbende neben einander im Gasthose, die himmlische Theodora neben dem Prinzen Biron. Auf ihrem sonst so noch blühenden Angesicht fand ich sogar bey der Lichtverschönerung ihre nahe Grabschrift lesbar. Aber ihr Leben — dies sey der Trost der edeln Schwester — war ein langer Frühling, voll außgetheilter und empfangener Maitage, ein sanfter Gang durch einen immer blühenden Garten, und das Grab nur ein Thor eines Parks, das die unbegrenzten Gefilde mit den begrenzten verknüpft.

1) Tiedge, Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland, Leipzig 1823, S. 377

2) Merriß, Jean Paul, S. 623

3) Ebd. S. 628

Und in ihrer letzten Stunde hatte sie noch die gesegnete Hand einer Schwester zum sanftesten Hinwegbegleiten auf dem Leben in der erkaltenden Hand. Verehrteste Frau Gräfin, Sie tröstet am schönsten Ihr letztes Beystehen, und glauben Sie, Ihre fromme und christlich kraftvolle Gegenwart war noch warmer Sonnenschein für die letzten kalten Stunden des Lebens: denn was die rauhe Sprache Todeskampf nennt — der nur ein ungefühltes Muskelzucken ist — schließet das innere selige Zerfließen nicht auf, womit sich die Seelen vom Leben lösen und welches so oft seine Spuren als Verklärung auf den Gesichtern edel Geschiedener hinterläßt.

Verzeihen Sie meinem Schmerz über den Verlust eines besten Sohnes die Unregelmäßigkeit dieses Blattes!

Gott, der als leitender Stern in Ihrer Seele ist, sey ie330 auch als erquickende Sonne darin!

Ihr ergebenster

Jean Paul Richter

Zur Erklärung des Schreibens ist nach dem Vorstehenden nur noch eine Bemerkung nötig. Wir sehen, daß an jenem 1. Mai 1819 nicht nur die Herzogin Dorothea in Bayreuth war, sondern zugleich mit ihr der Sohn des Bruders ihres Gatten, Gustav Prinz von Biron, der dann ein paar Wochen vor ihr, am 20. Juni 1821, in Ems verschieden ist.

Wenn Jean Paul damals auf dem Antlitz der Fürstin ihre nahe Grabschrift gelesen haben will, wie er über ihr Leben, ihren Todeskampf und Tod urtheilt, das ist alles echt Jean-Paulisch. Wir erinnern uns, wie wundervoll tröstlich er schon in dem ersten Werk, in dem er seine eigene Sprache redet, dem „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz von Auenthal“ von 1793 einen guten Menschen sterben läßt. In der letzten Nacht nahen sich ihm noch einmal seine besten Jugendfreunde, der Schlaf und der Traum; in der Morgenfrühe tritt lächelnd der Todesengel

herein; Frühlingsphantastien spielen mit der sinkenden Seele . . . In der Welt Jean Pauls hat der Tod seine Schrecken verloren. Er erlöst nur die Seele von ihrer Erden schwere, befreit sie von dem „erdigen Beigeschmack des Leibes“, läßt sie zu ewig-seligen Phantastien auffliegen und öffnet ihr das Tor zu dem unendlich weiten Reich der Unsterblichkeit, das der Dichter gern wie einen orientalischen Zauberpalast ausmalt.

Ein Gedicht von Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg an Herzogin Dorothea von Kurland

Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg (1804—22) war ein origineller Herr.¹⁾ Eigenartig waren schon seine Lebensgewohnheiten: er ging sehr spät zu Bett, stand sehr spät auf, gewöhnlich erst kurz vor der Mittagstafel, und empfing, wie die Damen der französischen Aristokratie vor der Revolution, im Bett Besuche, selbst die Minister und Gesandten fremder Potentaten. Chevalereske Passionen, insonderheit Reiten und Jagen, waren ihm zuwider. Er bestieg nur einmal in seinem Leben ein Pferd, aber in wenig sportsmäßigem Anzug: in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen und ohne Kopfbedeckung. Von seiner Umgebung gedrängt, nahm er ein einziges Mal in seinem

¹⁾ Vgl. über ihn Allgemeine Deutsche Biographie 1, 681 ff.; Gödeler, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 5, 2. Aufl. S. 472; Preussische Jahrbücher 175, 211 ff.

Leben an einer Jagd teil, hatte aber vorher alles mißtönige Schießen verboten. Nur den Tanz liebte er mit Leidenschaft und übte diese hüpfend-schwebende Körperbewegung mit Grazie bis in sein Alter. Jean Paul, mit dem er im Briefwechsel stand und mit dessen Verschromenheit und Verstiegtheit er harmonierte, sagte von ihm, er habe die Titanomanie und sei „ein personifizierter Nebel, bunt, leicht, schwül, kühl, in alle phantastischen Gestalten sich zerteilend, zwischen Sonne und Erde schwebend, bald fallend, bald steigend.“ Ungünstiger über ihn urteilt Goethe, dem Durchlaucht etwas auf die Nerven gefallen zu sein scheint: „Des regierenden Herzogs August von Gotha darf ich nicht vergessen, der sich als problematisch darzustellen und, unter einer gewissen weichlichen Form, angenehm und widerwärtig zu sein beliebte.“

Diese Aeußerung Goethes findet sich in den Tag- und Jahreshften, in dem Abschnitt über die Gesellschaft, die sich im Sommer 1808 in Karlsbad zusammensand. Es war ein großer Kreis hochgestellter und geistig bedeutender Männer und Frauen, der dort den Dichter umgab; auch die Herzogin Dorothea von Kurland, ihre zweite und dritte Tochter, die Fürstin Pauline von Hohenzollern-Hechingen und die Herzogin Johanna von Acerenza, ihre Stiefschwester, die gefeierte Dichterin Elisa von der Recke, und ihre, von Goethe verehrte Hofdame Fräulein von Knabenau gehörten dazu. Innerhalb dieses Kreises trat nun damals Herzog August der Herzogin Dorothea näher. Zeugnis davon ist ein Sonett des Herzogs, das sich in Abschrift in dem Poesie-Album der Herzogin (in Mitauschem Privatbesitz) fand. Es ist überempfindsam und schwülstig in der Art Heinrich Frauenlobs und mystisch verworren bis zur Unverständlichkeit.

Vom Herzog von Gotha bey Gelegenheit eines ihm geliehenen Schnupftuches, gegen welches er ein mit Vergif-meinnicht gesticktes schenkte.

Carlsbad im July 1808

Ich mag nicht mißen der Feien zartes Weben,
Ich kann nicht lassen der Holden heimlich borgen,
Ich will, ich kann es nimmer wiedergeben,
Und einmal glücklich will ichs bleiben länger noch als
morgen.

Warum nicht schenken? warum geizig mirs nur borgen,
Dieß zarte mystisch-süße Weben?
Ich wills behalten länger noch als morgen,
Und borgen ist ja nur der Feien Geben.

Drum wundre nicht, wenn Blüthen mich umpfangen,
Noch blauer als die Augen, die mich schufen
Und die so gern sich in den Tausch verhüllen.

Drum zürne nicht, wenn stolz ist mein Verlangen,
Und strafe nicht, wenn fruchtlos hallt dein Rufen,
Denn Bruderfüße meine Kelche füllen.

Herzog August hat auch sonst gedichtet, sogar komponiert. Ein freimaurerischer Roman von ihm erschien 1805 unter dem Titel „Kyllenion“ oder „Ein Jahr in Arcadien“.

Einige Jahre später, im Sommer 1820, weilte Herzog August als Gast der Herzogin Dorothea auf ihrem anmutigen Ruhesitz in Löbichau. Aus dieser Zeit sind uns einige Anekdoten aufbewahrt, die uns zeigen, daß der alte joviale Herr durchaus nicht ohne Schlagfertigkeit und ohne Witß war. Als er sah, wie ein ältliches adliges Fräulein sich abquälte, einen antiken Torso nachzuzeichnen, sagte er zu ihr: „Was machen Sie da für ein hübsches Nierenstück!“ Ein anderes Mal überreichte man ihm eine jener altmodischen Tassen, wo auf der Obertasse steht: „Wandle auf“, dann eine Rose gemalt ist, während auf der Untertasse ein Vergißmeinnicht zu sehen ist. Er las den Rebus so: „Wandle auf Ober- und Untertassen!“ Auf seinen Kammerherrn Seebach aber machte er die Charade:

„Mein Erstes ist naß, mein Zweites ist naß, und mein Ganzes so trocken“.¹⁾

Drei Handzeichnungen aus Leipzig in Mitau

Eine kleine Mappe, in roten Maroquin gebunden mit zierlichen Goldleisten in Handpressung auf dem Vordeckel und verschossenen roten Seidenbandschleifen oben und unten und an der rechten Seite — schon dieses Gewand entzückt den Bibliophilen und erfüllt ihn mit ehrfürchtigem Ahnen. Wenn dann als Inhalt sich Handzeichnungen aus der Wertherzeit darbieten, Freundschaftsdenkmale, Obelisken, Urnen, Tempelchen, Ruinen, Wasserfälle, Blumen, Genien, so daß einem zumute wird, als beträte man das selige „Seifersdorfer Tal“ des Grafen und der Gräfin Brühl, da fängt man an zu fiebern. Und wenn man dann gar auf Namen stößt, die in der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte einen guten Klang haben: Karoline von Dacheröden, die spätere ebenbürtige Gattin Wilhelm von Humboldts, Johanna Margarete Sieveking geb. Reimarus (aus dem Lessing-Klopstockschen Kreise in Hamburg), Friederike Weser, die Jugendfreundin Goethes — dann kennt die Freude keine Grenzen.

So ging es mir, als mir aus einem Schrank der Mitauschen Museumsbibliothek eine solche Mappe mit Handzeichnungen zur Durchsicht überlassen wurde. Gleich kam

¹⁾ Vgl. Emilie v. Binzer, Drei Sommer in Löbichau S. 99

mir der Gedanke: Aus dem Nachlaß der Elisa von der Recke! Zahlreiche Briefe von ihr und an sie werden nämlich im Museum verwahrt,¹⁾ ebenso ihr „Fächeralbum“²⁾ und Bücher aus ihrer Bibliothek. Diese Vermutung wurde bestätigt durch eine unter den Blättern der kleinen Mappe sich findende, mit Sepia übergangene Federzeichnung, darstellend drei Genien, die in der Luft schwebend ein Buch halten, auf das ein Kranz gelegt und auf dem zu lesen ist: ELISE[NS] LIEDE[R]. Die Vermutung erfuhr eine weitere Bestätigung durch den Vergleich der Namen, Orte und Unterschriften mit Elisas Bekanntenkreis und Itinerarium, besonders mit dem Tagebuch, das Elisas Freundin, Sophie Becker, später verheiratete Schwarz, auf der Reise geführt hat, die sie beide in den Jahren 1784 bis 1786 durch Deutschland unternahmen (herausgeg. von G. Karo und M. Geyer in der Kollektion Spemann unter dem Titel „Vor hundert Jahren“).

Ich möchte hier aber nur drei Blätter der Sammlung genauer besprechen, da sie sich zu einer Gruppe zusammenschließen und uns sämtlich an einen Ort, nämlich nach Leipzig, versetzen. Hier nahmen Elisa und Sophie im Oktober 1784 auf der Rückreise von Karlsbad und im Mai 1785 auf einer zweiten Reise zur Kur ebendahin einen mehrtägigen Aufenthalt. Unterm 15. und 21. Oktober 1784 schrieb Sophie in ihr Tagebuch über den trefflichen Kupferstecher Johann Friedrich Bause und dessen zwei begabte Töchter folgendes³⁾: „Bause und seine zwei Töchter gehören unter die Zierden der Stadt Leipzig. Sein Haus ist oft voller Fremden, welche die Harmonika (eine Art Glockenspiel) hören und vielleicht noch mehr die Spielerin

1) Vgl. meine Veröffentlichung: Briefe an Elisa von der Recke (Fritz Würz, Berlin-Riga)

2) Ra ch e l, Elisa 2, S. 149; Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1902, S. 3

3) Vor hundert Jahren, S. 59. 61

sehen wollen. Diese ist nicht sowohl schön als anmutig und begleitet ihre Geschicklichkeit sowie ihre jüngere Schwester mit vieler Bescheidenheit . . . Bause und seine Töchter werden von jedermann geschätzt; wir sind bei ihm gewesen und mit ihnen in zwei Gesellschaften zusammengekommen, und allemal hat sie mehr noch ihre Bescheidenheit als Geschicklichkeit ausgezeichnet.“ Merkwürdigerweise erwähnt Sophie zwar das Harmonikaspield und die persönliche Anmut der älteren Tochter, aber nicht das zeichnerische Talent der jüngeren, Juliane Wilhelmine. Bei ihrer zweiten Anwesenheit in Leipzig im Mai des nächsten Jahres trafen die beiden Kurländerinnen die ältere Tochter nicht mehr am Leben, aber am 13. vormittags besuchten sie Bause und „sahen bei ihm eine ansehnliche Sammlung der Zeichnungen, die seine Tochter — das ist die jüngere, Wilhelmine — nach großen Meistern gemacht hatte“.1) Das Leipziger städtische Museum besitzt von ihr 10 Radierungen aus den Jahren 1789—1791, Landschaften mit Staffage, die in einem Heft vereinigt wurden unter dem Titel: Versuche im Radieren, der Frau Hauptmann Löhrr gewidmet . . . Leipzig, 13. November 1791, aber nie in den Handel gekommen sind.2) Aus früherer Zeit stammen die Zeichnungen von ihrer Hand, die in baltischen Stammbüchern sich erhalten haben: ein Blatt in dem Stammbuch Heinrich von Offenbergs, das die Mitausche Museumsbibliothek verwahrt, und das nächstens im Inselverlag seine Auferstehung feiern soll, zwei Blätter in dem Stammbuch des Rigaschen Apothekers Jakob Johann Vog im Rigaschen städtischen Museum3), und dazu kommt nun eben eine Bleistiftzeichnung in unsrer Mappe. Es stellt eine liebliche Landschaft dar. Auf einem Felsen erhebt sich eine Burg, zu der ein Schlängelweg hinanführt. Vorn eine Brücke, daneben ein Haus und ein weithin schattender Baum.

1) Ebd. S. 138

2) Vgl. *Thieme's Künstlerlexikon* 3, 95

3) *Neumann, Aus alter Zeit* S. 73

ferner berichtet Sophie unterm 21. Oktober 1784, daß Elisa und sie bei dem berühmten Professor der Medizin und Philosophie Ernst Platner „zwei philosophische Kollegien“ gehört hätten. Und am 12. Mai 1785 abends speisten sie bei ihm. „Seine Familie besteht aus einer artigen Frau und fünf Kindern, davon der älteste neunjährige (vielmehr elfjährige!) Sohn sehr viel Talent zur Malerei hat.“ Das ist der spätere Maler und Kunstschriftsteller Ernst Zacharias Platner,¹⁾ der am 1. Oktober 1773 in Leipzig geboren wurde, dann hier unter Öser und weiterhin in Dresden und Wien studiert hat und von 1800 bis an sein Ende am 14. Oktober 1855 in Rom lebte. Bei ihrem ersten Besuch in Leipzig erhielt Elisa von dem Knaben eine allegorische Zeichnung, zu der natürlich der Vater die Idee geliefert hat: Ein halbnacktes Bübchen überreicht einer am Fuße eines Brunnens sitzenden Frau (Curonia?) einen Kranz. Darunter liest man: Leipzig, den 23. Oktober 1784. E. Z. Platner, 11 Jahre alt.

Das wertvollste Blatt der Sammlung ist aber das von Friederike Öser herstammende, ein Sepiaaquarell, das den Kopf eines bärtigen Mannes mit Turban darstellt. Die Unterschrift lautet: „Das Bildnis eines Taiten, gezeichnet nach Hodges von Friederike Öser.“ (William Hodges, geb. 1744 in London, gest. 1797 zu Brigham, hatte Cook auf seiner zweiten Weltreise begleitet und lieferte dann mit Vorliebe Bilder von Tahiti und Neuseeland.) Auf der Rückseite des Blattes liest man noch folgendes Zitat aus Ramlers Fabeln:

Gute Seelen

Schließt Eines Gottes Himmel ein,
Ihr Pilgerrock, den sie nicht wählen,
Mag glatt nun oder zottig seyn.

Daß Goethes Jugendfreundin, die er durch seine Lieder an sie — „Knospen und Blüten, die der Frühling

¹⁾ Vgl. über ihn Allgemeine deutsche Biographie 26, 260 f.

1768 trieb“, nennt er sie in einem Briefe an Frau von Stein 1776 — unsterblich gemacht hat, gezeichnet hätte, wußten wir bisher noch nicht. In der Dresdner Gemäldegalerie hängt ein Bild Adam Friedrich Öfers von 1766, auf dem er seine vier Kinder sehr gefällig zu einer Gruppe zusammengestellt hat.¹⁾ Links vom Beschauer, fast ganz von vorn gesehen, sitzt Wilhelmine und zeichnet, ein größerer Knabe beugt sich über die Lehne des Stuhles und sieht ihr zu, im Vordergrunde sitzt ein jüngerer Knabe auf einem Fußbänkchen und zeichnet einen vor ihm auf dem Boden liegenden Gipskopf ab; Friederike aber sitzt auf einem Stuhl mit Armlehne zwischen ihnen, ein Buch in der rechten Hand und über die zeichnenden Geschwister hinwegsehend. Sie erscheint also gerade als die einzige unter den vier, die für die bildende Kunst kein Interesse hat. Dazu stimmt die Charakteristik, die ein Unbekannter 1769 von ihr gegeben hat: „Die älteste Tochter von 21 Jahren ist zwar von Person klein, groß aber an Tugenden und Geschicklichkeit, sie leitet die häusliche Wirtschaft, führt ihres Vaters Korrespondenz, ist sehr belesen, spielt vorzüglich Klavier und bestreift sich dennoch aller nützlichen weiblichen Arbeiten.“²⁾ Diese Aufzählung ihrer Künste und Fertigkeiten will offenbar erschöpfend sein; um so bedeutsamer ist es, daß von einer zeichnerischen Betätigung Friederikens keine Rede ist. Vielleicht hat sie erst später damit angefangen.

¹⁾ Reproduktion bei Julius Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre 3. Aufl., Leipzig 1909, S. 113

²⁾ Ebd. S. 117

Ein Mitauer Bürgermeister

Unter Heinrich Heines Sonetten steht ein Jugendgedicht, das für den Dichter ziemlich uncharakteristisch ist, denn nichts von Heines „Zerrissenheit“ und „innerer Gehegtheit“ anhaftet, das aber auch vom künstlerischen Gesichtspunkt aus wertlos ist, betitelt: „An Franz v. J.“ und beginnend: „Es zieht mich nach Nordland ein goldener Stern; Ade, mein Bruder! Denk mein in der Fern!“ Der, dem dieses Abschiedsgedicht gilt, Franz von Zuccalmaglio, ist später Bürgermeister von Mitau gewesen. Aus dem Gedicht ergibt sich, daß auch er gedichtet hat, und daß Heine und er dasselbe Mädchen, „die blühende Rose am blühenden Rhein“, angeschwärmt haben. Das kann nur während einer gemeinsam verbrachten Studienzeit in Bonn in den Jahren 1819–20 der Fall gewesen sein. Aber auch schon früher, nämlich auf der Schule in Düsseldorf, sind die beiden befreundet gewesen. Heine erzählt in seinen Memoiren, daß seine Mitschüler in Düsseldorf ihn immer mit seinem Vornamen Harry aufgezogen hätten, den sie wie „Haarüh“ aussprachen; das war aber der Ruf, mit dem der „Dreemichel“ mit seinem Karren durch die Straßen zog, um Kehricht, Küchenabfälle usw. aufzuladen. Besonders geschmerzt habe es ihn, wie einmal „sogar der blondlockige, sanfte, mädchenhafte Franz, den ich so sehr liebte,“ ihn lieblosend an sich gezogen, dann aber ihm das verhasste Wort ins Ohr gerufen habe und fortgesprungen sei.

Weiteres über die Jugendschicksale unseres Franz von Zuccalmaglio erfahren wir aus den Lebenserinnerungen eines Neffen von ihm, des Anton Wilhelm von Zuccalmaglio, geboren am 12. April 1803 in dem rheinischen

Städtchen Waldbröhl und nach seinem Geburtsort als Dichter und Schriftsteller gewöhnlich „Wilhelm von Waldbröhl“ sich nennend.¹⁾ Er hat sich auch als Sammler deutscher, russischer und polnischer Volkslieder sowie als Mitarbeiter an Robert Schumanns „Neuer Zeitschrift für Musik“ bekannt gemacht. Er berichtet in seinen Memoiren, daß er nach Absolvierung seiner juristischen Studien unschlüssig gewesen sei, welchen Lebensberuf er ergreifen sollte; die Laufbahn als Staatsbeamter erschien damals wenig aussichtsvoll. Da habe seine Großmutter ihren welterfahrenen Sohn, Anton Wilhelms Oheim und „ehemaligen Turnmeister“, unsern Franz von Succalmaglio, brieflich um Rat gefragt, der nach wechselvollen Schicksalen nach Kurland gelangt sei und es in der Hauptstadt bis zum Bürgermeister gebracht habe. „Früher hatte er“, heißt es nun in Anton Wilhelms Memoiren weiter, „mit seinem Freunde, dem Dichter Heinrich Heine, die Welt durchfahren, war längere Zeit in Griechenland gewesen, um sogenannten demagogischen Untersuchungen zu entgehen, und von dort nach den Ostseeprovinzen übergesiedelt.“ Die kärglichen Notizen führen vor unsern Augen das Bild eines feurigen Jünglings herauf, der als Anhänger des Turnvaters Jahn und als Burschenschaftler den reaktionären Behörden verdächtig wurde und nach Griechenland entwich, um da in die Reihen der Freiheitskämpfer zu treten — wie Lord Byron; die Schwärmerei für diesen würde dann ein weiteres Gemeinschaftsband sein, das ihn mit Heine verknüpfte.

Wie Franz von Succalmaglio von Griechenland nach Kurland kam, wissen wir nicht. 1826 trat er als Verwaltungsbeamter in den Dienst der Stadt Mitau, 1836 wurde er deren erster Bürgermeister. Die Wahl bedeutete

¹⁾ Diese Erinnerungen hat mir Herr Geh. Justizrat Dr. Braun in Wachen, ein Neffe des Anton Wilhelm v. S., freundlichst zugänglich gemacht.

für ihn eine große Ehre: zum ersten Male wich man von dem alten Herkommen ab, demzufolge der Bürgermeister aus den einheimischen Kaufleuten genommen werden mußte, und wählte einen zugereisten Literaten. Gleich am Anfang seiner Tätigkeit fand Zuccalmaglio Gelegenheit zu zeigen, was in ihm steckte. Mitau wurde — wie so oft — von einer greulichen Überschwemmung heimgesucht. In angestrengter Arbeit suchte der neue Bürgermeister die schlimmen Folgen abzuwenden und den Geschädigten wieder aufzuhelfen. In demselben Jahre beteiligte er sich an der Gründung eines Vereins zur Versorgung hilfloser Kinder und rief die Rettungsanstalt Altona ins Leben. Besonders aber lag ihm die Hebung des städtischen Schulwesens am Herzen. Während er den Vorsitz im Schulkollegium führte, entstanden 1837 eine zweite, 1850 eine dritte deutsche Elementarschule, 1850 die jüdische Kronsschule, 1868 die jüdische Töchtertschule. 1865 wurde die alte Kreisschule reorganisiert und in eine vierklassige Realschule umgewandelt. — In der Nacht vom 21. zum 22. Oktober 1873 raffte ihn ein Herzleiden dahin. Das Begräbnis verlief sehr feierlich. Am Abend des 26. Oktober wurde seine Leiche bei Fackelschein in das Rathaus getragen und hier aufgebahrt. Am nächsten Vormittag sprachen an seinem Sarge außer dem Geistlichen die Vertreter der Behörden und mehrerer Vereine. Eine unabsehbare Menschenmenge gab ihm das letzte Geleit.

„Er war ein Mann von ganz ungewöhnlicher geistiger Begabung“, heißt es in einem Nachruf, „von selten universeller Bildung und großem administrativem Talent. Seinem durchdringenden Verstand, der Beweglichkeit seines Geistes, der Energie seines Willens fehlte nur ein minder beschränkter Wirkungskreis und größere Freiheit der Bewegung, um seinen Namen weit über die Grenzen der Provinz hinaus rühmlichst bekanntzumachen. Der Dahingegangene hat indessen mit dem Schicksal, das ihm einen bescheidenen Platz zuwies, nicht gehadert, sondern un-

ermüdetlich und voller Aufopferung an dem mühsamen, undankbaren ihm zugeteilten Werk der Fürsorge für unsere Stadt gearbeitet. Und er hat mit Erfolg gearbeitet. Unter den ungünstigsten Verhältnissen hat er es verstanden, ein unbedingtes Vertrauen zu der Gerechtigkeit und Geschicklichkeit der städtischen Administration, soweit sie von ihm abhing, zu erwecken, und manche heilsame Reform führte ihren Ursprung auf ihn zurück.¹⁾

Was unter den Schranken zu verstehen ist, durch die Zuccalmaglio sich eingeengt fühlen mußte, und unter den „ungünstigen Verhältnissen“, unter denen er arbeitete und doch „manche heilsame Reform“ durchsetzte, offenbart uns ein Brief, den er am 25. März a. St. 1869 an seinen Neffen Anton Wilhelm richtete²⁾: „Die Verhältnisse hier werden immer erdrückender und trauriger. Das fanatisierte Russentum möchte alles Deutsche ausmerzen. Man sehnt sich wahrlich, aus diesen unerquicklichen Verhältnissen los- und fortzukommen.“ Wir müssen daran denken, daß damals die Partei der russischen Nationalisten unter dem Panславisten Juri Samarin immer mehr Einfluß und Macht erhielt und das Deutschtum in den Ostseeprovinzen mit allen Mitteln zu unterdrücken suchte. Trotzdem hat sich Zuccalmaglio offenbar den deutsch-freiheitlichen Sinn seiner Studenten- und Wanderjahre bis ins Greisenalter hinein bewahrt und ist der Mahnung treu geblieben, die ihm um 1820 sein Jugendfreund Heine in jenem Sonett zugerufen hatte: „Bewahr' in der Brust wie einen Hort das liebe, schöne deutsche Wort!“³⁾

1) Aus dem Nachruf in der Rigaschen „Zeitung für Stadt und Land“ vom 30. Okt. (11. Nov.) 1873. Vgl. auch Rigasche Zeitung vom 24. Okt. (5. Nov.) 1873

2) Gleichfalls Mitteilung von Herrn Geheimrat Braun

3) Vielleicht sind durch Zuccalmaglio die beiden Heineautographen nach Mitau gekommen, die die dortige Museumsbibliothek verwahrt. Das eine ist das Konzept zu dem Gedicht, das die in Paris am 20. Februar 1839 geschriebene Vorrede zur 3. Auflage des „Buchs der Lieder“ eröffnet. Das Konzept beginnt: „Das war (so!) der alte

Ein Rigaer Bürgermeister

Kaum irgendwo kommt es einem so zum Bewußtsein, was für ein reiches und kraftvolles städtisches Leben Riga einst gehabt hat, was für eine Fülle charakterfester und ehrenwerter Persönlichkeiten in seinem Rat und in seiner Bürgerschaft beisammen gewesen sind, als wenn man im Dom das braune Gestühl beschaut, das dort dem Rat, der Großen und Kleinen Gilde und der Kompanie der Schwarzhäupter, jener Vereinigung unverheirateter Kaufleute, reserviert war. Das Gestühl stammt aus dem 17. Jahrhundert. Das des Rats ist ausgezeichnet durch an den Ecken Wache haltende, fast lebensgroß aus Holz geschnitzte, direkt aus dem Boden aufwachsende, die Langen

Märchenwald" (korrigiert für „Zauberwald“). Wir können an diesem Konzept studieren, wie sorgsam Heine an seinen Gedichten, die so mühelos aus dem Ärmel geschüttelt zu sein scheinen, gefeilt und poliert hat, bis die eleganteste Form und der rechte Glanz erreicht war. In der 9. Strophe heißt es z. B. von der Sphinx:

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen,
Sie trank meiner Küsse lodernde Blut
Mit Dürsten und mit Lechzen.

Ehe für die 3. Verszeile die jetzige Form gefunden ward, wurde sie mehrmals umgegossen: „Sie trank meine Küsse mit lodrender Bier — Sie trank meine Küsse, sie küßte und trank — Sie trank meiner Küsse Flammentrank . . .“ Das andere Autograph ist eine Reinschrift, betitelt „Ramsgate“. Unter dieser Überschrift stehen vier Lieder, die jetzt in den „Neuen Gedichten“ auseinandergerissen und zerstreut sind: Diesen lebenswürdigen Dichter (so!) = In der fremde 2, In welche soll ich mich verliehen = Nolante und Maria 1, Meinen schönsten Liebesantrag und: Überall wo du auch wandelst = Klarisse 1 und 2. Die Überschrift „Ramsgate“ verrät uns die Entstehungszeit der vier Gedichtchen: Heine weilte in diesem Seebade 14 Tage lang im August 1827. (Vgl. Werner Deetjen, Neue Heinefunde, Zeitschrift für deutsche Philologie 44, 478 ff.)

streckende Hellebardiere. Das der beiden Gilden ist kenntlich durch kunstvolle schmiedeeiserne Wappenschilde. Bei dem der Schwarzhäupter endlich wechselt immer die Figur eines kohlspechrabenschwarzen Mohren, der den Wappenschild mit dem beturbanten Mohrenkopf hält, mit einem solchen Wappenschild in größerem Maßstab. Jeder Platz in den langen Bänken ist mit einem Namen bezeichnet. Man liest da die Namen von Familien, die Generationen hindurch mit der Geschichte Rigas verbunden waren, und aus denen Männer hervorgegangen sind, die ihre ganze Kraft dem Wachsen, Blühen und Gedeihen der alten Hansestadt gewidmet haben. Von einem dieser trefflichen Männer verwahrt die Mitausche Museumsbibliothek das Originalmanuskript seiner Autobiographie und ein Konvolut inhaltreicher Briefe. Es ist der einstige Rigaer Bürgermeister Johann Christoph Schwarz, der auch außerhalb seiner amtlichen Tätigkeit durch seine Forschungen auf dem Gebiet der livländischen Geschichte und durch seine Materialiensammlungen sich große Verdienste erworben hat.¹⁾ Aus dem der Autobiographie beiliegenden „Stammregister meiner Vorältern von väterlicher Seite“ ersehen wir, daß er einer Familie entstammt, in der die Arbeit für das Gemeinwohl Tradition war. Sein Vater starb als ältester Bürgermeister von Riga, sein Großvater als ältester Bürgermeister von Narva.²⁾ Sein Urgroßvater war Gouvernementssekretär und königlicher Pfundherr (Zollinspektor) in Reval, sein Ururgroßvater — und nun tritt die reichsdeutsche Herkunft der Familie zu Tage — fürstlicher Oekonom und Ratsherr in der Stadt Parchim in Mecklenburg, und die tiefer in die Vergangenheit zurückweichenden

¹⁾ Vgl. über ihn zuletzt „Illustrierte Beilage der Rigaschen Rundschau“ November 1904, S. 83—86, Rigascher Almanach für 1905, S. 101 f., Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1904, S. 29 f.

²⁾ Er verkehrte im Breitkopffschen Hause. Vgl. seinen Eintrag im Stammbuch des Liborius Bergmann: Jahresbericht der fessliner literarischen Gesellschaft pro 1885 bis 1887, S. 59.

Ahnherrn Bürgermeister zu Perleberg in der Mark Brandenburg, Bürgermeister zu Neustadt in Mecklenburg und abermals zu Perleberg. — Geboren in Riga i. J. 1722, besuchte Johann Christoph Schwarz die Domschule seiner Vaterstadt und studierte dann in Leipzig Jurisprudenz. Nach einer Reise durch Deutschland, Holland und England 1745 heimgekehrt, trat er, erst 23jährig, in die Dienste seiner Vaterstadt. Nachdem er zum Obersekretär aufgestiegen war, wurde er i. J. 1757 als Vertrauensmann des Rats in wichtigen Geschäften nach Petersburg entsandt. Bald nach seiner Rückkehr wurde er in den Rat gewählt, zum Syndikus ernannt, ein paar Jahre später aber in die von der großen Katharina zur Abfassung eines Gesetzbuches für das russische Reich nach Moskau zusammenberufene berühmte große Kommission abgeordnet. Erst 1772 zurückgekehrt, übernahm er das Amt eines Obervogts und 1782 das des Bürgermeisters. Bei Einführung der Statthalterschaftsverfassung zog er sich im Januar 1787 ins Privatleben zurück, um sich nun ganz seinen geschichtlichen Studien und anderen wissenschaftlichen Passionen zu widmen. Am 7. November 1804 entschlief er.

Aus seinen Briefen an Johann Friedrich Recke, die die Mitausche Museumsbibliothek besitzt, seien im folgenden nur zwei Proben wiedergegeben. Die erste Stelle ist einem Brief vom 11. Februar 1803 entnommen, den Schwarz an Recke schrieb, nachdem ihn die neugegründete Universität Dorpat zu seinem 81. Geburtstage honoris causa zum Doktor der Philosophie promoviert hatte. Recke hat ihm seine Glückwünsche dargebracht und einige Komplimente gemacht. Mit rührender Bescheidenheit lehnt Schwarz sie ab:

„Nimmermehr, mein Verehrtester, können Sie das im Ernste gedacht und geschrieben haben, daß die philosophische Fakultät in Dorpat sich selbst durch das mir ertheilte Doktor-Diplom Ehre erzeigt. Sie würden mit Recht über die Universität lachen müssen, wenn sie's mir als eine wirklich verdiente akademische Würde erteilt hätte, so wie ich mich

hätte schämen müssen, es als solche anzunehmen. Der Dekan dieser Fakultät, Pöschmann, der mir das Diplom so unerwartet als aus den Wolken zuschickte, gab mir's so deutlich als vernünftig zu erkennen, daß es mir — wie er sagte — wegen meiner Verdienste um das Vaterland und wegen der günstigen Aeußerungen und Wünsche in Ansehung der Universität ertheilet worden. Und eben dieß letztere ist gewiß die hauptsächlichste Veranlassung dazu gewesen, denn mit Parrot¹⁾, wie er noch hier und seine Lage zu gewisser Zeit sehr mißlich war, hatte ich freylich mit warmer Theilnahme so wohl in Ansehung seiner Person als der Universität gesprochen. Meine Doktorschaft ist also zuverlässig nichts anderes als ein enthusiastischer Ausbruch seiner Freundschaft zu mir. Zudem ist es eine Gewohnheit der neu errichteten Universität, daß sie dergleichen Diplome an Literaten schicken, wenn sie gleich keine Gelehrten ex professo sind . . .“

Zum andern sei ein Brief abgedruckt, den Schwarz wenige Tage vor seinem Tod an seinen alten Freund in Mitau geschrieben hat und in dem er diesem zusammenfassend seinen innigsten Dank für alle Freundlichkeit und allerdings unermüdlische, oft erzeigte wissenschaftliche Unterstützung ausdrückt:

„Unverantwortlich würde es seyn, mein verehrtester, würdigster alter Freund, wenn ich aus der Welt gehen sollte, ohne Ihnen vorher mein letztes dank sagendes Lebenswohl zu sagen. Da nun der verschlimmerte Zustand meiner Gesundheit und insonderheit die merkliche Abnahme der Kräfte mir die Annäherung des Endes meiner Tage weisagen und die Bestimmung meiner völligen Auflösung, der ich mit frohem Muth entgegen sehe, sehr ungewiß ist, so darf ich mit diesem Geschäfte nicht säumen.

Empfangen Sie also, mein hochgeschätzter, trauester, innigst geliebter, alter Freund und Gönner, meinen herzlich

1) Georg Friedrich von Parrot, 1. Rektor der Universität Dorpat, welches Amt er dann noch öfter bekleidete. - Bedeutender Physiker.

wärmsten Dank für die Liebe und wohlwollende Freundschaft und für die zuvorkommende gütige Willfährigkeit in Unterstützung meiner litterarischen Angelegenheit in so mancherley verschiedener Art, die Sie mir seit so vielen Jahren gewährt haben. Dank, Dank sey Ihnen dafür aus vollem Herzen gesagt.

Leben Sie wohl, mein Theuerster, leben Sie recht wohl! Gott überschütte Sie und Ihre werthe Familie mit seinem besten Segen und erhalte Sie bey dauerhafter Gesundheit, Munterkeit des Geistes und Zufriedenheit des Gemüths, bis auch Sie an das endliche Ziel aller Menschen gelangen.

Ich verbleibe, so lange ich noch lebe, mit aufrichtiger, ausgezeichnete Hochachtung

Riga

Ihr

den 19. Oktober 1804

gehorsamster

Schwarz"

Endlich sei noch ein dem Konvolut beigepackter Brief mitgeteilt, den der Rigaer Ratsherr Johann Valentin von Bulmerincq (seit 1807 Bürgermeister) wenige Tage nach Schwarz' Tode und Begräbnis an Recke sandte und in dem er Bericht erstattet über die außerordentliche Ehrung, die jenem im Tod widerfuhr:

„Es ist Bedürfnis des Herzens, seine traurigen Empfindungen dem Freunde mitzuteilen, wenn sie den Freund gleich stark interessiren.

Vorausgesetzt, daß Du die längst zu erwartende, doch immer schmerzliche Nachricht von dem Abscheiden unseres unvergeßlichen alten Freundes Schwarz längst wirst erfahren haben, mache ich meinem gepreßten Herzen Luft, um Dich tröstend mir den Trost zu geben, daß Ihm, dem Verklärten, der Lohn des sanften Hinüberschlummerns wohl zu gönnen war. Er starb diesen sanften Tod am vorigen Montage, nachdem er 3 Wochen lang bey gänzlicher Abnahme seiner Leibeskräfte nicht sein Zimmer und zuletzt auch das Ruhe-

bett nicht verlassen hatte. Doch verließen seine Geisteskräfte ihn nicht bis auf den letzten Tag. Heiterkeit und Verleugnung jeder Klage erhoben ihn über das unvermeidliche Schicksal des Erdenbürgers, und segnend und allgemein betrauert verließ er uns. Heute Vormittag ward er beerdigt, und hier gab die allgemeine Stimmung dem Verdienste die Ehre, die mit keinem Reichthum erkauft werden kann.

Der Rath hielt sich verpflichtet, mit Aussetzung aller Geschäfte des Tages zur Auszeichnung der seltenen Verdienste, die der Verklärte um Stadt und Rath hatte, der Familie das Rathhaus anzubieten und einzuräumen, um hier das Trauergesolge um den Sarg zu versammeln. Der Wunsch des Rathes ward angenommen, und hier fanden sich nun die Angesehensten des Landes und der Stadt zur Begräbnisfeier ein. Die Leichenrede des Oberpastors Bergmann¹⁾, reich an Stoff, ward voll Energie und Gefühl und rednerisch meisterhaft vorgetragen. Der Sarg sollte nach der Etikette von 12 Rathsdienern bis zur Treppe getragen und unter Beytretung von 4 Rathsherrn begleitet werden. 12 der angesehensten Kaufleute wiesen die 12 Lohnträger zurück und trugen den Sarg vom Rathhause ab, gingen ihm bis zum 4 Werst von hier belegenen Kirchhofe zur Seite und senkten ihn dort in die Gruft. Ehre ihrem Gefühl für diesen dem Vater der Stadt erzeigten Ehrendienst!

Ein Gefolge von mehr als 100 Kutschen von Eingeladenen und selbst von Ungeladenen begleitete den Verstorbeneu größten Theils bis zur Ruhestätte (unter diesen wider die gewöhnliche Art so weit ausfahrenden war unser Herr Generalgouverneur²⁾, und dort ließen wir ihn mit weinendem Scheideblick und mit dem Trost der Nach-

1) Sie erschien im Druck: Standrede bei der Beerdigung weil. Hrn. Bürgermeisters Dr. Joh. Christoph Schwarz, im Ratssaale gehalten am 11. Nov. 1804. 21 S.

2) Graf Burhoewden

folge und des Wiedersehens! ja des Wiedersehens, dessen Gewißheit sein Absterben des Körpers ohne Abnahme des in ihm gelebten Geistes bestätigt hat. . . .

Von Herzen

der Deinige

J. V. Bulmerincq

Alexander von Humboldt in Kurland

Dom 12. April bis zum 28. Dezember 1829 unternahm Alexander von Humboldt eine Reise in das asiatische Rußland.¹⁾ Die russische Regierung unterstützte ihn dabei nicht nur aufs liberalste mit Geld, sondern auch mit Empfehlungen. So mußte der berühmte Naturforscher, den man übrigens daheim schon vorsorglich zur Exzellenz gemacht hatte, eine Menge feierliche Empfänge, Huldigungen und Festivitäten über sich ergehen lassen und durchslog die tausend und abertausend Meilen buchstäblich im schwarzen Rock, weißer Halsbinde und Zylinderhut. Natürlich sammelte er trotzdem die wertvollsten Eindrücke und Erfahrungen. Die Reise ging von Berlin über Memel, Mitau, Riga, Dorpat, St. Petersburg, Moskau, Kasan zunächst nach Jekatherinenburg, von wo die Gold- und Platinbergwerke im mittleren Ural besucht wurden. Am 18. Juli wurde die Reise von Jekatherinenburg weiter nach Osten ins innere Sibirien fortgesetzt; über Tobolsk

¹⁾ Vgl. dazu neuerdings Georg Schmid, Zu Alexander von Humboldts Reise in Rußland, Baltische Monatschrift 52, S. 249 ff. und zum folgenden Allgemeine Deutsche Biographie 13, 378

und Barnaul wurde der Altai und die dsungarische Grenze des chinesischen Reichs erreicht. Die Rückreise erfolgte durch die Steppen des südlichen Ural, worauf ein Abstecher nach Astrachan und dem Kaspischen Meer und die Rückreise über Woronesch, Tula und die russischen Hauptstädte den Abschluß bildete.

Auf der Reise durch Kurland erhielt Humboldt in der Nähe von Paplacken (zwischen Libau und Preekuln) einen reizenden Beweis baltischer Gastfreundschaft, über den er in einem Brief an seinen Bruder Wilhelm aus Narwa am 29. April 1829 folgendermaßen berichtet):

„Bei Paplacken vor Mitau sahen wir schön gekleidete Damen durch ein nasses Ackerfeld reiten, um sich unserem im Koth feststeckenden Wagen zu nahen. Wir glaubten, es sei vor Freude, welche die Bewohner des nahen Schlosses sich gäben, um sich an den Schiffbrüchigen zu ergötzen. Bald löste sich die Sache auf. Als wir, dem Koth entwunden, $\frac{1}{4}$ Meile weiter waren, eilte uns in vollem Galopp ein zierlich gekleideter Livrébedienter nach, hielt den Wagen an, fragte, ob ich darinnen sei, zog einen silbernen Präsentierteller und zwei kleine silberne Becher aus einem Futteral und reichte uns eine Bouteille des trefflichsten Ungar-Weins nebst einer großen Schachtel ächt französischer Confituren. Dies alles sandte uns der Starost von Paplacken, ein Graf von der Ropp, „weil es seinen Damen nicht geglückt sei, uns in das Schloß einzuladen“. Civilisierter kann man nicht die Gastfreundschaft ausüben. Wir hörten in Mitau, er sei ein Verwandter der Herzogin von Curland und besitze eine Statue von Thorwaldsen.“

Lange war ich mir nicht klar über diesen „Graf von der Ropp, Starost von Paplacken“, der ein Verwandter der Herzogin von Kurland und Besitzer einer Thorwaldsen-Statue gewesen sein soll. „Grafen von der Ropp“ hat es nie gegeben. „Starost von Paplacken“ ist mindestens ein

1) Vgl. Sitzungsberichte der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat 1880, S. 70 f.

sehr mißverständlicher Ausdruck. Johann Friedrich Adam von der Ropp, geboren am 5. Februar 1775, gestorben am 5. November 1856, war Starost auf Seydefan, Erbherr auf Weiß und Gemauert-Pommusch, Lukian, Schwittenhof, Zwofsten, Berghof und Paplaken. Der könnte also gemeint sein. Aber auf ihn trifft nicht zu, daß er ein Verwandter der Herzogin Dorothea gewesen sei. Das paßt dagegen auf seinen Neffen Ferdinand, geb. 27. Juli 1779, gest. 22. Oktober 1844, Erbherrn auf Bigten und Neu-Auz, der in erster Ehe mit Annette Reichsgräfin von Medem (gest. 10. Oktober 1807), in zweiter Ehe mit deren Schwester Karoline (gest. 7. Februar 1872) vermählt war; beides waren Töchter Karls von Medem, des Bruders der Herzogin Dorothea. Aber auf diesen Ferdinand trifft wieder nicht zu, daß er eine Thorswaldsen-Statue besessen habe. Das deutet vielmehr eher — ich verweise dafür auf den folgenden Aufsatz — auf seinen jüngeren Bruder Theodor hin, geb. 19. Oktober 1783, gest. 14. Juli 1842, Erbherrn auf Pokroj, Poniewesch, Schadow, Radziwilan und Borflan.

Da kam mir die Familientradition zu Hilfe. Ein z. Z. in Tübingen wohnender Enkel dieses einstigen gastfreundlichen Schlossherrn von Paplaken bestätigte mir, daß nur der von mir unter den in Frage kommenden Ropps an erster Stelle ins Auge gefaßte Johann Friedrich Adam (1775–1856) gemeint sein könne. Es heißt in der Zugschrift weiter: „Der Genannte war mein Großvater; meine Jugendzeit verlebte ich auf dem Paplaken benachbarten, meinem Vater gehörigen Gute Pormsaten, und ich habe oft die Stelle gesehen, an der Humboldt im schönen Park den Wagen verlassen hat und an der sich nach den Erzählungen meines Vaters die in Humboldts Brief geschilderte, für unsern ganzen Verwandtenkreis so interessante Szene zugetragen hat. In Paplaken wußte man von Humboldts bevorstehender Durchreise auf der durch den Park führenden Poststraße, und ein jüngerer Bruder meines

Vaters, namens Theophil, nachmals Besitzer des Gutes Fischröden, damals elfjährig, hatte sich in den Park begeben, um Humboldts Vorüberfahren zu erwarten. Im gegebenen Augenblick schwenkte er die Mütze und rief: „Vivat Humboldt!“ worauf dieser halten ließ, sich mit dem aufgeweckten hübschen Jungen unterhielt, ihn fragte, wer er sei und ihm ein kleines Taschenmesser als Andenken schenkte. Dieses Messer erinnere ich mich wiederholt bei meinem Onkel gesehen zu haben. Einer seiner Söhne, der wie ich die alte Heimat verlassen hat, bestätigte auf meine Anfrage hin den so geschilderten Vorgang.“

Die ehemalige Ropp'sche Kunstsammlung

In dem Brief Alexander von Humboldts an seinen Bruder Wilhelm, der im Mittelpunkt des vorhergehenden Aufsatzes steht, begegnete uns ein „Graf von der Ropp“ als Besitzer einer Statue von Thorwaldsen. Wir haben den „Grafen“ bereits gestrichen und dafür den Vornamen eingesetzt: es handelt sich um Theodor von der Ropp (1783—1842). Aus einer mir freundlichst zur Verfügung gestellten handschriftlichen Ropp'schen Familiengeschichte erfuhr ich Genaueres über die Statue und darüber, wie dieser kunstsinninge kurländische Edelmann sie erwarb.

Theodor von der Ropp reiste im Jahre 1801 mit seinem älteren Bruder Ferdinand, der das Mitau'sche Alexander'sche Gymnasium besucht hatte, nach Paris. Hier glückte es ihm, einige treffliche Bilder zu erwerben, die

aus der Masse der in Italien von den Franzosen geraubten unter der Hand verkauft wurden. Theodor machte sich aber bald von der Vormundschaft des Bruders los, da dieser ihm nicht recht praktisch erschien, und er glaubte, bei Halbierung der vom Vater seinen beiden Söhnen für die Reise ausgeworfenen Summe mit seiner Hälfte länger zu reichen und mehr sehen zu können. Er bereiste nicht nur Frankreich, sondern auch Spanien und Italien und fühlte sich besonders wohl in Rom in der dortigen Künstlerkolonie. Hier trat er nun Thorwaldsen nahe. Eines Tages standen die beiden vor einer Venus von Canova. Da regte sich in der Seele des jungen dänischen Künstlers der Wunsch, auch einmal in einer Venusstatue sein Ideal weiblicher Formenschönheit zum Ausdruck bringen zu können. Doch fehlten ihm die Mittel zum Kauf eines so großen Marmorblocks. Sogleich erklärte sich Theodor von der Kopp bereit, ihm das nötige Geld vorzuschießen, und kaufte ihm dann die Venus ab.

Soweit die Familiengeschichte. Zweifellos sind wir damit auf die von Alexander von Humboldt gemeinte Thorwaldsen-Statue gestoßen.

August Wilhelm von Schlegel, der Ende 1804 mit seiner „Protektre“ Frau von Staël nach Italien gereist war, beschreibt die Statue in seinem „Schreiben an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler im Sommer 1805“ folgendermaßen: „Die Venus hält den Apfel mit einer etwas zu gesuchten Zierlichkeit der Stellung in die Höhe, was vielleicht schwer zu vermeiden ist, wenn man nicht geradezu die Mediceische Venus wiederholen will. Doch ist sie in den Formen, besonders vom Rücken her, von ungemeiner Schönheit.“

Gleichzeitig erwarb Theodor von der Kopp eine andere Thorwaldsenske Skulptur, ein Basrelief, das die Verzweiflung des Achill bei der Wegführung der Briseis durch die Herolde des Agamemnon darstellt.

Aus der ältesten Thorwaldsen-Biographie von Just Mathias Thiele erfahren wir, daß die Phantasie des Künstlers in jener Zeit erfüllt war mit Gestalten aus der Welt der Homerischen Gesänge. Auf den Kuverts von Briefen, die er damals empfangen hat, finden wir nicht selten Bleistiftskizzen und Entwürfe zu Reliefs und Statuen solchen Inhalts. Er plante folgende Darstellungen: den Streit des Agamemnon mit Achill, Achill, Hektors Leiche hinter seinem Wagen einherschleifend, Priamus, bei Achill um Hektors Leiche bittend, den Zentaur Chyron, Achill in verschiedenen Künsten und Fertigkeiten unterrichtend. Besonders intensiv beschäftigte er sich mit der Gestalt des das Palladium entführenden Diomedes. Zur Reife ist von allen diesen Entwürfen nur eben unser Basrelief gekommen. Kaum hatte Theodor von der Hopp das Modell gesehen, so bestellte er die Ausführung in Marmor, die dann auch nicht lange auf sich warten ließ. Thiele meint, daß Thorwaldsen, nachdem er durch seine berühmte Jason-Statue sich auf die Höhe des Canova erhoben hatte, durch dieses Relief so hoch gestiegen sei, daß er Canova überflügelt habe. Schlegel bemerkt zu dem Relief folgendes: „Ein Basrelief, die Wegführung der Briseïs von Achilles, beweiset, daß Thorwaldsen auch im dramatischen Teile der Kunst in den Geist der Alten eingedrungen ist und Pathos und Ruhe weislich zu verteilen versteht. Nur der Schmerz des Achilles ist zu konvulsivisch ausgedrückt, nicht dem Homer gemäß; dies ist die einzige mir bekannte Figur von ihm, die einen modernen Anstrich hat.“

Ferner beauftragte Theodor von der Hopp Thorwaldsen noch mit der Anfertigung von Kopien mehrerer antiker Köpfe, die dieser aber wohl nicht selbst ausgeführt hat, sondern in seinem Atelier von dem Italiener Landini und dem Deutschen Kauffmann hat arbeiten lassen. Schlegel erwähnt diese Büsten nur nebenbei: Thorwaldsen habe vier Marmorstatuen in Arbeit, „verschiedene Kopien antiker Köpfe und Brustbilder nach dem Leben, nicht zu erwähnen“.

Endlich erstand Theodor von der Kopp in Italien und hauptsächlich in Rom, wo bei der durch den Krieg herbeigeführten Arbeit damals viele wertvolle Kunstwerke feil waren, die man zu anderer Zeit gewiß nicht veräußert hätte, eine ganze Anzahl prächtiger Gemälde.

Erst lange nach ihrer Erwerbung, gegen 1811, trafen die Kunstwerke in Kurland ein und sollen zunächst auf dem Koppischen Gute Feldhof bei Neuenburg, später in Mitau untergebracht worden sein. Den ersten Bericht über diese Kunstsammlung erstattete in Nr. 86 des Jahrgangs 1821 des „Stuttgarter Kunstblattes“ der Kunsthistoriker Heinrich Hase, seit 1820 Unterinspektor an der Königlichen Antikensammlung in Dresden, später Oberinspektor dieser Sammlung und der Sammlung der Gipsabgüsse sowie Inspektor des Königlichen Münzkabinetts. Er war 1809 als Informator in das Haus des Grafen Karl von Medem auf Alt-Muz gekommen¹⁾ und hat wahrscheinlich in der Folge die Koppische Sammlung in Feldhof oder Mitau selbst beaugenscheinigt. Die Bilder sollten später verkauft werden und wurden zu diesem Zwecke an verschiedenen Orten: Berlin, Dresden, Petersburg, Paris ausgestellt. Die Zeit war aber für den Verkauf ungünstig, und nur das wertvollste Gemälde, eine Raphaelsche Madonna mit den Heiligen Franziskus und Hieronymus wurde 1829 von dem Berliner Museum für 4000 Taler angekauft. Leider gingen auf dieser Rundreise die Urkunden über die Provenienz der Bilder verloren, so daß man später nur auf jenen Haseschen Bericht, einen vor dem Verlust der urkundlichen Papiere abgefaßten Katalog und auf mündliche Familientradition angewiesen war. Nach der Rückkehr anfangs der dreißiger Jahre wurden die Bilder zunächst in dem nahe der litauischen Grenze gelegenen Koppischen Gute Pokroj aufbewahrt. Im Sommer 1859 wurden sie sodann zum größten Teil nach dem Koppischen Gut Schadow

1) Vgl. Recke-Mapiersky 2, 199

überführt und dort von dem aus Dresden stammenden Porträt- und Historienmaler Julius Döring, damals Zeichenlehrer am Mitauer Gymnasium, gründlich gereinigt und restauriert. Döring lieferte dann auch im 9. Bande der Baltischen Monatschrift, Riga 1864, Seite 540 ff. eine eingehende Beschreibung der Bilder. Am 11. November 1890 sind sie bei J. M. Heberle (H. Lempertz Söhne) in Köln versteigert worden.

Vor der Auktion erschien ein splendid ausgestatteter Katalog: „Die freiherrlich von der Roppische Gemäldegalerie auf Schloß Schadow (Kurland) etc. Köln 1890“. Der Titel erweckt trotz des „etc.“ die Vorstellung, als ob alle darin aufgeführten Bilder der Roppischen Galerie angehört hätten. Das wäre ein Irrtum. Von den 111 im Katalog verzeichneten Bildern stammen nur 84 aus der Roppischen Sammlung. Umgekehrt fehlen drei Schadowsche Gemälde im Katalog. Die Mitausche Museumsbibliothek besitzt ein Exemplar des Katalogs, das Julius Döring revidiert hat; er hat bei allen den aus Schadow stammenden Gemälden die Nummer der Schadowschen Galerie hinzugefügt.

Glücklicherweise sind nun aber doch eine ganze Anzahl der ins Auktionsinstitut gewanderten Bilder nach Kurland zurückgekommen und haben hier auch die Stürme der Revolution und des Krieges überdauert. Meine Erkundigungen, bei denen ich vielfache freundliche Unterstützung gefunden habe, haben folgendes ergeben.¹⁾ (Ich füge bei jedem Bilde die Nummer hinzu, die es im Auktionskatalog hat, bei den Bildern aus Schadow auch die alte Galerienummer.)

1. Nach Pokroj sind folgende Gemälde zurückgekehrt (in alphabetischer Reihenfolge):

Joseph Abel, Der Bildhauer (1806 in Rom gemalt; 1, 33)
Francesco Albano (nach Döring eher Francesco Mola)

¹⁾ Geschrieben Mai 1917

- Die Entführung der Europa (2, 2)
 Francesco Barbieri gen. Guercino, Diana (3, 15)
 Giuseppe Cesari gen. il Cavaliere d'Arpino, Susanna,
 von den beiden Alten überrascht (15, 7)
 Isaac de Moucheron, Zwei Landschaften (60, 61—28, 38)
 Giulio Cesare Procaccini, Die heilige Familie mit der
 heiligen Katharina (74, 12)
 Georg Philipp Rugendas, Reitergefechte (78, 79—45, 51)
 Bartolomeo Schidone, Die büßende Magdalena (86, 19)
 Domenico Zampieri gen. il Dominichino, Kopf einer
 Sibylle (110, 22)

Endlich ist auch nach Pokroj zurückgelangt, nachdem es lange in Berlin ausgestellt war, das Bild, das im Auktionskatalog als Porträt Kaiser Karls V. angeführt und dem Utrechter Maler Antonius Mor zugeschrieben ist, nach alter Überlieferung aber vielmehr König Philipp II. von Spanien darstellen und von Holbein d. J. gemalt sein soll (58, 46). Jedenfalls ist es ein köstliches Meisterwerk der niederländischen Schule.

2. Im v. d. Ropp-Pokrojschen Stadthause in Mitau (Bachstr.) befindet sich das im Auktionskatalog Giovanni Battista Salvi gen. Sassoferrato zugeschriebene Brustbild des heiligen Ignatius (83, 1). Natürlich kann es ebensogut den heiligen Franziskus oder Antonius von Padua darstellen. In dem alten Katalog heißt es, das Bild stamme aus einem säcularisierten Nonnenkloster in Rom und sei „Jahrhunderte lang von den Nonnen mit Inbrunst begrüßt“ worden. Als Döring es zu Gesicht bekam, war es en gouache mit einer Madonna mit dem Schleier übermalt. Döring meint, eine strenge Äbtissin werde die Übermalung angeordnet haben, weil die ihr unterstellten Nonnen den schönen jungen Heiligen gar zu inbrünstig angeschwärmt hätten!

3. Im v. d. Ropp-Neu-Auzschen Stadthause in Mitau (Annenstr.) fand sich das reizende Bild von Lodovico

Caracci: Maria mit dem Christkind im Schoß, dem der kleine Johannes Kirschen bringt (13, 24).

4. Auf dem Roppischen Gut Birten soll sich die 1804 von Hendrik Voogd in Rom gemalte „italienische Landschaft bei Sonnenuntergang“ (101, 30) befinden.

5. Zwei der allerwertvollsten Bilder endlich sind in die Sammlung des Grafen Heinrich Keyserling in Mitau gekommen: Die „Pandora“ von Bernardino Luini (42, 3) und „Der Tod des Centauren Nessus“ von Rubens (77, 47). Von letzterem Gemälde, das aus der Galerie Borghese stammen soll, sagt der schon einmal zitierte alte Katalog: „Es ist wohl unter den Doubletten, die von diesem Bilde vorhanden sind, das wahre Urbild, indem andere, z. B. der Rubens desselben Gegenstandes in der Stroganowschen Galerie in St. Petersburg doch nur vom Meister selbst retouchierte Vervielfältigungen zu sein scheinen; denn das Roppische ist durchaus kräftiger und in Fleisch und Kolorit ganz Rubens.“ Stofflich nahe verwandt ist ein Gemälde im Provinzialmuseum Hannover.¹⁾ Es stellt die Entführung der Dejanira durch Nessus dar; ein kleiner Amor, die Hochzeitsfackel schwingend, schwebt voraus; rechts unten Najaden; links unten spannt Herkules den Bogen. Das Mitausche Bild verfolgt die Handlung zu Ende: Nessus, von Herkules' Pfeil in die Brust getroffen, bricht zusammen und nimmt mit dem Ausdruck größten Schmerzes und größter Zärtlichkeit Abschied von Dejanira, die von ihm absteigt. —

Die Thorwaldsenschen Marmorwerke haben überhaupt nicht die baltische Heimat, für die sie bestimmt waren, verlassen. In Pokroj befinden sich noch jetzt, sorglich behütet, die Statue der Venus mit dem Apfel und das herrliche Relief: Wegführung der Briseïs von Achilles, und in Neu-Auz sind geborgen und harren der Wieder-

¹⁾ Vgl. P. P. Rubens. Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen, herausgegeben von Adolf Rosenberg, 2. Aufl. Stuttgart und Leipzig 1906, S. 367

aufftellung im schimmernden Kuppelsaal des Schlosses neun Marmorbüsten, Kopien nach berühmten Antiken, nämlich Jupiter von Otricoli, Apollo von Belvedere, Mediceische Venus, Diana, Bacchantin, der ältere Sohn des Laokoön, Homer, Sappho und Cicero.

Privatkunstsammlungen in Mitau

Der Reichsdeutsche, der in die Häuser der baltischen Adligen und Literaten in Mitau Zutritt erhält, ist immer wieder von neuem erstaunt über den Reichtum an guten alten Bildern und Stichen, der ihm da entgegentritt. Die wertvollste Bildersammlung birgt das Palais des Grafen Heinrich Keyserling in der Bachstraße. Es enthält u. a. ein Original von Bernardini Luini, ferner einen Rembrandt, der freilich vor einigen Jahren von einem ausgezeichneten Kenner der niederländischen Kunst¹⁾ nur als ein Atelierbild bezeichnet worden ist, und einen Rubens, dessen Echtheit auch nicht über jeden Zweifel erhaben ist.²⁾ In einem Hause auf derselben Straße hängt ein jugendlicher Heiliger von Sassoferrato³⁾ und ein merkwürdiges Damenporträt von Darbes von 1793.⁴⁾ In einem Haus um die Ecke eine schöne Madonna von Lodovico Caracci. Schier unübersehbar ist der Reichtum

1) Hoffede de Groot

2) Die „Pandora“ von Luini und der Rubens stammen aus der ehemaligen Roppfschen Galerie

3) Gleichfalls aus der Roppfschen Galerie

4) Vgl. den folgenden Aufsatz

an Stichen in Mitauschen Häusern. Eine alte Baronin zeigte mir in einer glücklichen Stunde eine höchst respectable Sammlung von Stichen nach Poussin und Claude Lorrain. In einer kleinen verlassenen, aber von der Hausbesitzerin treu behüteten Wohnung hing ein Stich an der Wand, der für Leipzig ein besonderes Interesse bietet: die drei Apostel nach dem Gemälde von Michelangelo, gezeichnet von Oser, gestochen von Bause, 1772; das Blatt ist dem tüchtigen Leipziger Bürgermeister Geheimen Kriegsrat Karl Wilhelm Müller gewidmet. — Und was für Entdeckungen werden erst gemacht werden, wenn einmal eine Inventarisirung der Kunstschatze der Schlösser auf dem Land durchgeführt wird!

Schon aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wissen wir von bedeutenden Privatkunstsammlungen in Mitau. In den Jahren 1777—78 unternahm der Berliner Akademiker Johann Bernoulli eine Reise durch Preußen, Kurland, Livland und Rußland. In Mitau trat er zuvörderst mit den Gelehrten in Verbindung, die in der Mehrzahl auf Empfehlung des Ästhetikers Sulzer als Dozenten an die 1775 von Herzog Peter gegründete Akademie berufen waren. Der Professor der Physik und Naturgeschichte Johann Jakob Ferber diente ihm als Mentor, und treulich verzeichnet Bernoulli, was ihm an Sehenswürdigkeiten geboten wurde.¹⁾ In der 1754 gegründeten Freimaurerloge, die sich im Haus des Buchhändlers Hinz befand, stieß er auf eine Reihe guter Bildnisse, darunter das der Karschin, d. h. der Dichterin Anna Luise Karsch; in der Bibliothek waren mehrere gute Gipsabgüsse. Sodann besuchte er den geistreichen, jovialen Hofgerichtsadvokaten Sigismund Georg Schwander — sein von Johann Gottlieb Becker aus Königsberg gemaltes elegantes Porträt hängt im Provinzial-Museum. In Schwanders Haus fand Bernoulli u. a. drei Original-

¹⁾ Vgl. zum folgenden Neumann, Aus alter Zeit, S. 49 f.

arbeiten Dürers — leider gibt er keine nähere Beschreibung — zwei Landschaften des Art van der Meer und viele gute italienische Stücke. Dann machte er dem Staatsanwalt Andreas Johann Tesch seine Aufwartung und bewunderte hier eine Sammlung von 60 Tierstücken des aus Erfurt stammenden Jakob Samuel Beck und mehrere vorzügliche Kopien nach Rembrandt, Wouwerman und van Dyck. Auch der Landesmarschall Baron Medem konnte seinem Gast einige Bilder zeigen. Bernoullis höchstes Interesse erregten jedoch die von Herzog Peter zusammengebrachten Bildersammlungen im Mitauer Residenzschloß und in dem in der Nähe seiner Hauptstadt erbauten Lustschloß Schwehthof. Nur aus der letzteren Sammlung hebt unser Reisender einige Bilder hervor, z. B. eine Venus von Tizian; einen demselben Meister zugeschriebenen Amor, der einen Bogen schnitzt, will er dagegen nicht als Arbeit Tizians gelten lassen. Auf dem Bild einer Danae, das dem Correggio zugeschrieben ist, entdeckt er die Bezeichnung H. Golz 1601 und stellt danach den Holländer Hendrik Golzius als den Maler fest. Ferner erwähnt Bernoulli Schlachtenbilder des Jan van Hughtenburgh, eine Madonna von Cignani u. a. m.

Wo mögen alle diese Bilder hingekommen sein? Nur von einer der von Bernoulli damals bewunderten Sammlungen ließ sich etwas über den weiteren Verbleib eruieren. Wenn er nämlich von einer Sammlung des Staatsanwalts Tesch berichtet, so hat ihm dabei wahrscheinlich sein Gedächtnis einen Streich gespielt. Es handelt sich wohl vielmehr um die Sammlung eines Justizrats Jakob Andreae.¹⁾ Von dieser wissen wir nun, daß sie im Jahr 1814 an dessen Schwiegersohn, den gelehrten Professor der Physik an der Akademie Johann Gottlieb Groschke kam und von diesem um neuere Bilder, u. a. Porträts von Anton Graff und dem eigentlichen Original des vielverbreiteten Bildes

¹⁾ Vgl. zum folgenden Sitzungsberichte 1883, S. 4 f.

von Christian Leberecht Vogel, das angeblich dessen eigene Kinder darstellt, vermehrt wurde. Nach seinem Tod erbte 1828 die Galerie seine Tochter, Frau Staatsrätin Julie von Klein. Bei deren Tod im Jahre 1873 bekam sie die Tochter Frau Baronin Luise von Bach. Aus deren Nachlaß sind endlich einige wenige Bilder ins Mitausche Museum übergegangen.

Am meisten zu bedauern ist der Verlust der von dem kunstfinnigen und splendiden Herzog Peter zusammengebrachten Bilder in Mitau und Schwehthof. Vielleicht sind einige von ihnen nach dem Zusammenbruch der Herzogsherrlichkeit im Jahre 1795 auf die Bironischen Besitzungen in Schlesien nach Sagan und Wartenberg überführt worden. Anderes ist vielleicht nach St. Petersburg gelangt. Jetzt ist die Innenausstattung des Mitauer Schlosses fast ganz verschwunden. Schwehthof ist, wie auch das andere Lustschlößchen Herzog Peters, Würzau, schon 1875 von den Russen in eine Kaserne verwandelt worden und liegt jetzt ganz öde und verschmutzt. — Den in der Museumsbibliothek befindlichen Reisetagebüchern des Hof- und Reismarschalls Herzog Peters Heinrich von Offenberg und Briefen des Herzogs an diesen im Landesarchiv können wir übrigens manche interessante Einzelheit entnehmen über Bilderkäufe, die der Herzog theils selbst auf seiner italienischen Reise in den Jahren 1784 und 1785 vornahm, theils durch Offenberg in London, Rom, Neapel und anderwärts vornehmen ließ. Aus London bezog er nachweislich Bilder von Cipriani, Benjamin West und Angelica Kauffmann,¹⁾ aus Rom wiederum Bilder von

¹⁾ Das beweist der folgende Brief des Herzog Peter an Heinrich von Offenberg, der damals auf seiner ersten großen Auslandsreise in London weilte:

Mitau den 4ten März 1779

Ihr Bericht, mein lieber Herr Kammerjunfer, kommt nicht zu spät, und es ist mir angenehm, daß ich mir versprechen kann, mit den ersten Schiffen, die aus Amsterdam in unsere Häfen einlaufen werden, noch einige Werke der britischen Meister zu erhalten. Ich

Angelica,¹⁾ besonders aber von Philipp und Georg Hackert

habe mich an den Raub der Orithya von Cipriani gehalten, da hier keine Wahl übrig blieb, und überlasse es Ihnen, den Preis zu behandeln. Obgleich das Kupfer, welches Sie mir geschickt haben, einige Härte und etwas Steifes in den Konturen zu haben scheint und die gute Julia ziemlich madonnenmäßig vorstellet, so vermute ich gewiß, daß dieses nicht ein Fehler des Originals, sondern des Kupferstechers sein wird, denn jenes würde gar nicht mit dem Begriffe, den ich von einem West habe, übereinkommen. Sie machen mir also die Acquisition von der Vorstellung dieses zärtlichen Paares. Unter den Werken der Madame Kaufmann habe ich die beiden Compagnons: Schönheit zwischen Vernunft und Liebe und die der Liebe folgende Schönheit gewählt, und bei diesen vier Stücken mag es also für dieses Mal bleiben. Von Lustres und Girandolen brauche ich vor der Hand nichts. Desto angenehmer sollen mir die Rahmen sein, welche Sie mir versprechen. Das kleine Stückchen von Bartolozzi ist sehr artig und erweckt einen ausnehmend schmeichelhaften Begriff vom Original.

Die Rimessen zu Zahlung der Schildeereien sollen unverzüglich erfolgen, sobald wir erfahren, daß Sie diese erstanden haben. Leben Sie wohl und seien Sie versichert von der unwandelbaren Zuneigung, mit der ich bin, mein lieber Herr Kammerjuncker,

ganz affectionirter

Peter H. zu Curland

1) Als Beweis dafür diene der folgende Brief Angelica's an Offenberg (damals auf der Rückreise aus Italien in Berlin):

Ercz.

Rom den 16 May 1787

Ich erseze Ihnen mein ergebensten Dank for diese erfreulichen und erwünschten nachrichten so selbe mir mit Dero geEhrtesten Zeillen gütigst mitgetheilt, Gratuliere von Herzen zu der neüangetretenen Ehrenstelle und vernehme mit wahren Vergnüigen die bestätigung das die durleüchtige Herzogin Courland mit einem Erb bringen beglückt hat.

Die gemählde betreffend so ich vor Ihre Durchleücht den Herzog in arbeit hab, bitte ich mir noch einige zeit aus, den mir ligt sehr daran die Commission mit der mich Ihr durleücht gnädigst beEhret haben, auf das beste aufzuführen. so bald das geschehen, werde ich nicht ermanglen Ew: Ercz: davon nachricht zu geben. mein Mann danckt Ihnen ergebenst for das gütige andenden und empfählet sich ferners in Dero wohlgewogenheit. er underhalt sich mit zeichnen von welchen er seit der zeit das sie hier waren verschiedene verfertiget hat. hat auch eine kleine Ruine in Wag angefangen. Herr Rath Reiffenstein hat in dieser ahrt zu mahlen

und Dies aus Hannover.¹⁾ In Rom stand ihm bei seinen Einkäufen von Bildern, Stichen und geschnittenen Steinen, wie so vielen anderen vornehmen und vermöglichen Romreisenden, der auch mit Goethes und Herders Leben verwachsene Hofrat Johann Friedrich Reiffenstein beratend zur Seite. Einige dieser Bilder wie ein von Angelica gemaltes Porträt der Herzogin Dorothea und ein Bild von West, Romeo und Julia, hingen später nachweislich in Friedrichsfelde bei Berlin, wo das Herzogspaar nach seiner Rückkehr aus Italien (1785 eine Villa bezog, die der Herzog von Prinz Ferdinand von Preußen gekauft hatte. Das Westsche Gemälde kopierte 1786 Daniel Berger, um danach einen Stich anzufertigen. Auch diese Bilder sind jetzt wohl spurlos verschwunden.²⁾

sehr viele proben gemacht die glücklich aufgefallen. ich dancke Ihnen vor den kleinen kupperstich der sehr artig aufgearbeitet. ich wünsche das glück zu haben sie wieder ein mahl hier in Rom zu sehen alwo ein kerner und libhaber der schönen künsten die zeit sehr angenehm zubringen kan. bitte mich allen denen die sich meiner erinnern auf das hoflichste zu empfählen. erhalten sie mich in Dero wohlsgewogenheit. mit wahrer und unveränderlicher hochachtung habe ich die Ehre zu sein

EW: Ercz:

bitte eingeschloßnes sambt
 undertänigster Empfählung
 Jhro durleücht der Frau
 Herzogin zu übergeben.

demütigste Dienerin
 Angelica Kauffman Zuechi

A Son Excellence Mons: le Baron d' Offenberg Conseiller
 de la Regence de S: A: S: le Duc et des etate de Courlande
 chez Mr les heritier

Splittgeber

a

Berlin

¹⁾ Über Dies und seine Beziehungen zu Offenberg und Herzog Peter vgl. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1917, S. 266 ff.

²⁾ Nachträglich ersehe ich aus dem Aufsatz von U. Bredius, Die Ausstellung alter Gemälde aus sächsischem Privatbesitz, Zeitschrift für bildende Kunst N. f. 1. Jahrg., Leipzig 1890, S. 131, 189, daß auf diese Ausstellung von Dr. Martin Schubart in Dresden zwei Gemälde geschickt worden waren, die aus der Galerie des Herzogs

Aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts haben wir genauere Nachricht noch über zwei andere Privatkunstsammlungen in Mitau. Ulrich von Schlippenbach gibt in seinen 1809 erschienenen „Malerischen Wanderungen durch Kurland“¹⁾ ein Verzeichnis der Skulpturen, Gemälde und Handzeichnungen des oben schon erwähnten Heinrich von Offenberg, der unterdessen russischer Staatsrat geworden war. Er hat auf seinen Reisen eben auch auf eigene Rechnung Bilder erstanden, zum Teil erhielt er sie auch wohl von den Künstlern als eine Art Douceur bei den Aufträgen, die er ihnen im Namen Serenissimi erteilte. Unter den Gemälden werden als Nr. 1 und 2 angeführt: „Die priesterliche Zusammengehung Josefs und Mariens“, von Lucas Cranach 1460 (!) gemalt, und eine „Madonna mit dem Kinde“, in Lebensgröße von Murillo. Beide Bilder kaum echt. An letzter Stelle erwähnt Schlippenbach eine kleine „Landschaft mit Ruinen“, enkauistisch gemalt von Philipp Hackert. Dies ist anscheinend das einzige Bild, das sich aus der Offenbergschen Galerie erhalten hat. Es hängt jetzt im Museum. Es stellt das sogenannte Grabmal des Theron mit der Tempelruine Agrigents im Hintergrunde dar und ist wohl das Gemälde, von dem Goethe am 25. April 1787 aus Girgenti an Frau von Stein schreibt: „Unter Hackerts kunstreicher Hand ist diese Ansicht zum erfreulichen Bilde geworden.“²⁾ — Zum anderen bietet Schlippenbach ein Verzeichnis der Gemäldegalerie eines Bankiers von Berner.³⁾ Hier waren besonders die Niederländer gut vertreten: ein Knabe und ein Mädchen

Peter stammten: Dou, die Haushälterin, und Metsu, Herr und Dame am Spinett. Die beiden Bilder sind reproducirt in dem bei Bruckmann in München erschienenen Werke über die Schnbart'sche Sammlung (mit Text von Hoffede de Groot) Tafel 34 und 28.

¹⁾ S. 428—30

²⁾ Vgl. Goethe-Jahrbuch 32, S. 192

³⁾ S. 425—27. Joh. Friedrich von Berner, gest. in Mitau 1824, der Vater der Violinvirtuosin Marianne v. B. und der Miniaturmalerin Anna Luise v. B. (gest. in Neapel um 1868)

von Adrian van der Werff, ein Frauenzimmer am Klavier, daneben der zuhörende Vater, von Frans van Mieris, eine Bauernschänke und eine Faschingszene von Teniers, ein Alchymist in seinem Laboratorio von Adrian van Ostade. Auch über die weiteren Schicksale dieser Bilder ließ sich nichts ermitteln.

Ein merkwürdiges Porträt von Darbes

Aus einem der Familie von Koskull gehörigen Gut in Litauen bei Janischki ist in den ersten Kriegsmonaten ein Pastellporträt nach Mitau geflüchtet worden, das sowohl als Kunstwerk als auch um der Dargestellten willen von besonderem Interesse ist. Es ist signiert: Darbes p(inxit) 1793. Auf diese Bezeichnung hatte man bisher gar nicht geachtet. Das Bild ist darnach gemalt von Joseph Friedrich August Darbes, der 1747 in Hamburg geboren ist und seit 1759 die Akademische Zeichenschule in Kopenhagen besucht hat, wo er von dem Kupferstecher J. M. Preisler im Zeichnen und von dem Schweden C. G. Pils im Malen unterrichtet wurde.¹⁾ 1775 kam er nach Petersburg, wo er längere Zeit am Hof tätig war, malte dann aber auch einige Zeit in Kurland und Riga. Im Baltischen Lande kennt man von ihm mehrere Porträts aus den Jahren 1783/84 im Besitz des Grafen Lieven in Lieven-Bersen, einige andere in

¹⁾ Vgl. über ihn außer dem Artikel in *Chiemé's Künstlerlexikon* W. Neumann, *Lexikon Baltischer Künstler*, Riga 1908, S. 31 f.

Riga; auf ein Ölporträt der Herzogin Dorothea, das diese im Februar 1787 dem Baron Gustav Philipp von Köhne auf Puhren geschenkt hat, wurde erst vor wenigen Jahren aufmerksam gemacht.¹⁾ Eine kleine Bleistiftzeichnung von ihm in Medaillonform, darstellend die Jugendfreundin der Elisa von der Recke, Sophie Becker, später verehelichte Schwarz, entdeckte ich im Mitauschen Museum. Sie gehört offenbar in eine Reihe mit den beiden Darbes'schen Bleistiftzeichnungen im Körnermuseum in Dresden, die die Herzogin Dorothea und Elisa darstellen.²⁾ Alle drei Zeichnungen sind 1785 in Karlsbad oder 1786 in Berlin angefertigt worden.

An baltisch-russischen Bildern von Darbes' Hand kennt man sonst noch außerhalb der Ostseeprovinzen u. a. ein Pastellporträt der Herzogin Dorothea im Großherzoglichen Museum zu Weimar und zwei Ölporträts Elisas in der Kgl. Bibliothek und im Besitz der Familie Parthey in Berlin³⁾, ferner Porträts der Zarin Katharina II. und der Baronin Katharina Tscherkassoff — so hieß die Schwester Herzog Peters von Kurland, Hedwig Elisabeth, nachdem sie Palastdame der Kaiserin Elisabeth geworden, zur orthodoxen Kirche übergetreten war und dem Baron Tscherkassoff die Hand gereicht hatte, der 1788 als kaiserlich russischer Geheimrat und Präsident des Medizinalkollegiums gestorben ist — endlich des berühmten Petersburger Mathematikers und Physikers Leonhard Euler. Einen anderen Komplex Darbes'scher Bilder bilden die Porträts des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der Königin und anderer Mitglieder der königlichen Familie, die Darbes in Öl, Pastell

1) Vgl. Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik, herausgeg. von der Genealogischen Gesellschaft der Ostseeprovinzen zu Mitau 1911—1913, S. 564

2) Reproduciert bei P e s c h e l - W i l d e n o w, Theodor Körner und die Seinen, Leipzig 1898, I, 58 f., sowie in Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen, herausgegeben von U. W e l d l e r - S t e i n b e r g, Leipzig 1910, zwischen S. 16 und 17

3) Vgl. R a c h e l, Elisa 2, 193 f.

und Miniatur gemalt hat, nachdem er sich in Berlin dauernd niedergelassen hatte. (1796 wurde er hier Professor der Porträtmalerei und Mitglied der Akademie der Künste, 1810 ist er gestorben.) Endlich verdient noch ein Goetheporträt von Darbes' Hand hervorgehoben zu werden, das im Gräflich Brühl'schen Schloß zu Seifersdorf bei Dresden hängt. Es ist ein Brustbild und stellt den Meister fast von vorn dar in graugrünem Rock mit breitem Kragen und Aufschlägen, mit weißem Spitzenhalstuch und gepudertem, an den Seiten gelocktem Haar ohne Scheitel. Es ist höchstwahrscheinlich 1785 in Karlsbad entstanden.¹⁾ —

Nun aber zurück zu jenem Pastellporträt, das jetzt in Mitau zutage gekommen ist! Es ist das Brustbild einer seltsam schönen, vornehmen jungen Frau in einem Kleide von schwarzem Flor von dem einfachen Schnitt, wie wir ihn von Aristokraten- und Emigrantengebilden aus der Zeit der französischen Revolution kennen. Das Gesicht hat die lebhaftesten Farben, Lippen und Wangen sind von blühendem Rot, Mund und Nase von kräftiger, aber zugleich edelster Bildung. Die Augen lebhaft und gütig. Das Haar ist nicht gepudert, sondern hat seine natürliche kastanienbraune Farbe und ist dicht und leicht gekräuselt. Ein dünnes goldenes Kettchen umschlingt den Hals. Das feine Köpfchen voll Gesundheit und frischem Leben steht in eindrucksvollem Gegensatz zu der einfachen Trauerkleidung. Über das Bild existiert eine doppelte Familienüberlieferung. Nach der einen Legende ist die Dargestellte Karoline Anna Margarete geb. von Vietinghoff-Scheel, geboren 1768, gestorben 1832, die in erster Ehe Nikolaus Ernst von Korff, Erbherrn auf Kreuzburg, heiratete, dann aber sich von ihm scheiden ließ und Reinhold Christoph Karl Adam von Koskull, Erbherrn auf Kruschfain, ehelichte. Zugleich wird aber erzählt, daß die Dargestellte diejenige Baronin von Korff sei, deren Paß die unglückliche

1) Rollett, Goethebildnisse S. 72

französische Königin Marie Antoinette bei dem Fluchtversuch der königlichen Familie im Juni 1791 benutzt habe. Nun wissen wir in der Tat, daß einer der intimsten Freunde der Königin, Graf Axel Fersen, Oberst-Inhaber des Regiment Royal-Suédois, der die Vorbereitungen zur Flucht traf, durch seine diplomatischen Beziehungen der königlichen Familie falsche Pässe zu besorgen wußte. Die Baronin von Korff jedoch, deren Paß von der Königin benutzt wurde, war die Tochter eines russischen Konsuls Stegelmann und die Witwe eines Christian Frommhold von Korff, der als Oberst des Koslowischen Infanterie-Regiments und Generaladjutant des Feldmarschalls Münnich am 16. September 1770 beim Sturm auf Bender gefallen war. Die Dame wohnte am Kai Malaquais.¹⁾ Vermutlich stand sie wie Fersen der Königin sehr nahe. Es ist recht wohl möglich, daß sie nach der Gefangennahme und der Hinrichtung Marie Antoinettes, die am 16. Oktober 1793 stattfand, Paris, die Stadt der Greuel, verließ und nach Berlin reiste, wo Darbes sie gemalt haben könnte. Das Kostüm würde trefflich zu diesen Lebensschicksalen der Dargestellten passen. Andererseits wäre kaum zu verstehen, wie eine kurländische adlige Dame, bei der keinerlei Beziehungen zur französischen Revolution nachweisbar sind, hätte auf die Idee kommen sollen, sich in einer so auffälligen Gewandung porträtieren zu lassen. Wahrscheinlich ist die Identifizierung der Dargestellten mit jener geborenen Baroness Vietinghoff-Scheel, späteren Baronin Korff und Koskull, nur das Ergebnis nachträglicher genealogischer Forschungen und eine Kombination der beiden festen Daten, daß die Dame eine von Korff war, und daß das Porträt sich im Koskull'schen Familienbesitz befand.

¹⁾ Vgl. G. Fenot re, Das Drama von Varennes (Juni 1791), Deutsch von Alfred Baderle, Wien und Leipzig 1908, S. 21

Briefe von Darbes

Im vorhergehenden Aufsatz sind einige Bilder von Darbes' Hand namhaft gemacht worden, die teils in den Ostseeprovinzen teils außerhalb derselben nachweisbar sind. Auch zwei Ölporträts von Elisa von der Recke wurden erwähnt. Aus dem Reisetagebuch, das ihre Freundin Sophie Becker auf ihrer beider Reise durch Deutschland in den Jahren 1784—86 geführt hat, ergibt sich, daß die beiden Damen Mitte Juni 1785 in Karlsbad mit Darbes, den sie in Kurland kennen gelernt hatten, zusammentrafen. Er quartierte sich in der Nachbarschaft ein und nahm sogleich ein Porträt von Elisa in Angriff. Ein erneutes Wiedersehen feierten die Freundinnen mit ihm Anfang Januar 1786 in Berlin. Hier wurde das Porträt von Elisa fertig. Bald darauf reisten die beiden Kurländerinnen in die Heimat. Darbes aber blieb in Berlin und wurde nun häufig von der Herzogin Dorothea eingeladen, die Anfang September 1785 mit ihrem Gemahl aus Italien zurückgekehrt war. Die herzogliche Familie wohnte in Friedrichsfelde bei Berlin; Schloß und Park hatte Herzog Peter von dem Prinzen Ferdinand von Preußen für 5333 Dukaten gekauft. Dort wird die Herzogin Darbes zu dem Ölporträt gesessen haben, das gleichfalls oben erwähnt wurde.

Die leicht entzündlichen Herzen von Elisa und Sophie hatte Darbes ganz in Flammen gesetzt. Auf der Rückreise nach Kurland beschäftigten sie sich viel mit ihm — in Gedanken, gesprächsweise und in Briefen. Elisa schreibt am 25. Januar 1786 aus einem Dorf in der Provinz Posen an die Frau des bekannten Buchhändlers und Aufklärers Friedrich Nicolai, die sie in Berlin kennen gelernt

hatte: „Unaufhörlich ist meine Seele mit diesem unfrem allgemeinen Herzblättchen beschäftigt, auch muß der fromme Schelm es wohl merken, daß er sich unserer Seelen immer mehr bemisstert.“ Und in einem Brief aus Königsberg vom 5. Februar gibt sie von dem Künstler folgende eindringende Charakteristik: „Darbes! — ja dieser Liebling Sophiens und Elisens ist ein ganz eigenes Original. Er kennt die Menschen von allen Seiten und hat im Ganzen genommen wenig Vertrauen auf menschliche Tugend. Daher kommt sein Grundsatz, daß, wenn man nicht ein Spiel böser Menschen sein will, man nichts so sehr vermeiden muß, als auch selbst von edlen Menschen für ausnehmend gut gehalten zu werden. Denn, sagt er, sobald die Welt es einmal glaubt, man ist keines Schelmstreichs fähig, sobald man mehr geliebt als gefürchtet wird, so ist es aus, so hudeeln die Bösen uns, weil sie uns für schwach halten. Daher ist es mein Grundsatz, ich will durchgehends schlechter scheinen, als ich bin, . . . der edle Menschenkenner wird mich unter meiner Maske erkennen . . .“ Übereinstimmend und zugleich ergänzend ist die Charakteristik, die die Sophie in einem Briefe von demselben 5. Februar an Frau Nicolai gibt: „Darbes ist mir nach der Kenntnis, die ich durch langen Umgang und vertrauliche Gespräche von seiner inneren Ökonomie erhalten habe, ein Mensch, der allein dasteht, den ich verehere und liebe, dem ich nach einem Gespräch, in welchem er die allerfreiesten Grundsätze auskramt, mein Leben und meine Ehre mit völliger Ruhe und Sicherheit anvertrauen kann. Denn sein inneres moralisches Gefühl ist äußerst fein und stark, und seine Schädlichkeit sitzt nur auf den Lippen . . .“

Die im folgenden aus der Mitauschen Museumsbibliothek mitgeteilten drei Briefe von Darbes an Heinrich von Offenberg, der als Hof- und Reisemarschall die herzogliche Familie nach Italien, Friedrichsfelde und weiterhin nach Pyrmont und Holland begleitet hat, bestätigen durchaus die von Elisa und Sophie gegebenen Charakteristiken des

originellen Menschen und nicht unbedeutenden Porträtisten: zur Schau getragene Poltrigkeit und Leichtfertigkeit bei innerer Vornehmheit, Güte und Vertrauenswürdigkeit. Sie sind zugleich willkommene Beiträge zur Biographie des Malers. Das Porträt des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, das er zusammen mit den letzten der drei Briefe am 14. Juli 1788 Offenberg nach Mitau gesandt hat, ist leider spurlos verschwunden. Offenberg widmete dem König besondere Verehrung, nachdem er bei diesem am 31. August 1786 eine Audienz gehabt hatte, um ihm im Auftrage seines Herzogs ein Kondolenzschreiben zum Hinscheiden Friedrichs des Großen und ein Gratulationschreiben zur Thronbesteigung zu überreichen, und bei der Gelegenheit eine sehr gnädige Aufnahme gefunden hatte. „Möchten doch alle Großen auch auf der höchsten Stufe nicht aufhören, Menschen zu sein, und mit der gütigen Miene mit denen, die weit unter ihnen sind, sich unterhalten wie Friedrich Wilhelm, der die Herzen gewinnt und sich auf alle Art eigen zu machen sucht! Er ist wert, ein Nachfolger seines großen Onkels zu sein; er ist wert, der Besitzer eines so glorreichen Thrones zu sein“ — so schrieb Offenberg voller Begeisterung am Abend des Audienztages in sein Reisetagebuch.

S. T.¹⁾

Chœurster Gönner!

NB. Dieses darf nicht laut gelesen werden.

Es ist doch wahrlich eine große Glückseligkeit, ein gutes Gewissen zu haben! Wer das hat, der kann ruhig am hellen lichten Tage, ja gar bei Tische einschlafen. Ich armer Sünder! aber verseufze rastlos die Nächte — culpa mea! culpa mea! culpa maxima mea!!! Mähren Pestilenz! schon so lange seit Ihrer Abreise! und noch habe ich nicht geschrieben — das verdammte Aufschieben! Doppelt bin ich dazu verpflichtet gewesen,

¹⁾ sine titulo (ohne Titel)

weil ich Sie gar bares Geld schuldig bin — der Knecht
der seines Herrn Wille weiß und thut ihn nicht, der ist
doppelte Streiche werth —

I H S Vergeben aufdaß euch auch vergeben werde —
Glauben Sie nicht, daß ich aus Dumheit unfähig,
1000 Lügen zu meiner excuse zu erfinden, so freimüthig
meinen Fehler beichte? Sie sollten es gewiß erfahren
haben, wenn ich Sie nicht noch viel mehr Hochachtung
als Geld schuldig wäre.

Nur der Teufel ist ein Lügner von Anfang.

Von allem was mir betrifft sage ich kein Wort, weil Sie
dieses aus dem Munde unsrer theuren Elisa erfahren können.

Um grössere Sünden zu begehen, als nicht schreiben,
bin ich zu krank, aber Gottlob! gesund genug, um arbeiten
zu können. Ich habe soviel zu thun, daß ich hier ein
ganzes Jahr bleiben muß, kann und will.

Bekomme ich auf Lebzeit vom Könige eine pension,
dann bin ich glücklich; bekomme ich keine, dann habe ich
doch durch meinen langen Aufenthalt in Deutschland für
die Zukunft viel gewonnen.

Der Kupferstecher H[ferr] Berger¹⁾ läßt sich Ihnen zu
Gnaden empfehlen und verspricht, bald mit einem Abdruck
des Servius Tullius aufzuwarten. Der letzte Probedruck,
den ich davon gesehen, verspricht viel.

Legen Sie gelegentlich meine Wenigkeit, gewissen,
edlen Menschen, unterthänigst zu Füßen, andrn empfehlen
Sie ditto zu Gnaden und andre grüßen Sie herzlich,
einen jeden nach Standes Gebühr und Würden, von dem,
der mit dem dankbarsten Herzen für Ihre Freundschaft,
auf immer ist und sein wird

Dero
ergebener Diener, f[reund] und Br[uder]
D a r b e s

Berlin, d. 23. Sept b. 1787

1) Über Daniel Berger vgl. oben

Noch dümmere Noten als der Text —

Des Unbefangenen Auslegung der drei Buchstaben I H S ist: In hoc signo, nehmlich im Zeichen des Kreuzes.

Wer diese Buchstaben übel ausdeutet, expl. gr.¹⁾ Ihr heillosen Schelme, und dergl. den hält die Kirche für einen Kezer, der gar fähig ist, das deutsche Publikum weiß machen zu wollen, daß das dumme Kind *Vih il Filosofo magno Cavallo*, in Pommern als ein gefährlicher neuer Cagliostro aufgetreten sei.²⁾ Mann wartet nur auf Nachrichten, ob er Sprüche aus der Bibel citire, um ihn noch ärger zu beschreiben.

Wenn ein Leyer katolische Sprüche aus der Bibel weis, da es ihn schon verboten, nur darin zu lesen, dann darf ein jeder ihn für einen heimlichen katolischen Priester, ja wol gar für einen Jesuiten schelten —

O tempora! o mores!

Dieses ist mit bewehrte Autores zu beweisen.

S. T.

Gnädigster Gönner!

Am 5ten Decb. a[nni] p[raeteriti] hatte ich die Ehre, von Ihnen einen Brief zu bekommen, den ich stolz als ein Pfand Ihrer Freundschaft bewahre. Ihre Aufträge an H[errn] Berger habe ich ausgerichtet: er versprach, Ihre Befehle, sobald möglich, zu gehorsamen;

1) = *exempli gratia* (zum Beispiel)

2) Über den Abenteuerer *Magno Cavallo* vgl. Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft f. Lit. und Kunst 1904, 41 ff. Er trat zuerst in Celle auf, kam wohl schon 1777 nach Kurland, wo er in Mitau, Bauske und zuletzt 1784 in Libau sein Wesen trieb, begab sich dann nach Wismar in Mecklenburg, hielt sich längere Zeit in dem pommerschen Städtchen Barth auf, besuchte auch Kopenhagen und Altona, kehrte aber 1789 nach Celle zurück, wo er im Herbst 1805, wohl 80jährig, starb.

mit Professor Groschke¹⁾ aber konnte er nichts mit schicken, weil etwaß Unpäßlichkeit und die trübe Witterung ihn an der letzten und feinsten Ausarbeitung seiner Platte gehindert.

Von sein jüngst fertig gewordenes Kupfer nach Angelica²⁾ lasse ich Ihnen als Kenner selbst urteilen und hoffe, daß Sie damit werden zufrieden sein.

Sie wünschen ein Portrait des Königs von mir gemalt: *altra legge eh' il cenno tuo non conosco!* Nur bitte ich Gedult zu haben, weil ich gern was nicht ganz schlechtes schicken will. Auch könnten Sie vorläufig den Rahmen dazu machen lassen. Das Bild wird dieselbe Größe bekommen wie meine gewöhnlichen Brustbilder, die ich in Kurland gemacht habe.

Doch ist es mir unmöglich, selbiges früher als bis im May zu endigen, weil ich zu ein Bild in Öl lange Tage nötig habe. Jetzt wird mehrentheils in Pastel gemalt, auch inzwischen Copien vom König in Öl, die aber fabrikenmäßig gepinselt werden.

Das wichtigste Geschäfte, was ich jetzt unter Händen habe, ist das Portrait der regierenden Königin: welches ich hoffe nun bald fertig zu machen. Es wurde zu der Zeit hier angefangen, da Herr Graf in Potsdam den König malte.³⁾

1) Der nachmalige Professor der Physik und Naturwissenschaften am akademischen Gymnasium zu Mitau Johann Gottlieb Groschke, den Herzog Peter am 16. Juni 1786 engagierte, der aber erst nach einer Studienreise durch Schottland und England Anfang 1788 seine Lehrstelle antrat.

2) Es handelt sich um einen Stich Bergers nach einer die drei bildenden Künste darstellenden Aquarellzeichnung der Angelica Kaufmann, von dem das Mitausche Museum zwei Exemplare (eins braun auf rotem, das andere schwarz auf gelbem Grunde) besitzt.

3) Anton Graff, der 1766 als Hofmaler und Mitglied der Akademie nach Dresden berufen worden war, erhielt 1788 einen Ruf an die Akademie nach Berlin. Das oben von Darbes erwähnte Ölporträt des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bezeichnet „Berlin 1788“ befindet sich im Hohenzollernmuseum. Reproduciert bei Julius Vogel, Anton Graff. Bildnisse von Zeitgenossen des Meisters in Nachbildungen der Originale, Leipzig 1898, Tafel 11 (Text S. 22.)

Ein algewaltiger Schnupfen, den die Königin bekam, und hernach die *Carnivals* Lustbarkeiten, wurden Hindernisse, daß Sie nicht Zeit oder Lust zum Sitzen hatte. Ich habe Hoffnung, für die Königin den Kronprinzen zu malen. Dann kann ich sagen, den Preußischen Hof in *Concorrenz* mit einem englischen, französischen und deutschen Maler, welche alle drey als Künstler bekannt sind, gemalt zu haben. Balde wage ich laut zu sagen: anch' io son Pittore.

Morenpestilenz! es ist doch kein Spaß, daß ein kleiner Maler aus Norden kömt und sich hier eben so theuer wie dort bezahlen läßt! item fast für mehr als 2000 Rth. bestellte Arbeit hat. *Soli Deo Gloria!*

Würde ich auch der Kaiserin von *F—zen Marocco* Leib- und Magen Maler, so verbleibe ich doch wie vorhin

Dero ergebenster und unterthänigster Diener

Darbes

Berlin, d. 25. febr. 1788

S. T.

In Ihrem letzten Brief wünschten Sie, mein theuerster Gönner! ein Portrait des Königs von meiner Arbeit zu haben: Ich habe Ihrem Wunsch als einem Befehl gehorsamt: schätze mich glücklich, durch diese Kleinigkeit Ihnen ein geringes Zeichen meiner Dankbarkeit für so viele Güte und Freundschaft, die Sie mir gnädigst erzeigt haben, geben zu können. Bei dessen Anschauung erinnern Sie sich gnädigst, Ihres auf immer unendlichen Dank schuldigsten Dieners

Berlin d. 14. July 1788

Darbes

P. S. Da Sie einsehen werden, daß es wieder mein interesse ist, wenn copien vom Portrait des Königs von andere Maler als von mir gemacht werden, so hoffe ich, nachdem ich *deh* und *w eh* mütigst darum bitte, daß Sie nicht erlauben werden, daß jemand den hierbei äber-

sandten König copiere. Sollten sich Liebhaber dazu finden, dann bitte ich, daß selbige die gewünschte copien bei mir bestellen mögen.

Legen Sie Ihren Diener denen Durchl. zu fügen und grüßen andre, die sich seiner erinnern.

Dazu Couvert mit Siegel und folg. Udr.:

A Son Excellence

Mons^r le Baron d' Offenberg

Conseiller et Chevallier

des plusieurs Ordres

à

Mitau

Hierbei ein Portrait des Königs von Preussen

Zu den Werken des Eduard von der Launitz im Mitauschen Museum

Gleich beim Eintritt in das Mitauer Museum sieht man in der Vorhalle rechts den Gypsabguß eines lebensgroßen Merkur. Das Original ist von Eduard von der Launitz¹⁾ für den Fürsten Gallizin in St. Petersburg in Marmor ausgeführt. Merkur ist dargestellt in dem Augenblick, da er, den Befehl von Zeus zum Fluge nach Troja erhaltend, um den alten Priamus sicher zu Achill ins griechische Lager zu geleiten, sich sogleich die Flügel-

¹⁾ Vgl. Neumann, Lexikon Baltischer Künstler S. 96 ff. und besonders Döring in den Sitzungsberichten der Kurl. Gesellschaft für Lit. und Kunst 1864—1871, Mitau 1884, S. 416 ff.

schuhe anschnallt (Homers Ilias 24, 333—348). In halbgebückter Stellung, den rechten Fuß auf einen Felsblock aufgestemmt, befestigt er an diesem die Riemen für den am Boden daneben liegenden Flügelschuh — der linke Fuß trägt bereits den Flügelschuh — zugleich aber lauscht er mit nach links emporgerichtetem Haupt dem Befehl des Zeus. Das „aufs Wort gehorchen“ kann nicht besser zur Darstellung gebracht werden. Der Götterbote hat den Flügelhut aufgesetzt; über den Oberschenkel des aufgestemnten rechten Beines liegt der zusammengelegte Reiseumantel, der, herabhängend, als Stütze für die Figur dient; sonst zeigt sich die blühende Jünglingsgestalt in unverhüllter vollkommener Schönheit. Den Gypsabguß hat Launiz im Sommer 1822, als er auf der Rückreise von St. Petersburg durch Mitau kam, der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst“, die ihn am 15. Juni 1818 zu ihrem ordentlichen Mitglied erwählt hatte, verehrt und selbst im Museum aufgestellt. Er schenkte außerdem einen Gypsabguß von einem Bronzebasrelief, das er — wohl unmittelbar darauf — in der Kirche seiner Vaterstadt Grobin aufgestellt hat. Es ist ein Denkmal für seinen älteren Bruder Georg von der Launiz, der in der Schlacht bei Leipzig den Heldentod gefunden hatte. Es stellt den jungen Helden dar, wie er, von einer Kugel tödlich getroffen, von seinem dahinjagenden Pferde sinkt. Sein schmerzdurchzucktes Antlitz ist dem Beschauer zugewandt, sein rechter den Säbel haltender Arm hängt schlaff herunter, während die linke Hand noch mühsam die Zügel hält. Dieser Gypsabguß hängt in einem der oberen Räume des Museums. Der Künstler hat für ihn einen blauen Grund gewählt, sodaß er wie eine der damals so beliebten Wedgwood-Steingutplatten wirkt.

Launiz wollte aber auch noch von seinen übrigen bisherigen Leistungen eine Vorstellung geben. Und so überreichte er auch noch fünf prächtige, in Rom angefertigte Steindrucke, die außer dem Merkur und dem Relief folgende

Werke zur Anschauung bringen: 1. einen Pferdekopf („Studio dal vero“); 2. ein Grabmonument für den Ritter A. Eisakewig: ein trauerndes Weib kniet auf dem Sockel der Herme des Verstorbenen und umfaßt diese mit dem linken Arm; auf dem andern Ende des Sockels sitzt ein weinender Genius, mit der Linken sich auf eine umgestürzte Fackel stützend, in der Rechten drei Mohnköpfe — das Symbol des Todeschlafs — haltend; 3. eine Nymphe, für den Fürsten Baratynski gearbeitet: ein junges Mädchen, bis zu den Hüften entblößt, ordnet in anmutiger Wendung des Oberkörpers ihr Haar; 4. die Muse Erato, wie sie ihre Leier stimmt, für Herrn Jakob v. Krause auf Weistroy bei Dresden in Marmor ausgeführt.

Damit sind uns alle Kunstwerke des jungen kurländischen Künstlers bis zu dem genannten Termin vor Augen geführt. Er hat sie in Rom, wo er seit 1816 als Schüler Thorwaldsens weilte, gearbeitet. 1829 verließ er die ewige Stadt, um in die Heimat zurückzukehren, wurde aber unterwegs von Freunden zur Niederlassung in Frankfurt a. M. bewogen, wo er in der Folge als Bildhauer — sein Hauptwerk ist das Gutenbergsdenkmal auf dem Roßmarkt daselbst — als Kunstschriftsteller und Dozent eine ungemein reiche und vielseitige Tätigkeit entfaltete und am 12. Dezember 1869 gestorben ist. Wenn er aber auch somit den bei weitem größeren Teil seines Lebens außerhalb Kurlands zugebracht und den bei weitem größeren und bedeutenderen Teil seiner Lebensarbeit fern von seinem Vaterland geleistet hat, so fühlte er sich doch mit Kurland und seinen dortigen Freunden fortdauernd innig verbunden. 1862 kam er auch noch einmal nach seiner Vaterstadt Grobin; unterm 24. Juli bot er von hier aus der Kurländischen Ritterschaft eine Sammlung von 460 Gypsabgüssen nach plastischen Kunstwerken an, die den Grundstock zu einer in Mitau zu errichtenden Glyptothek bilden sollten; zum Inspektor hatte er den seit 1850 in Mitau wohnenden Friedrich Wilhelm Stavenhagen ausersehen,

der in Frankfurt sein Schüler gewesen war und sich nachmals durch sein „Album baltischer Ansichten“ auch über die Grenzen der Ostseeprovinzen hinaus bekannt gemacht hat.

Zum Schluß seien aus der Museumsbibliothek zwei Briefe mitgeteilt, die Launizens Onkel und Vormund, der Oberhofgerichtsadvokat Stegmann, in den Jahren 1819 und 1822, während jener in Rom war bezw. eben dahin wieder zurückgereist war, an den ständigen Sekretär der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst“, den Oberhofgerichtsadvokaten Dr. Koeler, gerichtet hat. Der erste handelt von den obenerwähnten, von Launiz der Gesellschaft geschenkten Gypsabgüssen und Lithographien und dem großen Staatsauftrag, den Launiz kurz zuvor in St. Petersburg erhalten hatte. (Die Denkmäler für die Generale Kutusow und Barclay de Tolly wurden 1826 und 1827 vor der Kasanschen Kirche aufgestellt.) Der zweite enthält eine fatale Transport-Berechnung, die der eine Oberhofgerichtsadvokat dem andern mit der ernsthaftesten Miene von der Welt vorträgt, deren Berechtigung Stegmann aber wohl im Stillen ebenso bezweifelt, wie es Koeler laut durch energische Randglossen gethan hat.

Hochgeschätzter Freund!

Von meinem Neffen, dem Bildhauer Eduard von der Launiz aus Rom, dazu beauftragt, zeige ich Ihnen, als dem zeitigen Sekretär der Literarischen Gesellschaft, hiermit an, daß derselbe, als Mitglied dieser respektablen Gesellschaft, für dieselbe, bei seiner neulichen Anwesenheit hier selbst, im Museum als Geschenke aufgestellt hat: 1. einen Gipsabguß der jetzt in St. Petersburg im Besitze einer Fürstin Galigin befindlichen von Launiz in Marmor ausgeführten mehr als lebensgroßen Statue des Merkurs, in dem Momente dargestellt, als er, den Befehl Jupiters zum Fluge nach Troja vernehmend, sich eben die Flügel anschnallt, 2. einen gleichen Abguß eines ebenfalls von ihm in Bronze gearbeiteten Basreliefs, bestimmt zu einem

Monument, welches in der Kirche zu Grobin des Künstlers verstorbenem Bruder, dem Adjutanten Georg von der Launitz, jetzt errichtet werden soll und welches letztern in der Schlacht bei Leipzig von einer feindlichen Kugel getroffen vom Pferde sinkend darstellt, welchen Darbringungen Launitz auch noch 3. fünf lithographirte Blätter, die Nachbildungen einiger seiner letzten Arbeiten in Marmor und Bronze enthaltend, beifügen läßt.

Indem ich voraussetzen darf, daß diese Darbringungen meines Neffen bei Ihrer Gesellschaft eine freundliche Aufnahme finden werden, führe ich Ihnen noch die interessante Notiz an, daß derselbe bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg vom Kaiser persönlich den ehrenvollen Auftrag erhielt, 2 kolossale Monumente zu Ehren Kutusows und Barclays zu liefern, welche auf den beiden halbrunden, durch eisernes Gitterwerk und Granitsäulen einzufassenden Plätzen vor den Seitenansichten der Kasanschen Kathedrale zu St. Petersburg errichtet werden sollen. Die Standbilder dieser beiden Feldherren in Bronze kommen auf Fußgestelle von Granit, woran Basreliefs in Bronze, Szenen aus dem letzten Kriege darstellend, angebracht werden. Die Errichtung dieser Monumente versprach der Kaiser dem Volke nach dem Kriege in einem besonderen Ukas. In vier bis fünf Jahren hofft Launitz diese Arbeiten fertigzustellen.

Wie obiges der Gesellschaft in der heutigen Sitzung zur Wissenschaft zu bringen ist, bleibt Ihnen ganz überlassen.

Der Ihrige

Stegmann

Den 6. September 22.

Die 5 lithographirten Blätter folgen hiebei.

Auf der Rückseite: Herrn Oberhofgerichtsadvokaten Dr. Koeler eigenhändig

Hierbei, mein hochgeschätzter Freund, sub Nr. 1. 2 zwei Spesen = Notizen wegen der für Rechnung meines

Neffen Ed. Launiz aus Rom bis Riga expedierten 3 Kisten, zu deren Erläuterung allem zuvor folgendes dienen möge:

Die Note Nr. 2 im Belaufe von 132 Rub. 83 Kop. bezieht sich auf die der literarischen Gesellschaft geschenkten, in einer großen u. einer kleinen Kiste enthalten gewesenen Abgüsse des Merkurs u. des Basreliefs, ist also auch, ohne Frage [Hierzu am Rande von Koelers Hand zwei mächtige, doppelt unterstrichene Fragezeichen], nur von der literarischen Gesellschaft, als Eigenthümerin beider Kunstwerke, zu liquidiren.

Die Note Nr. 1 im Belaufe von 118 Rub. 61 Kop. bezieht sich auf eine große Kiste mit verschiedenen Gyps-sachen, Antiquitäten, Kupferstichen pp., der auch zugleich eine kleinere mit dem Basrelief in Bronze beige packt war; — für letzteres, als für die Grobinsche Kirche zu einem Monument bestimmt, trägt natürlich Launiz die Kosten mit 18 Rub. 61 Kop. ganz allein; — die Gyps-sachen pp. dagegen ließ L. in der Absicht herkommen, um selbige der literarischen Gesellschaft, als eine wünschenswerthe u. nützliche Acquisition, zum Verkauf anzubieten; — sollte nun die literarische Gesellschaft diesen ganzen Vorrath an Kunst- u. Alterthums-Sachen käuflich erstehen wollen, so hat dieselbe auch dafür, ohne Zweifel, die vollen Spesen mit 100 Rub. zu berichtigen, — wo nicht, d. h. behält sie davon nur einen beliebigen Theil oder auch garnichts, so geschah doch immer um ihretwillen der ganze Transport, u. da, dünkte ich, erforderte es die Billigkeit, daß die literarische Gesellschaft wenigstens die eine Hälfte der Spesen u. Launiz selbst die andere [Hierzu am Rande: Ei, ei! wie so? so denken aber nicht alle.] trüge; sodas Sie dann also, unter allen Umständen, gütigst dahin besorgt seyn werden, mir baldmöglichst zur Deckung der noch in Riga rückständigen Spesen aus dem Arario der literarischen Gesellschaft gefälligst auszahlen zu lassen:

für Nr. 2
für Nr. 1

132 Rub. 83 Kop.
50 Rub. —

Summa 182 Rub. 83 Kop.

Der Ihrige Stegmann

Mitau, den 2. November 22

Auf der Rückseite: Dem wohlgeborenen Herrn Oberhofgerichtsadvokaten Dr. Koeler als Sekretär der literarischen Gesellschaft eigenhändig.

Daneben von Koelers Hand: Vorgetragen in der Versammlung des engeren Ausschusses am 4. Nov. 1822.

Koeler

beständiger Sekretär

Ein baltisch-Dresdner Künstler

Der Porträt-, Historien- und Landschaftsmaler Johann Karl Bähr¹⁾ gehört zu der auffällig großen Zahl Dresdner Künstler und Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, die aus den Ostseeprovinzen stammen und jeder für sich eine Personalunion zwischen dem Baltenland und der sächsischen Residenz darstellen. Er wurde geboren am 18. August 1801 in Riga als Sohn eines dortigen Kaufmanns. Sein Großvater aber war der Ratszimmermeister George Bähr in Dresden, der Erbauer der Frauenkirche, von dem man früher erzählte, daß er vom Gerüst gefallen

¹⁾ Vgl. Neumann, Lexikon Baltischer Künstler S. 2 f. und Sitzungsberichte der Kurl. Gesellschaft für Lit. und Kunst 1864 bis 1871, Mitau 1884, S. 78 ff. 130. 374

wäre oder sich selbst hinabgestürzt hätte, bis 1896 in den Dresdner Geschichtsblättern Otto Richter die Haltlosigkeit dieser Überlieferung nachwies. Johann Karl Bähr verlebte seine Kindheit und Jugend auf dem väterlichen Gut Menkenhof in Kurland und dann in Rambsden bei Kokenhusen an der Düna. Man hatte ihn anfänglich zum Kaufmann bestimmt, doch bald trat sein künstlerisches Talent so stark hervor, daß die Familie 1823 einwilligte, ihn auf die Kunstakademie nach Dresden zu schicken. Hier wurde hauptsächlich Johann Friedrich Matthäi, der Direktor der Gemäldegalerie, sein Lehrer. Bähr betätigte sich zunächst als Porträt- und Tiermaler. 1827—29 studierte er in Rom. Hier hatte er sich besonders der Kunst Thorwaldsens zu erfreuen. Neben diesem übte Joseph Anton Koch, der Schöpfer der neueren heroischen Landschaft, bestimmenden Einfluß auf ihn aus und veranlaßte ihn, zur Historien- und Landschaftsmalerei überzugehen. Darauf lebte er drei Jahre in Riga, dann zwei in Dresden, ging im Herbst 1834 wieder nach Italien, kehrte aber schon im Frühjahr 1835 nach Dresden zurück. 1843 wurde er Lehrer an der Kunstakademie, 1846 erhielt er den Professortitel, am 29. September 1869 starb er.

Es würde ermüdend wirken, hier alle Porträts, historischen Bilder und Landschaften Bährs aufzuzählen. Die Dresdner Galerie besitzt zwei seiner Hauptwerke: das Porträt Karl David Friedrichs, der 1817 Professor an der Kunstakademie wurde und mit seinen Landschaften, denen er meist eine ernste, schwermütige Stimmung gab — er bevorzugte Mondscheinszenen, Seestürme, düstere Wald- und Felspartien — viel Beifall fand, und ein historisches Bild, das jetzt noch durch den behandelten fremdartigen und grausigen Stoff die Augen der Besucher auf sich zieht: Finnische Zauberer verkünden im Jahre 1584 Iwan dem Schrecklichen den nahen Tod. Hinter dem wie vernichtet in seinem Thronessel zurückgesunkenen Zaren sieht man dessen Gemahlin Marfa und den jungen Zarewitsch

Feodor, den letzten aus dem Hause Kurik, seine junge Gemahlin Irene, die Schwester Boris Godunows, und auch diesen selbst, seitwärts den Leibarzt, den Astrologen und Geistliche, die alle den Zaren nicht vom Tode retten können. In seiner Vaterstadt Riga erschien Bähr zum ersten Mal mit einer eindrucksvollen größeren Reihe von Bildern auf der „ersten Gemäldeausstellung inländischer Künstler“, die dort im September 1842 stattfand. Das im Katalog an erster Stelle genannte Bild „Bildnis des Prinzen von Java, in Lebensgröße“ wurde damals von dem Großaufmann und Ratsherrn Friedrich Wilhelm Brederlo angekauft und hängt jetzt noch in der, eine Sonderabteilung im Städtischen Museum zu Riga bildenden Brederloschen Galerie.¹⁾ Der javasche Prinz Rahden Saleh ben Jagya, der sich als Landschaftsmaler einen Namen gemacht hat und 1881 in seiner Heimat starb, war ein Schüler Bährs. Er trägt auf dem Bild eine blaugestickte, eng anliegende Uniform mit roten Aufschlägen, einen reichgestickten Turban aus weißer und roter Seide und in dem schärpenartigen Gurt an der rechten Seite einen Dolch. Ferner befindet sich in der kleinen Gemäldeammlung des Kurländischen Provinzial-Museums in Mitau von Bähr eine Ansicht des italienischen Gebirgsstädtchens Olevano, ganz auf den bräunlich goldenen Ton gestimmt, den die sonnengebadete italienische Landschaft für das nordische Auge annimmt. Beinahe hätte Mitau auch noch ein Porträt von seiner Hand erhalten und zwar das Bild eines seiner besten Bürger, des Johann Friedrich Recke, des Gründers des Museums. Dieser war 1837 zum Universitätsjubiläum nach Göttingen gereist und wollte auf der Rückreise in Dresden Station machen, um sich von Bähr malen zu lassen. Bähr aber mußte ihm abschreiben, da er gerade zu der Zeit, für die Recke sich angemeldet

¹⁾ Beschreibendes Verzeichnis der Gemälde der vereinigten Sammlungen der Stadt, des Rigaschen Kunstvereins und des weil. Rigaschen Ratsherrn Friedr. Wilh. Brederlo, Riga 1906, S. 126 f.

hatte, zur Kunstausstellung nach Leipzig reisen wollte.¹⁾ Einige andere Bilder von Bähr finden sich in baltischen und sächsischen Kirchen, mehrere Porträts, historische Gemälde und Landschaften in baltischem und Dresdner Privatbesitz.

Bähr stand mit mehreren bedeutenden Zeitgenossen in freundschaftlichem Verkehr. In Florenz lernte er Platen kennen, in Dresden kannte er Ludwig Richter, die Dichter Ludwig Tieck und Julius Mosen, von seinen dortigen Landsleuten standen ihm der Komponist und Dichter August Heinrich von Weyrauch und Dr. Karl Konstantin Kraukling, Sekretär an der Königl. Bibliothek und dann Direktor des Historischen Museums, besonders nahe. Von diesen Beziehungen interessiert uns am meisten seine Freundschaft mit Ludwig Richter. Bähr kommt auch einmal in dessen Lebenserinnerungen vor. Richter erzählt, daß 1834 sein Freund Bähr ihm den Auftrag vermittelt hätte, eine größere italienische Landschaft für einen Kunstfreund in Reval zu malen. „Ich nahm zum Motiv eine Gegend an der Tiber bei Aqua Acetosa und führte das Bild in einigen Monaten aus.“ Dieses Bild, bezeichnet L. Richter (1834, hängt im Städtischen Museum zu Riga,²⁾ und es ist mir zweifellos, daß der „Kunstfreund in Reval“ niemand anderes ist, als der obengenannte Friedrich Wilhelm Brederlo, der ja dann auch Bähr das Bild des javaschen Prinzen abgekauft hat. Wenn Richter ihn nach Reval versetzt, so ist das ein leicht verzeihlicher Gedächtnisfehler. Richter fährt fort: „Bähr, der Ende August mit dem Architekten Herrmann nach Rom gehen wollte und mich gern zum Reisegefährten gehabt hätte, hatte mir zur Ermöglichung seines und auch meines innigsten Wunsches die genannte Bestellung verschafft, und ich fand nach genauester Berechnung der Reisekosten, daß die für das Gemälde er-

1) Vgl. den Brief Bährs an Recke, Dresden, 6. Sept. 1837, Neues Archiv für Sächsische Geschichte 38, 347 f.

2) Beschreibendes Verzeichnis S. 208 f.

haltene Summe hinreichen würde, ihn wenigstens bis nach Oberitalien zu begleiten, wo ich am Gardasee Studien machen wollte." Aber es kam anders: Ende Juni erkrankte Richters Gattin, erst im September genas sie. Bähr und Herrmann konnten nicht solange warten und reisten ab, und Richters Reisefonds war schließlich durch die Arzt- und Apothekerkosten so vermindert, daß nur noch ein Reischen ins böhmische Mittelgebirge herausprang, das gleichwohl dem Künstler einen ungeahnt reichen Gewinn brachte. Die „Überfahrt nach dem Schreckenstein“ ist die schönste Frucht der damals von ihm gemachten Studien.

Bähr aber war nicht nur Künstler, sondern auch Gelehrter und zwar ein sehr vielseitiger und geistvoller Gelehrter. 1852 veröffentlichte er Vorträge, die er in der Dantegesellschaft gehalten hatte, unter dem Titel: „Dantes göttliche Komödie, in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit, mit einer übersichtlichen Darstellung des Inhaltes“. 1863 erschienen seine im Künstlerverein gehaltenen „Vorträge über Newtons und Goethes Farbenlehre“. 1846 besuchte er Eivland noch einmal, um Ausgrabungen bei Ascheraden leiten zu können. Aus dieser Betätigung erwuchs seine Studie: „Die Gräber der Eiven, ein Beitrag zur nordischen Altertumskunde (1850)“. Besonders interessierte ihn der Mesmerismus. Schon 1834 gab er zusammen mit Rudolf Kohlschütter heraus: „Mitteilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambule Auguste K. in Dresden“. 1850 erschien dann sein Buch über den „animalischen Magnetismus und die experimentierenden Naturwissenschaften“. Das meiste Aufsehen aber erregte sein 1862 erschienenenes Buch: „Die natürliche Reihenfolge der Elemente und zusammengesetzten Körper als Resultat der Beobachtung ihrer dynamischen Wirkung (1862)“, das sofort ins Französische übersetzt und nach Bährs Tode von Prof. Lindgreen in Kasan fortgesetzt worden ist.

Die Dorpater Kunstsammlung

Zu den Koryphäen der Wissenschaft, die 1802 an die neugegründete Universität Dorpat berufen wurden, gehörte Karl Morgenstern aus Magdeburg, der in Halle studiert und doziert hatte und zuletzt am Athenaeum in Danzig tätig gewesen war. Jahrzehnte lang — bis 1817 allein — hat er an der Alma mater Dorpatensis die philologische Disziplin vertreten, gelegentlich aber auch Vorlesungen über allgemeine Literaturgeschichte und Universalgeschichte gehalten. Daneben leitete er das allgemeine Lehrerinstitut, an dessen Stelle 1821 das philologische Seminar trat. Sein Hauptverdienst aber ist die Gründung der Dorpater Universitätsbibliothek, deren erster Bibliothekar er war. Sein vielseitiges Interesse, seine ausgedehnten Kenntnisse, seine weitverzweigten Beziehungen zu deutschen und anderen auswärtigen Gelehrten, seine Mitarbeit an verschiedenen Zeitschriften befähigten ihn dazu im hohen Grade. Auch auf den Reisen, die er Juli 1808 bis Februar 1810 durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, und Juni 1827 bis Juni 1828 über Riga, Lübeck, Hamburg, Halle, Leipzig, Dresden, Weimar an den Rhein und Main und sodann über Freiburg i. Br., Tübingen, Stuttgart nach München und Wien unternahm, verfolgte er hauptsächlich den Zweck, die ihm anvertraute Bibliothek zu vermehren. Wie er der Bibliothek seine Bücher und Handschriften hinterlassen, so hat er dieser Sammlung seine Gemälde, Handzeichnungen, Stiche, Skulpturen, geschnittenen Steine, Münzen und Medaillen vermacht. Ein Katalog seiner Manuskripte und Bücher sowie seiner Kunstsammlung ist 1868 erschienen. Die Sammlung hat bis zu seinem 1852 erfolgten Tod

und nachmals manche Bereicherung, aber auch manche Verminderung erfahren. Morgenstern selbst berichtet einmal, daß er 1820 für sie von einem Rigaer Mäzen mehrere Bilder, die dieser in Rom zusammengebracht hatte, erstanden habe, darunter zwei Landschaften in Öl von Feodor Michailowitsch Matwejew (1758—1826) und ein von dem Tiroler Joseph Anton Koch kopiertes Aquarell von Carstens, Platons Gastmahl — diese Bilder scheinen bald wieder verschwunden zu sein. Die letzten mir erreichbaren genaueren Nachrichten über den Besitz der Universität an Gemälden und Handzeichnungen boten sich in einem Artikel von Dr. Wilhelm Neumann im „Revaler Beobachter“ 1894 Nr. 98 („Eine vergessene Kunstsammlung“), der gekürzt in einen größeren Aufsatz von ihm in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ 1900, S. 265 ff. („Aus baltischen Gemäldesammlungen“) übergegangen ist. — Die Evakuierung der Universitätsbibliothek begann dann im September 1915 mit dem Abtransport der Gemälde und Handzeichnungen nach Nischny-Nowgorod. Dort werden sie jetzt wohl noch sein.

Die Dorpater Kunstsammlung wies besonders eine ganze Reihe guter alter Niederländer auf. Obenan stand das Brustbild eines jungen Mannes mit einer Nelke in der Hand, das in dem Katalog von 1868 dem Hendrik Goltzius, von Neumann aber dem Antonio Moro (1512—81) zugeschrieben wird. Es ist sehr sorgfältig gemalt, bis in die Einzelheiten liebevoll ausgeführt und im Ton von wohlthuender Wärme. Das im Katalog dem Cornelius Poelenburg zugeschriebene Stilleben nimmt Neumann vielmehr für Pieter Claasz Berchem (gest. 1576) in Anspruch. Das Bild gehört der Spätzeit des Malers an, wo die Lokalfarben unter einem bräunlichen Gesamtton an Intensität verlieren. Auf einer blauen Tischdecke steht ein Teller mit Oliven, daneben ein zweiter mit einer Semmel und einer Papiertüte, rechts ein halbgefüllter Römer, hinter diesem ein zweiter, mit Weinlaub umranft. Neben

dem Teller liegt ein Messer mit blau emailliertem Griff; darauf die Initialen C. P., an denen man so viel herumgeraten hat. Ein ähnliches Stilleben besaß die Sammlung von Hendrik van Streef (1659—1713). Auf einer mit dem Relief eines Fluggottes geschmückten Brüstung liegen Apfelsinen, Aprikosen und eine Walnuß, darunter ein Messer; in einer dunklen Nische darüber hängt an einem blauen Bande ein Zweig mit zwei Pfirsichen. Von dem Sohne des Pieter Claasz, Claasz Pietersz Berchem (1620—83), war eine schöne Landschaft mit einer Viehherde zu sehen. Eine ähnliche Landschaft mit Tierstaffage von Adriaen van de Velde (1635 bis 1672) war leider „stark verputzt“. Zu derselben Gruppe gehörte ferner ein duftiges Bild von Adam Pynaeker (1621—73), darstellend eine Herde am Wasser, im Hintergrunde hohe Felsen mit Wasserfällen. Weniger bedeutend war eine Feuersbrunst im Dorfe von Egbert van der Poel (1621—64), sehr stimmungsvoll dagegen ein von hohen Bäumen umschatteter Bauernhof von Claas Molenaer (gest. 1676), und vortrefflich ein toter Hase an einem Baumast, daneben Schnepfen und ein Fasan, von Jaan Weenig (1640—1719). Ein hübsches Tierbild, drei Jäger und ein Hund, war von Jacob van der Does (1623—73) zu sehen. Wertvoll war auch ein kleines Familienbild von Marten oder wohl vielmehr Cornelis de Vos, vielleicht aber doch nur eine Kopie. Zweifelhaft waren zwei Landschaften, angeblich von Jan van Goyen — ein gleichfalls ihm zugeschriebenes ganz ähnliches Bild von derselben Ausführung und „merkwürdig semmelblonden Färbung“ war auf einer 1894 in Mitau veranstalteten Ausstellung von Gemälden aus Mitauischem Privatbesitz zu sehen — zwei Pendants mit Eremiten, angeblich von Geraerd Dou, und ein Christuskopf, angeblich von Melchior (oder wohl eher Jacob Cornelisz) van Oostzanen.

Die Gemälde aus der italienischen Schule, die der Katalog von 1868 verzeichnet, darunter Madonnen von

Andrea del Sarto, Pietro Perugino und Paolo Veronese, scheinen 1894 nicht mehr vorhanden gewesen zu sein. Dagegen erwähnt Neumann in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Katalog von deutschen Meistern zwei mythologische Bilder: Venus und Adonis und Fluggott und Nymphe, von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751—1829), eine Sibylle von Gerhard von Kügelgen, eine Ruinenlandschaft mit Viehherde von Johann Christian Klengel, ein Mädchen am Brunnen bei Grotta ferrata von Ludwig Richter, ein Porträt des Dresdener Oberhofpredigers Reinhard (gestorben 1812) von Anton Graff. Auffälligerweise schweigt Neumann von den drei berühmten Porträts Goethes, Wielands und Herders, die Kügelgen Ende 1808 und Anfang 1809 in Weimar gemalt hat. Sie sind mit nach Nishny-Nowgorod gewandert.

Die Verzeichnisse der Handzeichnungen bei Neumann und im Katalog weichen noch mehr von einander ab. Auch hier scheinen die Niederländer das Übergewicht gehabt zu haben. Von Rembrandt war eine flüchtige Federstizze, die Taufe Christi durch Johannes, vorhanden, ferner eine leicht mit Tusche lavierte Bleistiftzeichnung von Allaert van Everdingen (1621—1675), eine Baumlandschaft mit einem Reisewagen, weiter eine Skizze von Jacob Jordaens (1593—1678) zu seinem Dresdner Bilde: „Soo d'ouds songen, soo pepen de jongen“. Von deutschen Künstlern fand sich eine aquarellierte Bleistiftzeichnung, ein Erzengel Gabriel, von Julius Schnorr von Carolsfeld, ferner eine Reihe von Rötelfskizzen, verschiedene allegorische Darstellungen, von Anton Rafael Mengs und endlich über dreißig Blätter von Adam Friedrich Oeser. Auffällig ist wieder, daß Neumann von den zwei im Katalog erwähnten Tuschzeichnungen Goethes aus Sizilien von 1787 schweigt.

Schloß Rathshof bei Dorpat und die Siphartsche Galerie

(Geschrieben im Juli 1918)

Hat man, aus Dorpat hinauswandernd, auf der hölzernen Brücke den Embachfluß überschritten und steigt man dann jenseits die Petersburger Straße hinauf, dann tauchen sehr bald die dunklen Laubmassen eines herrschaftlichen Parkes und weiße Wirtschaftsgebäude auf; eine Lindenallee läuft erst der Straße parallel und zweigt dann allmählich ab; sie führt zu einem See, in dem sich alte schöne Bäume spiegeln und hinter dem das Gelände, mit Gartenanlagen bedeckt, terrassenförmig ansteigt bis zu einem langgestreckten schimmernden Schloßbau, dem ein angebauter Flügel mit einer imposanten Kuppel einen eigenartigen Akzent verleiht. Es ist Schloß Rathshof. Die meisten Türen sind geschlossen, die Korridore leer, aber die vorderen Räume vollgestopft mit kostbaren Möbeln, die jetzt noch zum großen Teil mit weißen Hüllen überzogen sind, und mit Bildern, die aneinander lehnen; auf Tischen und in Schränken stehen, ineinandergeschoben, Figuren in Bronze und Terrakotta, Vasen und allerlei Gefäße aus Porzellan, Fayence, Kristall und farbigem Glas; alles wartet auf die ordnenden, reinigenden, wieder-aufstellenden, wiederaufhängenden Hände.

Und doch ist das, was wir an Kunstwerken herumstehen und liegen sehen, nur ein verschwindend kleiner Teil der Schätze, die in ihrer Gesamtheit die berühmte Siphartsche Galerie bilden. Sie ist keine bloße Gemäldesammlung; Skulpturen, Gipsabgüsse, Prunkmöbel, Werke der Kleinkunst gehören in reicher Fülle dazu, und

endlich auch noch eine auserlesene Bibliothek und Mappen voll der herrlichsten Handzeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte. Das Meiste ist anderwärts in Sicherheit gebracht und wird erst allmählich wieder herangeschafft, ausgepackt und aufgestellt. Aber man kann sich doch jetzt schon eine Vorstellung machen von der Pracht der Räume und von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der Kunstwerke, die in normalen Zeiten sie erfüllen. Das Schloß ist während des Krieges ein russisches Lazarett gewesen, das unter der Leitung eines Mitauer Arztes gestanden hat. Diesem Herrn ist es wohl in erster Linie zu verdanken, daß die Räume, die Wände und Parketts, und die zurückgebliebenen Möbel und Bilder so schonend behandelt worden sind.

Im Geist sehen wir die Ordnungs- und Wiederherstellungsarbeiten beendet und unternehmen eine kleine Wanderung. Wir betreten zuerst den Gelben Saal. Die Wände sind mit gelbem Stuckmarmor belegt, die bunten Scheiben der großen Fenster legen ein zauberisches Farbenspiel auf die glänzenden Flächen. Tropische Gewächse erblühen aus weitbauchigen Kübeln, in der Mitte aber ragt aus einem Hain von Palmen und Orchideen eine kolossale Malachitvase empor. Wegen seiner außerordentlich günstigen akustischen Verhältnisse diente der hohe Raum zugleich als Musiksaal. Eine Lilian Sanderson, Alice Barbi, spätere Baronin Wolf-Stromersee, haben hier oft einen Kreis von Kennern durch ihre Kunst in Entzücken versetzt.

Daran stößt der noch geräumigere Rote Saal. Die Wände sind mit pompejanisch-rottem Stuckmarmor bedeckt und von Woldemar Krüger, einst Zeichenlehrer an der Universität (gest. 1893), mit Arabesken und Wappen ausgeschmückt. Prachtvolle altvenezianische Kristalllüster hängen von der Decke herab, große japanische Vasen, Marmor- und Bronzefiguren und die kostbarsten französischen Möbel stehen umher.

Aus dem Roten Saal führen Flügelthüren in die Gemäldegalerie und in den Speisesaal. Wir kehren aber in den Gelben Saal zurück und betreten von da auf der anderen Seite das Blaue Kabinett. Schwere Vorhänge, Teppiche, in die der Fuß versinkt, schwellende Polstermöbel, farbenglühende Bilder der italienischen Schule, zahlreiche Vasen und Nippes geben dem Raum einen warmen, behaglichen, intimen Charakter.

An das Blaue Kabinett schließt sich ein durchweg im Stil Ludwigs XV. gehaltener reizender kleiner Salon an. Die Wände sind mit Spiegeln und Gobelins bedeckt und auf einen warmen Terrakottaton gestimmt, von dem sich die zierlichen Goldornamente reizvoll abheben. Die Türfüllungen sind mit Motiven aus den Schlössern von Fontainebleau und Luxemburg bemalt, wie sie jener Zeit geläufig waren. Der Plafond enthält in der Mitte, von schwebenden Amoretten und üppigem Blumen- und Blattwerk umgeben, ein Gemälde aus der venezianischen Schule in der Art des Tiepolo, das mit seinen lichten satten Farben jubelnde Lebenslust über den ganzen Raum ergießt. Einer prächtigen Garnitur von Beauvaismöbeln, die mit leicht hingeworfenen Blumenmustern verziert sind, fügen sich einige Tische und Stühle anderer Stilperioden, sowie Glaschränken, die Porzellan und Kristall der verschiedensten Provenienz enthalten, harmonisch ein. In einer Ecke strahlt in schneeigem Weiß die Marmorfigur der Hebe von Canova; einen wirkungsvollen Gegensatz dazu bildet eine ihr gegenüber an der Tür stehende dunkle Bronzestatuette der Marie Antoinette von Houdon.

Der weite Oberlichtraum, in den man von dem Roten Saale aus gelangt, enthält die Gemäldegalerie. Er hat aber schon längst nicht mehr ausgereicht, alle Bilder des Liphart'schen Hauses aufzunehmen, viele von ihnen haben auf andere Räume verteilt werden müssen. Sowohl die italienische als auch die niederländische Schule

sind glänzend vertreten, erstere z. B. durch Madonnen von Boccaccio Boccaccino und seinem Schüler Garofalo, von Andrea del Sarto und seinem Schüler Domenico Puligo und das lebensgroße Kniestück eines venezianischen Nobile von Tintoretto, letztere durch zwei geistvolle Porträts von van Dyck und zwei ungemein flotte und frische Porträts von Franz Hals, eine Lautenspielerin von Jan Steen und eine köstliche silbertönige Marine von Willem van de Velde dem Jüngeren. Aus der älteren deutschen Schule sind einige interessante Stücke da. Dem 19. Jahrhundert gehören an ein Jugendwerk Alfred Rethels, eine Szene aus der Genovevasage darstellend, und vor allem sieben meisterhafte Porträts von Lenbach und zwei von Stuck. Von den Skulpturen der Eiphartschen Kunstsammlung hat ein Marmorrelief aus der Frühzeit Michelangelos, das Ende des Wettkampfs zwischen Apollo und Marsyas darstellend, durch eine Würdigung, die ihm Wilhelm Bode, der Direktor der preussischen Kunstsammlungen, in den Jahrbüchern dieser Sammlungen von 1891 gewidmet hat, besondere Berühmtheit erlangt. Das Relief war in die Mauer eines abgelegenen Hauses in Florenz eingelassen, wo Karl Eduard von Eiphart, der Großvater des jetzigen Majoratsherrn, der die meisten Rathshofischen Kunstschätze erworben hat und einer unserer kenntnisreichsten und scharfsinnigsten Kunstgelehrten war, es entdeckte. Es ist vielleicht die Erstlingsarbeit Michelangelos.¹⁾

¹⁾ Nachträglich sei erwähnt, daß Carl Justi (Michelangelo, Neue Beiträge zur Erklärung seiner Werke, Berlin 1909, S. 41) sich skeptisch verhält („eine nicht sichere Entdeckung des Barons von Eiphart“).

Das städtische Museum in Narva

Vor einigen Jahren lebte in Narva ein Weinhändler-
ehepaar, S. A. und G. A. Lavrezow. Die beiden
hatten es sich in den Kopf gesetzt, ihre Vaterstadt, in der
sie zu Reichtum und Ansehen gekommen waren, mit einem
Museum zu beglücken. Sie kauften daher auf, was sie
für diesen Zweck geeignet hielten und was ihnen auf-
geschwagt wurde; auch auf ihren Reisen sammelten sie
mit größtem Eifer und ohne nach dem Preis zu fragen.
Ein Dekorationsmaler unternahm es dann, die Gegenstände
zu gruppieren, an den Wänden der von der Stadt zur
Verfügung gestellten Räume aufzuhängen und in Vitrinen
unterzubringen. Die Gegenstände wurden einstweilen num-
meriert, so, wie sie dem Ordner und Aussteller unter die
Hände kamen, ein Katalog ist aber nicht erschienen, wird
auch sobald nicht erscheinen. In kurzer Zeit ist so ein
ungemein reichhaltiges Material zusammengekommen. Das
Museum enthält Gemälde, Stiche, Skulpturen, geschnittene
Steine, Münzen, Medaillen, Plaketten, Schnitzereien in
Holz und Elfenbein, Webereien, Stickereien, Spitzen, Por-
zellan, Fayencen, Kristall, Glas, Möbel, Spiegel, Uhren,
ausgestopfte Säugetiere und Vögel, konservierte Fische,
Schlangen, Molche, Frösche, Schmetterlinge, Käfer, Muscheln,
Korallen, Steine, Metalle, geschichtliche Erinnerungen, Kar-
ten und Pläne, Antiquitäten und Kuriositäten und außer-
dem noch so ziemlich alles nur Erdenkliche. Neben höchst
Wertvollem findet sich fast Wertloses, neben vornehmer
Kunst und hochentwickeltem Kunstgewerbe lächerlicher Plunder
und elender Schund. Natürlich gab es in Narva Leute
von Verständnis und Geschmack, die nach Eröffnung des
Museums an dem Wirrwarr Anstoß nahmen und eine

durchgreifende Sichtung des Materials und Ausmerzung des Minderwertigen beantragten. Aber da wurde eingewandt, das Ganze sei doch ein großmütiges Geschenk, an dem man nicht herumkritisieren dürfe, auch müsse man auf die noch am Orte lebenden Verwandten Rücksicht nehmen, und so blieb alles beim Alten. Die Provinzialmuseen in Mitau, Riga und Reval machen ja auch einen recht bunten Eindruck, doch sind dort sinnvolle Abteilungen hergestellt, und Kram und Kitsch sind verbannt. Hier in Narva merkt man nur allzusehr die Nähe des russischen Reiches und russischer übertünchter Barbarei. Man hat Gemälde von riesigen Dimensionen, meist effektvolle historische Szenen, Mord und Totschlag darstellend, aufgehängt, Kostbarkeiten auf Kostbarkeiten gehäuft, durch äußerlichen Glanz und durch die Quantität zu imponieren gesucht, aber das eindringende Verständnis, der feine Geschmack, das Unterscheidungsvermögen, das abwägende Urteil fehlen.

Aus der Menge der Gemälde, die, wie gesagt, zum meist recht umfanglich und historischen Inhalts sind, sind nur ein paar als wirkliche Kunstwerke herauszuheben. Sie hängen mitten unter minderwertigen Bildern und sind gar nicht so leicht herauszuerkennen. Von *Liwasowsky*, der in Feodosia (Krim) sein Atelier und seine Galerie hatte, ist eine prächtige stimmungsvolle, ganz in nächtliches Dunkelblau und Silber getauchte Marine vorhanden. Von *Makowsky* ein launiges, lebensprühendes Gemälde: eine städtische Jagdgesellschaft, in einem Blockhaus im Walde einen Imbiß einnehmend. Von *Golinsky* ein großes, sonniges, wonniges Bild: Großrussische Bauernfamilie während einer Arbeitspause bei der Heuernte. Von baltischen Künstlern fand ich nur einen vertreten: *Julius v. Klever* (geb. 1850 in Dorpat) mit einem Weiher im herbstlichen Park; im Hintergrund alte Bäume und ein Brückchen. Unter den Stichen sind viele gute alte französische und englische, aber dazwischen hängen russische Heiligenbilder, alte Prospekte von deutschen Städten, gewöhnliche Reproduktionen nach Knaus, Gautier, Böcklin.

Unter den kunstgewerblichen Gegenständen nenne ich herrliche chinesische und japanische Möbel und Lackarbeiten — ein wuchtiger chinesischer Schrank und ein zierlicher japanischer Damenschreibtisch sind besonders bemerkenswert — ferner eine Sammlung der kostbarsten gestickten chinesischen und japanischen Seidentleider, ferner reichverzierte alte Bojarenstaatsröcke, von Tscherkessinnen gearbeitete Decken mit wundervoller Applikationsstickerei, Perlenarbeiten, wie sie in russischen Klöstern angefertigt werden (Beutel, Taschen, Einsätze aller Art), reizende Elfenbein- und Perlmutterschnitzereien, z. B. eine ganze Lappenfamilie mit Zelten, Schlitten, Renttieren, Hunden, Fischerei- und Jagdgeräten, eine große Kollektion prachtvoller Kassetten, Prunkstücke von Berliner und Petersburger Porzellan. . . . Zwischen allen diesen Sachen von zum Teil unschätzbarem Wert aber finden sich Vasen im längst verschwundenen Jugendstil, neckische Porzellanfiguren, Reiseandenken und Hausgreuel, wie man sie in Deutschland nur in Ramschbasaren und obskuren Badeorten antrifft.

Die historischen Reliquien versetzen uns meist in die Zeit Karls XII. und Peters des Großen. Von letzterem ist ein Tonmodell seiner Hand zu sehen. Es ist eine unglaublich große und schwere Tasse. Der Jar soll ja fast einen Faden hoch gewesen sein. Andere Stücke erinnern an den unglücklichen Feldzug Napoleons gegen Rußland 1812. Die neuesten Akquisitionen sind Beutestücke aus dem Weltkrieg: deutsche und österreichische, aber auch russische und japanische Gewehre, Patronentaschen, Gasmasken, Tornister, eine deutsche „Zwiebacktasche“ (Brotbeutel), ein feldgrauer Mantel, ein deutscher Offizier- und Infanteriehelm, ein deutsches „Binocle“ (Fernglas), eine deutsche elektrische Taschenlampe, ein „Abzeichen des preussischen Landes-Kriegerverbandes, erobert im Schlacht bei Masurschen See von einem toten deutschen Offizier“, ein deutscher Lustpfeil, „geschmissenes aus Äroplan in Nemglowschen Walde“.

Das Peterhäuschen in Narva

Da, wo in Narva die vom Markt sich herabsenkende Ritterstraße in die am hohen Narowaufer sich hinziehende Promenade ausmündet, steht rechter Hand das Peterhäuschen oder Peterpalais. Es ist ein massiver Steinbau aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, ohne irgendwelche Gliederung, nur mit einem turmartigen, in einen zwiebelartigen Helm ausgehenden Erkeranbau an der Promenadenseite. Jüngeren Datums ist die an diesen sich anschließende, auf 4 einfachen Säulen ruhende hölzerne Galerie, auf die man vom Oberstock hinaustreten kann, um die Aussicht auf die breite majestätische Narowa, die jenseits sich erhebende kolossale russische Festung Zwangorod und die diesseits rechts aufstrebende trutzige Schwedenfeste Hermannsburg zu genießen. Aus derselben Zeit wie die Galerie stammt der in die Ritterstraße vorspringende, auf ebensolchen 4 Säulen ruhende und mit der holzgeschnitzten Figur eines römischen Kriegers gekrönte Portalvorbau. Ursprünglich war das Haus, dessen Schönheit lediglich in den ruhigen, klaren Verhältnissen und der treffsicheren Verteilung der weitläufigen Fenster liegt, mit Pfannen gedeckt, was die aparte und malerische Wirkung erhöhte.

In dem großen lichten Ecksaal im Oberstock steht ein mächtiger dunkelbrauner Schrank aus dem Jahre 1647, Esche mit Nussbaum furniert, mit holzgeschnitzter Guirlande und Engelsköpfchen, in dem der in schwedischer Sprache abgefaßte Kaufbrief liegt. Auf der Rückseite findet man eine nachträgliche Bemerkung in russischer Sprache aus dem Jahre 1726, aus der sich ergibt, daß das Haus als das Palais Peters des Großen in die Hände des neuen Besitzers überging. Das ist das früheste

sthere Zeugnis dafür, daß das Haus dem großen Zaren während seiner Besuche in Narva als Quartier gedient hat. Seit 1865 gehört es der „Narvaschen Bürgerchaft Großer Gilde“. In den 6 Zimmern des Erdgeschosses befindet sich die Kastellanswohnung, in den 9 Zimmern des Oberstocks aber ist ein Altertumsmuseum und die von dem Ältermann Karl Joachim Sutthoff hinterlassene Bibliothek (deutsche, lateinische, französische Bücher meist aus dem 18. Jahrh. in gediegenen Ledereinbänden) untergebracht. Diese Zimmer sind im Großen und Ganzen in dem alten Zustand geblieben. Die Decken sind größtenteils mit Leinwand bespannt, die mit grober Malerei, allegorischen Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heroenwelt, bedeckt ist. Die Fußböden sind (ursprünglich blanke, jetzt mit gelber Ölfarbe gestrichene) Bretterdielen, die Wände weiß getüncht. Das Meublement im Ecksaal, abgesehen von jenem Schrank, ein Divan und 22 Stühle aus Birke, weiß gestrichen, die Vertiefungen grün, bezogen mit einem unverwüstlichen grünen Wollstoff, dazu einige goldgerahmte Spiegel und Spiegeltische mit Marmorplatten, stammt erst aus dem Jahre 1845. Erheblich älter ist die Ausstattung des angrenzenden Schlafkabinetts, namentlich das weißgestrichene hölzerne Bett mit Baldachin und Vorhängen von schwerem grünem Wollstoff. Es ist so riesig, daß es dem bekanntlich einen Faden langen Peter als Lagerstätte gedient haben könnte. Die Zimmer sind im übrigen vollgestopft mit Porträts, Stadtansichten, Karten, Plänen, Rüstungen, Uniformen, Waffen, Fahnen und sonstigen Altertümern. Sie erinnern fast alle an die drei letzten großen kriegerischen Ereignisse, die Narva betroffen haben: die Schlacht vom 19. November 1700, durch die Karl XII. von Schweden die von Peter dem Großen belagerte Stadt entsetzte, die neunmonatliche Belagerung und zehnstündige Bombardierung der Stadt und ihre endliche Erstürmung durch den Zaren am 9. August 1704, und das siebenstündige Bombardement durch vier englische Kriegsschiffe

am 6. Juni 1855. Einige ehemalige Wahrzeichen der Stadt haben gleichfalls im Peterhäuschen ihren Unterschlupf gefunden, so „der verguldete Mercurius, so den 25. November 1741 des Nachts nicht freiwillig mit seinen leichten Flügeln von dem hiesigen Stadt-Börsen-Turme geflogen, sondern durch einen Sturm vom Turme wider seinen Willen geworfen“, ferner der gleichfalls vergoldete Kranich, der als Symbol der Wachsamkeit am 12. Juli 1741 dem Rathhausturm aufgesetzt ward, und endlich die Turmuhr aus dem Jahre 1666, die bis 1781 ihren Platz in der russischen Kathedrale, der früheren deutschen Kirche hatte. Rechts und links vom Zifferblatt stehen zwei holzgeschnitzte Statuetten: ein Engel im weißen Gewand und mit vergoldeten Flügeln und der Tod mit Sense und Stundenglas. Mit Hämmerchen, die sie in Händen tragen, konnten sie, als der Mechanismus noch fungierte, gleichzeitig die über dem Zifferblatt befindliche Glocke anschlagen. Das Zifferblatt selbst trägt die Inschrift:

Hier schlägt der Engel an,
Hier schlägt der Tod daneben,
Bald mußt Du Rechenschaft,
Vor Gott gefordert, geben.

Alt-Narva

(Geschrieben im September 1918)

Narva erhält seine Signatur durch die beiden Festungen, die hoch über der breiten und reißenden, im Frühling und nach Regengüssen mächtig angeschwollenen Narowa

einander gegenüberliegen, die Schwedenfeste Hermannsburg auf dem linken Ufer des Flusses, der Stadtseite, und die russische Festung Iwangorod auf der Ingermanländischen Seite. Der Ursprung der Hermannsburg liegt im Dunkel; sie steht wohl an der Stelle der ältesten Burg, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, während der Dänenherrschaft, gegründet worden ist. Nach der Nowgoroder Chronik wurde sie 1294 auf das andere, das Ingermanländische Ufer verlegt. Man könnte also auch Iwangorod als die Nachfolgerin der ältesten Feste ansehen. Iwangorod wurde 1492 unter dem Zaren Iwan Wassiljewitsch III. erbaut. Balthassar Ruffow berichtet in seiner Ewländischen Chronik: „Anno 1492 hat Iwan Wassiljewitsch, der Großfürst von Moskau, das Schloß Iwangorod, auf deutsch die Russische Narve genannt, angefangen zu bauen, auf der Ewländischen Grenze, und als es auf Corporis Christi (= Fronleichnam) ist angefangen worden, ist es denselben Sommer auf Mariä Himmelfahrt mit vielen hohen dicken Thürmen und Mauern, vor Gewalt, gar eilig fertig geworden.“ Der Festungsbau hat demnach nur zwei Monate beansprucht.

Die beiden Festungen sind Vertreter der beiden Reiche, die um den Besitz Narvas gerungen haben. 1558, am 13. Mai, wurde die Stadt, während in ihr eine furchtbare Feuersbrunst wütete, von den aus Iwangorod vordringenden russischen Truppen für den Zaren Iwan Wassiljewitsch IV. erobert. 1581, am 6. September, wurde sie nach heftiger Beschießung durch den Feldobristen Pontus de la Gardie für Schweden erstürmt; am 17. September ergab sich auch Iwangorod. Im Februar 1590 hat dann wieder der Zar Fedor Iwanowitsch Narva belagert und am 19. d. M. berannt, bis die Schweden sich zu Unterhandlungen bereit erklärten und die Festungen Iwangorod und Kaporje übergaben; Jamburg hatte schon vorher kapituliert. 1611 eroberten die Schweden die 3 Festungen zurück. 1700 belagerte und bombardierte Peter der Große

Narva vom September bis zum 19. November, an welchem Tage die Stadt durch den Sieg Karls XII. beim nahen Dorfe Wepsküll entsetzt wurde. Endlich 1704 wurde sie von Peter nach viermonatiger Belagerung und zehnstündigem Bombardement am 9. August erstürmt; am 17. d. M. kapitulierte Iwangorod.

Noch in ihrem jetzigen, größtenteils ruinenhaften Zustande erscheinen die beiden Festungen als Vertreter zweier Kulturen, Hermannsburg der germanisch skandinavischen, Iwangorod der slawischen. Alt-Narva selbst trägt einen vorwiegend ganz deutschen Zug. Vergangenheit und Gegenwart stehen hier in einem merkwürdigen Gegensatz. Narva zählt, nachdem im November v. J. die Fabrikvorstädte einverleibt worden sind, jetzt gegen 35 000 Einwohner. Nur gegen 700 davon sind Deutsche. Nur selten hört man auf den Gassen unter Russisch und Estnisch ein deutsches Wort. Die Zusammensetzung der Intelligenz spiegelt sich wider in der Zusammensetzung der Schülerschaft des Gymnasiums: 40 v. H. Russen, 36 v. H. Esten, 12 v. H. Juden, 5 v. H. Polen, Letten, Finnen, Tschechen, 7 v. H. Deutsche.

Die Altstadt Narva hat sich im allgemeinen so erhalten, wie sie nach dem großen Brande von 1659 innerhalb von 25 Jahren aus einem „Schutt- und Aschenhaufen“ neu erstanden ist. Seit 1684 haben sich die Straßenführung und die Verteilung der Bauplätze nicht geändert, nur sind die Wälle geschleift, die Festungsmauern und -pforten niedergelegt worden und an ihre Stelle Promenaden und gärtnerische Anlagen getreten. Im einzelnen ist manches kunstgeschichtlich wertvolle bauliche Einzelstück, mancher Erker, manches Portal dem Unverstand oder der Teilnahmslosigkeit zum Opfer gefallen. Trotzdem findet man noch eine ganze Reihe in sich geschlossener Bilder und reizvoller Einzelheiten. Einen höchst malerischen Anblick gewährt gleich der Marktplatz. Das Rathaus ist ein Bau von ganz schlichten und ruhigen Formen, der aber doch

monumental wirkt. Eine einfache Pfeilergliederung trägt ein Giebelfeld, das als einzigen Schmuck das Zifferblatt der Uhr aufweist, und darüber ein kräftig ausladendes Gesims. Eine doppelte Freitreppe mit einem sehr hübschen Gitter, das, in Rankenwerk verschlungen, die Embleme des Stadtwappens von 1585, Fische und drei Schwerter, zeigt, führt zu einem mit einer Themis gekrönten Portal empor. Am 12. Juli 1671 wurde der Bau des Rathauses vollendet. Nach links schließt sich ein altes unscheinbares Gebäude an, das sich durch ein Portal mit einem fein ausgehauenen Wappen auszeichnet. Es trägt die Jahreszahl 1653 und den Spruch:

Wenn Gott nicht dieses Haus bewacht,
Ist alles Werk umsonst gemacht.

Das Haus war einst das Geschäftshaus der schon vor 100 Jahren eingegangenen Salzkompagnie. Der Handel mit Salz war ja neben dem mit Tabak, Wein und Spirituosen, Fischen, Getreide, Flachs, Hanf, Holz eine Haupteinnahmequelle für die Narvaschen Kaufleute. Nur durch die schmale Marktstraße getrennt, steht im rechten Winkel zu dem Rathaus die im Jahre 1698 auf Kosten Narvascher und ausländischer Kaufleute errichtete Börse. Sie ist in demselben Stil wie jenes erbaut, auch gelbweiß getönt, nur von größeren Ausmaßen und reicher gegliedert. Die Bogenstellung im Erdgeschoß ist leider arg verputzt. Der Börse gegenüber liegt ein seltsamer Torbau mit drei Durchfahrten, und die Alte Apotheke, ein wichtiger Bau mit Pfannendach, Erkeranbau und einem Portal, das wieder ein Wappen und darüber eine Sonnenuhr aufweist. Die dicken Grundmauern der Apotheke reichen wohl ins Mittelalter zurück. Aus dem Laboratorium führt innerhalb der Mauer eine unheimliche, düstere, enge Treppe hinauf ins zweite Obergeschoß und hinunter in den Keller zu einem Brunnen.

Die beiden Hauptkirchen der Stadt liegen hinter einander: die deutsche (evangelische) Johanniskirche, ursprüng-

lich schwedische Domkirche, mit mächtigem Pfannendach, schlankem Turm und gewaltigen Strebepfeilern, und die russische Kathedrale. Diese wirkt nicht wie sonst in baltischen Städten als Fremdkörper, da sie aus einer im 15. Jahrhundert entstandenen deutschen Kirche (der ältesten Narvas) hervorgegangen ist, die erst 1708 umgeweiht wurde. Den Eingang zu dem sie umgebenden Hof, dem ehemaligen Gottesacker, bildet das höchst eigentümliche Totentor, so genannt nach einer Trophäe von Totenköpfen und Gebeinen, die sich über den Torflügeln erhebt, von einer Sanduhr mit Fledermausflügeln überragt und von Sensen und umgestürzten Fackeln flankiert.

Von alten Patrizierhäusern wäre zu nennen das Gendtsche, das Orlovsche, das Cramersche und die beiden Sutthoffschen, sämtlich ausgezeichnet durch einfache, klare Verhältnisse und hübsche Erker und Portale. Während die übrigen Portale aus Stein gehauen sind, ist das des Orlovschen Hauses wie auch die zierliche Fenstereinfassung der Erker holzgeschnitten. Links stellt ein grimmig dreinschauender härtiger Mann mit Pelzmütze und Muff den Winter, rechts ein Weib mit Sense und Ährengarbe den Herbst dar. Über der Tür liest man die Inschrift:

Den Eingang seg'n o Gott,
 Den Ausgang gleichermaßen!
 Bescher, was dem Leibe not,
 Die Seel' führ auf Himmelsstraßen!
 Endlich schenk ein selig's Sterben
 Und mach uns zu deinen Erben!

Im Gendtschen Haus ist ein ganzes Zimmer mit holländischen Fayencefacheln, die Szenen aus der biblischen Geschichte darstellen, ausgelegt.

Schloß Ruhenthal bei Bauske

(Geschrieben im Juli 1918)

Während über die auf belgischem und französischem Boden in diesem Kriege zerstörten Kunstidentmäler viel geredet und geschrieben worden ist, ist über die in Kurland zu Grunde gegangenen Kunstwerke wenig bekannt geworden. Verglichen mit dem, was an Kunstschätzen im Westen durch die Kriegsfurie vernichtet worden ist, ist ja freilich auch das, was im Osten verloren gegangen ist, gering. Was besonders Kurland betrifft, so dürfte der schwerste Verlust in der Zerstörung der Inneneinrichtung des Schlosses Ruhenthal, 10 km westlich Bauske, bestehen. Wie gesagt, handelt es sich nur um die Inneneinrichtung des Schlosses. Die Substanz des Bauwerkes ist fast völlig intakt geblieben. Wer sich Ruhenthal auf der von Mitau nach Bauske führenden Straße nähert, sieht schon von weitem die weißen Mauern, das mit roten Metallplatten belegte Dach, und die monumentalen turmähnlichen Schornsteine aus den dichten Wipfeln alter Bäume hervorragen und ahnt nicht, wie traurig es im Innern aussieht. Zwar sind schon vor dem Krieg viele kostbare Mahagonimöbel und Ölgemälde entfernt worden. Der letzte Besitzer Graf Andrei Petrowitsch Schuwalow hatte die unglückselige Idee, im Jahre 1903 die zuverlässigen deutschen Beamten und Diener durch Leute anderer Nationalität zu ersetzen, und dieser Wechsel war schuld, daß der Glanz und der Reichtum der Inneneinrichtung in den nächsten Jahren mehr und mehr dahinschwand. Dann aber haben die Kriegswirren alles fortgesetzt, was an beweglichen Kunstschätzen noch vorhanden war. Sie haben aber auch nicht vor dem Halt gemacht, was nichts und nagelstarr war. Es sind

nicht nur alle Möbel fortgeschleppt und die herrlichen Lederbände der Bibliothek größtenteils vernichtet, es sind auch die Parkettfußböden, bis vor dem Krieg noch spiegelblank, greulich zerkratzt und verschmutzt, die — freilich meist modernen und nicht besonders kostbaren — Tapeten abgerissen, die Surporten herausgerissen, die Spiegel zerschlagen, auch viele Fensterscheiben zerschlagen, sodaß Regen und Sturm ungehindert eindringen können; nur die mächtigen holländischen Kachelöfen und die wundervollen Stuckdecken sind verhältnismäßig glimpflich durchgekommen.

Es wird interessieren, einiges aus der Geschichte des Schlosses zu erfahren. Der Name Ruhenthal begegnet zum ersten Mal in einer Urkunde vom 9. Oktober 1505. Unter diesem Datum bezeugt zu Wenden Ritter Johann von Plettenberg, ein Bruder des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg, daß er für sich und seine Erben mit Willen und Wissen seines Bruders seinen Hof „thom Ruendaell gelegen in deme gebede tor Bowsenborch (Bauskenburg)“ dem Otto von Grotthuß verkauft habe; er war 1494 von seinem Bruder mit einem großen Stück Land belehnt worden, entäußerte sich aber nach und nach einiger Teile seines Grundbesitzes. 1518 wurde dann Otto von Grotthuß mit dem von ihm erkauften Ruhenthal von Wolter von Plettenberg belehnt. Über 200 Jahre hat der Ruhenthalsche Güterkomplex der Familie Grotthuß gehört. Als er in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts in Gefahr stand, sich in einzelne Bestandteile aufzulösen, glückte es dem Grafen Ernst Johann Biron, den größten Teil der Güter zusammenzukaufen. Biron war Oberhofmeister der Kaiserin Anna und ihr Günstling und wußte, daß ihm die kurländische Herzogskrone zugehört war; er war daher beizeiten darauf bedacht, einen Grundbesitz zu erwerben, der ihn weit über den Durchschnitt seiner Standesgenossen erhob. Darüber hinaus sagte er einen Schloßbau ins Auge, der durch Großartigkeit und Pracht alle Wohnsitze der übrigen kurlischen Adligen in

den Schatten stellen sollte. Er beauftragte damit den berühmten Architekten Graf Bartolomeo Francesco Rastrelli, den Erbauer des Winterpalais' in St. Petersburg. Am 24. Mai 1736 wurde der Grundstein zu Schloß Ruhenthal gelegt. Damals waren schon die meisten Vorarbeiten erledigt: Ziegel- und Kalköfen waren errichtet, Holz, Stein und Granit herbeigeschafft. Aus zeitgenössischen Berichten erfahren wir, welche Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung zu überwinden waren. Die Gegend war schon damals waldarm; das Brennholz mußte von Süden her die Na abwärts, das Bauholz aber aus Polnisch-Litauen erst die Düna abwärts und sodann die Na aufwärts gefloßt werden. In Garrosen (20 km flußaufwärts) mußten die großen Flöße in mehrere aufgelöst, und vom Landungsplatz mußten die Baumriesen noch 3 km weit von Pferden herangeschleift werden. Lesen wir, wieviel Pferde- und Menschenkräfte zur Bewältigung dieser Arbeiten aufgeboten wurden, so fühlen wir uns erinnert an die Frondienste, die die Israeliten in Agypten beim Bau der Pyramiden leisten mußten. Im August 1739 war der Bau schon weit vorgeschritten, die Öfen größtenteils gesetzt, die Stuckdecken fertig; nun sollten die Fenster eingesetzt werden, damit „den Winter über zuweilen eingeheizt werden“ könnte, was den Gipsdecken „sehr verträglich“ sei. Bald darauf führten jedoch der Sturz des Herzogs und seine Verbannung nach Sibirien eine langjährige Unterbrechung des Baues herbei. Erst nach seiner Restitution und seinem Wiedereinzug in Mitau konnte der Bau wieder aufgenommen werden. 1767 war das Schloß fertig. Nicht lange aber hat Herzog Ernst Johann sich dieses prächtigen Sommerhauses zu erfreuen gehabt; 1769 mußte er zu Gunsten seines Sohnes Peter abdanken. Auch dieser ist nur selten nach Ruhenthal gekommen, da er die von ihm erbauten Lustschlösser in der Nähe seiner Haupt- und Residenzstadt Mitau, Würzau und Schwehthof, bevorzugte. Nachdem auch er die Abdankungsurkunde unterzeichnet hatte und außer-

Landes gegangen war, schenkte die Kaiserin Katharina II. die Ruhenthalschen Güter dem Generalleutnant Grafen Valerian Subow, nach dessen Tod sie an den General der Infanterie Fürsten Platon Subow fielen. Die beiden Subow haben zu den Verschworenen gehört, die am 23. März 1801 den Zaren Paul I. erdrosselten. Nach des Fürsten Tod erbte das Schloß seine Gattin Thekla geb. Valentinowitsch, die Tochter eines einfachen Schlachters in Litauen, die sich zum zweitenmale mit dem Hofzeremonienmeister, Kammerherrn und Ritter Grafen Andrei Petrowitsch Schuwalow verheiratete. Sie überlebte auch ihren zweiten Gatten. Es folgte im Besitz des Schlosses ihr Sohn, Graf Peter, und dann dessen Sohn, der schon erwähnte Andrei.

Seslauken und Erwahlen in Nordfurland

Nach Seslauken reiste ich, um nach dem Verbleib eines Bildes von Angelica Kauffmann zu forschen, das 1883, als im dortigen Herrenhaus befindlich, erwähnt wird. Es stellte darnach „die familie des ehemaligen Besitzers von Seslauken von Trompoffski in ganzen lebensgroßen figuren“ dar und soll in Rom gemalt worden sein. Leider war das gegenwärtige Domizil des Seslaukenschen Bildes auch an Ort und Stelle nicht zu ermitteln. Daß Christian Gottfried von Trompoffski (1786 von Kaiser Josef II. geadelt, 1797 in die Piltensche Ritterschaft aufgenommen,

1790 Untergerichtsadvokat, 1792 Oberhauptmannsgerichtsadvokat in Libau), mit seiner Familie in Rom gewesen sein sollte, ist nicht anzunehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach malte Angelica das Bild nach ihr zugesandten Miniaturen. Sie machte das ziemlich handwerksmäßig. Der Preis für ein solches Gruppenbild richtete sich nach der Zahl und Größe der Figuren. Die Porträts werden kaum sehr ähnlich gewesen sein. Ähnlich sind ja auch die von Angelica nach dem Leben gemalten Porträts nicht. Trotzdem ist der Verlust jenes Bildes für Kurland sehr zu beklagen, wenn auch nicht so sehr wie der Verlust der beiden Landschaften von Hobbema, bekanntlich nächst Ruysdael dem besten der niederländischen Landschaftsmaler, die zu derselben Seslauenschen Galerie gehörten und im Sommer 1883 in Paris für 40 000 Franks verkauft worden sind.

Im übrigen ging es mir in Seslauken zwar nicht wie Saul, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und statt dessen ein Königreich heimbrachte; jedoch fand ich statt jener Bilder andere Herrlichkeiten, z. B. eine kostbare Boule-Chiffonnière mit eingelegten Ornamenten aus Schildpatt, Perlmutter, ziselierter Bronze und Elfenbein, und eine geschmackvolle antikisierende Dose von Egyptian oder Basaltgut, jener feinen, mattschwarzen Masse, die Josiah Wedgwood, der „königliche Töpfer Englands“, bald nach Eröffnung seiner großen Fabrik Etruria im Jahre 1769 erfunden hat.

Das Herrenhaus von Seslauken ist schlicht und anspruchslos, aber sehr behaglich, der Park von geringem Umfang, aber so geschickt angelegt, daß jeder Reiz der hügeligen Wald- und Wiesenlandschaft zur Geltung kommt. Für den Winter ist sogar eine regelrechte Rodelbahn vorgesehen.

In dem nicht weit davon entfernten Schloß Erwahlten ist von Kunstschätzen gegenwärtig nicht viel vorhanden. Beachtenswert ist aber ein großer Karton für ein Altar-

gemälde „Christi Himmelfahrt“ von Karl Ludwig Adolf Ehrhardt, signiert: Dresden 1863, den 14. November. Er kam 1838 von Düsseldorf, wo er unter Schadow gearbeitet hatte, zusammen mit seinem dorthin berufenen Lehrer Bendemann nach Dresden und wurde hier 1846 Professor an der Kunstakademie. 1899 ist er in Wolfenbüttel gestorben. Die frühere Besitzerin von Erwahlen, Emilie von der Osten-Sacken, ist in Dresden seine Schülerin gewesen.

Die Lage des Schlosses an dem einen Ende des sieben Werst langen Sees ist eigenartig. Es steht nicht diesem zugekehrt, sondern parallel zu ihm und etwas hinausgerückt. Tritt man auf die Terrasse, so hat man rechts eine hohe Waldwand; das eigentliche Massiv und den Hintergrund von ihr bilden alte, mächtige Eichen und Buchen, davor stehen einige Silberweiden, Rotbuchen und Tannen. Um den See zu sehen, muß man sich nach links wenden: da liegt er in seinem kühlen Blau, ein frischer Wind streicht darüber hin und ruft ein leichtes Gekräusel hervor, und die Sonnenstrahlen tanzen auf der Fläche mit silbernen Füßchen. Der Park zieht sich im Anschluß an das Schloß an dem einen Ufer hin; der Weg nähert sich bald dem See, bald entfernt er sich; so sieht man bald ein großes Stück der Fläche und des jenseitigen flachen, mit Wiesen bedeckten Ufers vor sich, bald nur zwischen den dicken oder schlanken Stämmen hindurch kleinere, aber immer reizvolle Ausschnitte.

Schloß Postenden bei Talsen

(Geschrieben im Sommer 1917)

Ende des 17. Jahrhunderts war George Hahn Besitzer von Postenden. Da er sich in mißlichen Vermögensverhältnissen befand, sann er unablässig auf Mittel und Wege, aus seinen Schulden und Verlegenheiten herauszukommen, und da fiel ihm eine alte Familienüberlieferung ein, daß irgendwo in seinem Wohnhaus oder in der Nähe ein Schatz vergraben oder versteckt sein sollte. Im Traum erschien ihm eine Gestalt, die ihm die Weisung gab, an einer genau bezeichneten Stelle seines Wohnhauses eine Querwand einzuschlagen und dort nach einem Schatz zu suchen. George Hahn machte sich ein Gewissen daraus, daß er sich dem Banne der Traumerrscheinung nicht entziehen und dem Zwange, an jener Stelle nachzugraben, nicht widerstehen konnte. Er wurde immer einsilbiger und düsterer und berief endlich den Pfarrer von Talsen, Jakob Adolphi, um ihm zu beichten. Seine Gattin lauschte im Nebenzimmer. Ehe das Gespräch beendet war, ließ sie an der Stelle, die sie soeben aus dem Geständnis ihres Mannes erfahren hatte, die Querwand einschlagen und fand da eine große Menge von Gold- und Silbermünzen und Kleinodien. Gerade als ihr Gatte und der Pfarrer die Stube verließen, trat sie ihnen mit ihrem Fund entgegen. Es gehörte dazu u. a. eine goldene Kette von elf bis zwölf Fuß Länge und der Stärke einer gewöhnlichen eisernen Halfterkette und ein Ring mit einem kostbaren funkelnden Edelstein. Diese beiden Schmucksachen wurden zu einem unveräußerlichen Fideikommiß der Familie bestimmt, alles übrige aber mit Ausnahme eines noch jetzt in Postenden vorhandenen großen silbernen Löffels mit langem Stiel zu

Geld gemacht. George Hahn konnte nun nicht nur seine Schulden bezahlen, sondern auch das Gut durch Neuerwerbungen vergrößern.

Das muß in dem Zeitraum 1696 bis 98 geschehen sein. Ein Jahrhundert und über ein Jahrzehnt vergingen, da war Kurland von den Franzosen okkupiert. Die französische Intendantur erfuhr von der goldenen Majoratskette und forderte sie ein. Damals wurde Theodor von Hahn Besitzer von Postenden, der am 12. Mai 1812 Henriette von der Pahlen, eine Tochter des Generalgouverneurs Peter von der Pahlen auf Eckau, geheiratet hat. Er hatte den feinen Gedanken, bei jedem erfreulichen Familienereignis ein Armband zu stiften; eins wurde ans andere gereiht; das letzte, das neunzehnte, stiftete er bei seiner goldenen Hochzeit im Jahre 1862; es schloß Anfang und Ende der Reihe zu einer neuen prächtigen Majoratskette zusammen. Sie ist jetzt noch in Postenden vorhanden; sie liegt zusammen mit einer von Theodor von Hahn verfaßten und eigenhändig unterzeichneten Denkschrift in einem kunstvoll verzierten Kasten.

Der Gold- und Silberschatz von Postenden enthält auch noch andere merkwürdige Kostbarkeiten: zwei silberne Salzfüßer mit den Löffeln von 1755, ferner eine silberne Kaffeekanne mit einem Türkenkopf, die Graf Peter Pahlen bei der Erstürmung von Otschakow 1788 erbeutet hat, usw.

Während diese Herrlichkeiten selbstverständlich unter Schloß und Riegel liegen, können die übrigen Kunstschätze des Schlosses von jedem Besucher beaugenscheinigt werden. Sie stammen allergrößtenteils aus Italien und sind von Theodor von Hahn — gewiß unter unendlichen Schwierigkeiten — hierher gebracht worden. Nur einige der hervorragendsten Stücke seien herausgehoben: ein kolossales „Taufbecken“ aus jenem kostbaren gelben Marmor, der Giallo antico genannt wird, zu dem nur noch ein Gegenstück im Vatikan existieren soll; eine ganz wundervolle alabasterne Ampel und zwei ebenso schöne große ala-

basterne Vasen — die Reliefs stellen bei der einen die Opferung Iphigeniens, bei der anderen einen Bacchantenzug dar; — zwei wuchtige etruskische Vasen von schwarzem Marmor; noch mehrere andere Schalen und Vasen aus Alabaster und verschiedenfarbigem Marmor; ein Kamin mit weißer Marmorumkleidung — auf dem Gesims stehen zierliche Säulen und Vasen; endlich Reste eines tempelähnlichen Aufsatzes mit den Figuren des Zeus, Apollo, der neun Musen, der Flora und des Pegasus; zwölf kleine Büsten römischer Kaiser; ein Marmortisch mit Mosaik-einlagen, die antike und neuere römische Bauten darstellen. Dazwischen zerstreut stehen altmeißener Porzellanfigürchen und allerlei reizende Nippes. An den Wänden hängen prächtige Stiche: Raffaels Malereien aus den vatikanischen Stanzen, gestochen von Giovanni Volpato und Raffaello Morghen, ferner viele andere schöne Stiche des letzteren, wie die Madonna della Sedia und die Verklärung von Raffael, das Abendmahl von Lionardo da Vinci, Aurora von Guido Reni, die Jagd der Diana von Domenichino, Tanz der Jahreszeiten von Poussin, ferner Raffaels Malereien aus der Villa Farnesina in farbigen Reproduktionen, weiter Stiche von Smelln nach Claude Lorrain, Poussin und Philipp und George Hackert, natürlich auch mehrere jener zartgetönten englischen Kupferstiche, die in Deutschland so selten und gesucht und in Kurland verhältnismäßig häufig, aber nicht feil sind.

Ein Kunstwerk habe ich vergeblich gesucht, eine Marmorstatue von Thorwaldsen, die dieser am 20. August 1809 in Rom im Verlaufe eines Jahres für 800 Scudi Theodor von Hahn zu liefern sich kontraktlich verpflichtet hatte. Die Statue sollte sechs Palmen (Handbreiten) hoch werden und einen Amor darstellen, der einen Schmetterling an den Flügeln festhält, um ihn mit einem Pfeil zu verwunden. Die Statue ist fertig geworden und hat dem Künstler hohe Anerkennung gebracht. Wo sie jetzt steckt ließ sich vorerst nicht ermitteln.

Dagegen machte ich in einem der auf einem Tischchen ausliegenden Stammbücher eine kleine nette Entdeckung. Es hat einem Adolf Georg Wilhelm von Hahn gehört und enthält hauptsächlich Einträge aus Göttingen und Leipzig von 1768. Mit dem Datum: „Leipzig, den 7. April 1768“ fand ich nun darin folgenden Eintrag: „Nur die dürfen Ansprüche auf unsere Freundschaft und Hochachtung machen, die wie Sie, liebster Freund, die Vorzüge eines edelen Charakters besitzen. J. G. von Olderogge aus Riga in Liefland.“ Johann Georg von Olderogge gehört wie sein Bruder Heinrich Wilhelm zu den Einländern, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ unter seinen Leipziger Tischgenossen im Hause des Weinhändlers Schönkopf nennt. Die Brüder Olderogge haben später Ende Oktober 1768 Goethe in Frankfurt besucht.

* * *

Das Schloß ist groß und stattlich, das den Haupteingang betonende vornehm-ruhige Risalit mit seinem hohen Dreiecksgiebel weithin sichtbar. An den kurischen Schlössern kann man lernen, was Ausdruckskultur ist. Das Gut Postenden ist eins der größten in Kurland, es umfaßt zirka 39 000 Morgen; dem entspricht es, daß das Herrenhaus von großen Dimensionen ist und die Augen auf sich zieht. Es kommt in Kurland nur selten vor, daß die Größe eines Schlosses zur Ausdehnung des Gutes im Mißverhältnis steht. Man will eben nicht mehr scheinen, als man ist. Und man begehrt auch nicht mehr zu haben, als man hat. Ein weiterer Vorzug der kurischen Edelsitze ist der, daß sie in die Landschaft hineinkomponiert sind und mit ihr zusammenklingen. Vor dem Schloß Postenden dehnt sich eine weite, weite Wiesenfläche aus. Ein einstöckiges, niedriges, breit davor hingelagertes Gebäude wäre nicht am Platz gewesen. Es würde in den Boden hineingedrückt erscheinen, in sich zusammengesunken wie ein sitzengebliebener Pfannkuchen. Umgekehrt wird man selten

ein Schloßgebäude mit vorherrschender Vertikale in kuppertem Terrain oder in nächster Nähe von Wald und Teichen und Wasserläufen finden. Es sind die einfachen Regeln des guten Geschmacks, gegen die so oft aus blödem Schematismus und parvenumäßiger Prozigkeit gesündigt wird, die aber von den Erbauern der kurischen Schlösser fast immer unbewußt befolgt worden sind.

Am späten Nachmittag saß ich in dem Vorraum des Mittelbaues und schaute zwischen zweien der kolossalen weißen Säulen ins weite sonnenbeschienene Land. In einiger Entfernung waren Knechte und Mägde mit der Heuernte beschäftigt. Die Knechte spießten die mächtigen Heubündel auf, hoben sie in kräftigem Schwung empor und trugen sie dem Wagen zu, wo sie hurtig verstaute wurden. Die Mägde, deren helle Kopftücher herüberleuchteten, reichten das liegengebliebene Heu neu zusammen. Das waren alles so schöne und würdige Bewegungen, wie sie der Bauernarbeit eigen und der Fabrikarbeit fremd sind. Dahinter stand schweigend der Wald, und am Horizont zogen sich sanftgeschwungene blaue Höhenzüge hin. Nach allen Seiten freie Natur, von den Menschen nur ein bißchen diszipliniert und zur Mitarbeit eingeladen, aber nicht vergewaltigt, auch nicht von Schienensträngen durchquert und von Eisenbahnzügen durchrasselt und von Fabriken mit Lärm und Gestank erfüllt, vor allem auch nicht durch Gräben und Drahtverhaue und Granattrichter geschändet. Sonnig freundlich und kindlich dankbar blickt einen die Landschaft darob an. Man müßte ein Herz von Stein haben, wollte man sie nicht lieb gewinnen.

Schloß Grünhof und seine Bibliothek

(Geschrieben im Sommer 1917)

Schloß Grünhof liegt, wie die meisten furländischen Rittergüter, weit abseits von der großen Heeresstraße, dem Lärm und Menschengewühl entrückt. 10 Kilometer sind es bis zur nächsten Bahnstation Friedrichshof. „Kein Hauch der aufgeregten Zeit drang je in diese Einsamkeit“ — denkt man. Am ruhevollsten ist die Bank hinter dem Schloß am Rand des Parkes, von der sich ein Durchblick auf die Kirche, das Pastorat und die Windmühle bietet. Es tut dem Auge so wohl, über den sattgrünen, mit goldenen Blumensternen durchwirkten Rasenteppich zu gleiten, der nach einer flachen Mulde zu mählich sich senkt und jenseits eines Bächleins wieder sanft ansteigt. Und es tut dem Auge so wohl, die Gruppen vollbelaubter Bäume zu streicheln, die als letzte Ausläufer des Parks zu beiden Seiten des Durchblicks stehen, bald kulissenartig sich vorschubend, bald zurücktretend. Leider fehlen der Windmühle am Horizont zwei von ihren vier Flügeln; regungslos und untätig steht sie daher da, trotz der belebend frischen Brise, die weht, traurig und verschüchtert wie ein großer Vogel, dem man die schönsten Schwanzfedern ausgezupft hat. Ja, ganz spurlos ist doch auch hier der Krieg nicht vorübergegangen! — Immer neue Schönheiten entdeckt man, wenn man im Park sich ergeht. Hier der See, auf dem die Sonnenstrahlen glitzern und an dessen Ufern das Schilf flüstert und höher hinauf blauer und weißer Flieder und noch höher hinauf die Kastanien blühen. Dort ein Wasserlauf mit einem einfach-zierlichen Brückchen darüber; die Tannenzweige senken sich bis zu den dunklen Fluten, die langsam darunter hinfließen; ein paar blau-

glänzende Fliegen stehen wie erstarrt über dem Wasserspiegel. Da ein Hain von weißstämmigen, geselligen Birken. Da eine lauschige Waldwiese — steht da nicht das Pfefferkuchenhäuschen? Im Winkel eine alte knorrige einsame Eiche — treten nicht Hänsel und Gretel hinter dem Stamm hervor? Und dort schimmern gar zwei marmorne Griechengötter auf wuchtigen Postamenten. Wir treten näher. Moos wächst auf den Häuptern von Merkur und Aeskulap und in den tiefen Falten ihrer Gewänder! —

Es kommt einem so vor, als habe sich die Natur hier völlig frei entwickelt, und als könnten in dem weißen Schloß dort drüben immer nur stille, sanfte und gütige Menschen gehaust haben, die mit Wald und Wasser und Wiese auf Du und Du standen und schöngeistige Interessen pflegten. Und doch ist auch das idyllische Grünhof ein Stück Geschichte und hat wechselvolle Schicksale gehabt. Auch hier haben eherne Schritte gedröhnt und herrische Rufe geklungen¹⁾. Grünhof taucht schon im Anfang des 14. Jahrhunderts auf und zwar als einer der von deutschen Landsknechten verwalteten Amtshöfe des Ordensschlosses Mitau. 1562 wurde es mit den anderen landwirtschaftlichen Betrieben des Ordens in Kurland und Semgallen herzogliche Domäne. 1566 überwies Herzog Gotthard Kettler Grünhof seiner Gemahlin Anna von Mecklenburg zum Leibgeding. Es war ein herrlicher Besitz; 156 größere und kleinere Gesinde gehörten dazu, und auf rund 2000 Mark Rigisch wurde der Reinertrag des Gutes berechnet. Das Wohngebäude wird 1698 als ein großes, von einem schlechten Zaun umgebenes Holzhaus bezeichnet, dessen Dach zum größeren Teil mit Pfannen, zum kleineren mit Langstroh bedeckt war. Damals wurde das Gut der Witwe des Herzogs Friedrich Kasimir, Elisabeth Sophie von Brandenburg, der Tochter des Großen Kur-

¹⁾ Vgl. zum folgenden: Kalender der Deutschen Vereine in Liv-, Est-, Kurland 1912, S. 59 f.

fürsten, zur Nugnießung überwiesen. Zu den Zeiten des letzten Herzogs, des Herzogs Peter Biron, bildete Grünhof einschließlicly mehrerer anderer Höfe eine der herzoglichen Oekonomien, die der Herzog zur größten Unzufriedenheit seines Adels nicht verpachtete (in Arrende gab, sagt man in Kurland), sondern durch Disponenten und Oberamtsleute für sich verwalten ließ. Das Wohnhaus, das jezige Schloß, ließ er als ein Jagdhaus zu seiner persönlichen Benutzung erbauen. Kaiser Paul I. von Rußland schenkte am 20. September 1800 Grünhof mit vier anderen Höfen dem Herzog Alexander von Württemberg, kaiserlich russischem General der Kavallerie. Dieser hat in Grünhof gewohnt und ist 1805 in die Kurländisch-Piltensche Adelsmatrikel aufgenommen worden. Er hinterließ jene Güter seinen Söhnen, den Herzögen Alexander und Ernst von Württemberg. Am 22. Juni 1850 verkauften diese ihren Besitz an einen Herrn von Schöpping auf Bornsmünde und dessen Gemahlin Alexandrine, eine geborene Fürstin Lieven. In den Verkauf waren die in Grünhof vorhandenen Möbel mit Ausnahme der württembergischen Familienporträts, einer großen Vase und eines die Kreuzabnahme darstellenden Ölgemäldes eingeschlossen. Die neuen Besitzer haben das Schloß innerlich und äußerlich mehrfach umgebaut und verschönt. Alexandrine Schöpping heiratete nach dem Tod ihres ersten Gemahls einen Grafen Medem und starb einige Jahre vor Ausbruch des Krieges.

Die Bibliothek, die die Gräfin zusammengebracht hat, befindet sich jezt noch in Grünhof. Sie spiegelt die gezeiegene Bildung, den feinen Geschmack und die Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit ihrer Interessen deutlich wieder. Man staunt, wie sie bei der Abgelegenheit ihres Wohnsitzes und bei der Entfernung von den Zentren des deutschen Verlagsbuchhandels in diesem Maße sich hat auf dem laufenden halten und so glücklich aus den Neuerscheinungen auswählen können. Die in drei Sälen untergebrachte Bibliothek zerfällt in folgende Abteilungen: Theologie (mit der Unter-

abteilung Bibel und Bibelerklärung); Memoiren, Briefwechsel, Biographien; Geschichte, und zwar allgemeine deutsche, besonders preußische, baltische, russische und sonstige ausländische; moderne Belletristik; Kunst; Geographie- und Reisewerke; Naturgeschichte und Medizin. Der Abteilung Theologie hat die Frömmigkeitsrichtung der Gräfin den Stempel aufgedrückt. Auffällig reich sind Bettey, Funcke, Frommel, Hilty, Keller, Spurgeon vertreten. Doch fanden sich z. B. auch einige Luther-Originaldrucke. Die weithin berühmte Bibelsammlung enthält u. a. folgende Kostbarkeiten: von der vorlutherischen deutschen Bibel die neunte mit den prachtvollen großen, von Michel Wohlgemuth gezeichneten und von Pleydenwurff geschnittenen Holzschnitten (Nürnberg, Anton Koburger 1483; Hain 3137, Proctor 2028), von den Lutherbibeln das Septembertestament von 1522 in der 1883 bei Grote in Berlin erschienenen phototypischen Nachbildung und von der ersten Wittenberger Gesamtbibel von 1534 Propheten, Apokryphen und Neues Testament (Weimarer Lutherausgabe, Bibel 2, 547 f.). Ferner die Bibelausgaben Wittenberg 1551, Nürnberg 1545, Jena 1564, Frankfurt am Main 1582 und die niederdeutschen Lübeck 1532 und Magdeburg 1578. Ferner drei verschiedene Sternbibeln und drei verschiedene Kurfürstenbibeln, die Wandsbecker Polyglotte 1710—12 in drei Bänden, die interessante in mystischem Interesse herausgegebene Berlenburger Bibel 1726—42 in acht Bänden, mehrere holländische, französische und englische Bibeln und ein chinesisches Neues Testament, Bilderbibeln und biblische Illustrationswerke von Hans Sebald Beham, Tobias und Christoph Stimmer, Matthäus Merian, Konrad Buno, Melchior Küßel, Johann Jakob Scheuchzer, Philipp Andreas Kilian, Johann Ulrich Kraus.

Größten Respekt flößen die Abteilungen Memoiren und Geschichte ein. Hier begegnen uns die bedeutendsten Werke von Droysen, Ranke, Schieman, Sybel, Treitschke; sogar ein vollständiges Exemplar von Ondens Allgemeiner Ge-

schichte in Einzeldarstellungen ist vorhanden. In der älteren deutschen, französischen und englischen Literatur bemerkt man die köstlichsten Klassikerausgaben in den alten vornehmen goldverzierten Lederbänden, in der deutschen Literatur außerdem eine kleine entzückende Sammlung älterer Taschenbücher und Almanachs. Einen besonderen Wert haben die Abteilungen baltische Geschichte und baltische Literatur, da hier offenbar Vollständigkeit angestrebt und zum Teil wohl auch erreicht worden ist.

Schloß und Pastorat Neu-Auz

(Geschrieben im Sommer 1917)

Es ist nur ein halbstündiger Weg durch Wald und Wiese vom Schloß zum Pastorat. Von jeher herrschte freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Heimstätten. Jetzt flattert das eine Ende des Bandes haltlos in der Luft, das Pastorat ist verödet, der brave mutige Pastor teilt in Sibirien das Schicksal so vieler anderer kurländischer Amtsbrüder.

In das Pastorat selbst bin ich nicht eingetreten. Aber in dem kleinen englischen Park durfte ich mich ergehen. Das Neu-Auz'sche Pastorat hat eine geschichtliche Weihe und Bedeutung dadurch erhalten, daß August Bielenstein, der bedeutendste Kenner und Erforscher der lettischen Sprache und des lettischen Volkstums, von 1852—67 hier gewaltet hat. Er folgte im Amt seinem Vater, der von 1827 hier tätig gewesen ist. Mit das Erste, was der Vater Bielenstein unternahm, war die Anlage eines Obst-

Gemüse- und Blumengartens und des kleinen Parks, in dem ich mich jetzt befand. Er ist arg verwildert. Merkwürdig, wie schnell und üppig Unkraut aufschießt, wenn ihm nicht gewehrt wird. Ein Weg ist ganz zugewachsen und unpasseierbar. Am Rand des Parks ist der „Seebach“ zu einem geräumigen Badebecken angestaut und stürzt dann über einen Steindamm rauschend und schäumend weiter. Eine Bank steht am Wasserfall, auf der man jetzt seinen melancholischen Gedanken nachhängen kann. Kinderjubil, lebhaft Dispute, zärtliche Worte mag früher der Park gehört haben. Kinderjubil beim Baden und Spielen, beim Fisch- und Krebsfang. Es wurde mir erzählt, daß der Bach so krebsreich gewesen wäre, daß die Köchin nur einen blanken Messingkessel hineinzustellen brauchte, um ihn nach kurzer Zeit gefüllt mit den wohl-schmeckenden Tieren, die der Metallglanz anlockte, herauszuheben. Lebhaft Dispute, wenn ein Amtsbruder aus der Nähe erschienen war, der eine andere theologische Schulmeinung vertrat, oder ein Dorpater Student auf Ferienbesuch da war, der die dort empfangene Weisheit selbstbewußt reproduzierte. Zärtliche Worte, wenn ein junges oder ein älteres, jung gebliebenes Liebespaar zwischen den blühenden, duftenden Rosen- und Jasminhecken einherging. Das alles ist nicht völlig verloren, der Park hat es gehört und eingeschluckt und wird es einst wiedergeben wie Münchhausens Posthorn die eingefrorenen Märsche und Lieder. Einst, wenn wieder Friede im Lande, wenn das Unkraut ausgerottet ist, wenn wieder Kinder hier Haschen und Verstecken spielen.

Es wurde mir die Stelle gezeigt, wo noch kurz vor dem Krieg der alte mächtige Apfelbaum „Dorothea“ gestanden hat. Gleich über dem Erdboden teilte er sich in drei dicke Äste. Die spätere (letzte) Herzogin von Kurland soll als junges Ding mit Vorliebe auf diesem Baume gefessen haben, wenn sie von Alt-Auz herüberkam, um die befreundete Familie von Ruthenberg im Schloß Alt-Auz

und besonders Sophie Becker, die Pastorstochter, zu besuchen. Eine andere Erinnerung an Dorothea bietet sich dar auf halbem Weg zwischen Schloß und Pastorat am Waldrand, eine Laube von eng zusammengepflanzten alten Linden. Hier sollen Dorothea und ihre Schwester Elisa und ihre gemeinsame Freundin Sophie oft zusammengetroffen sein, oft zusammen geschwärmt haben. Wenn wieder Friede im Land ist, wenn der alte freundnachbarliche Verkehr zwischen Schloß und Pastorat wiederhergestellt ist, dann soll hier ein Denkstein errichtet werden.

Noch mehr Verbindungsfäden führen aus dem Schloß in die große Welt hinaus, in die Kunst-, Literatur- und Gelehrten Geschichte. Wer hier einregnet oder einwintert, dem braucht vor Langerweile nicht bange zu werden. Er zieht sich in die Bibliothek zurück und vertieft sich in die Bücher und Kupferwerke, während der Sturm den Regen an die Fensterscheiben peitscht oder die Schneeflocken umherwirbeln. Ich fand bei flüchtiger Durchsicht die folgenden Kleinodien: die Originalausgaben „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder, ein Trauerspiel mit Chören von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1803“, und „Wilhelm Tell, Schauspiel von Schiller zum Neujahrsgeſchenk auf 1805. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1804“, Erstausgaben von Don Carlos (Leipzig, Göschen 1804) und von der Jungfrau von Orleans (Berlin, Unger 1804) und von den Leiden des jungen Werthers (Leipzig, Göschen 1787). Dazu kommen die schönsten alten Gesamtausgaben unserer Klassiker. Man merkt es den Bänden an, daß sie nicht nur dekorativ im Bücherschrank gestanden haben, sondern auch gelesen worden sind — Julius Eckard schreibt einmal von den kurischen Gutshöfen: „Der Kultus unserer großen Dichter und Denker ward dort mit einer Wärme und Innigkeit getrieben, die aus dem Gefühle entspringt, daß das Leben ohne die Gaben dieser Unsterblichen nur ein halbes wäre.“ Schon erwähnt wurden ferner die wunder-

vollen Kupferwerke: das 1790 von Johann Friedrich Bertuch von Weimar begonnene „Bilderbuch für Kinder“, das in 12 stattlichen Quartbänden mit 1185 kolorierten Kupfertafeln erschien, eins der ersten Unternehmungen des von dem rührigen Bertuch gegründeten Industriekontors, durch das er die wichtigsten Erzeugnisse der vaterländischen Industrie im Ausland vertreiben wollte, dessen Tätigkeit er aber alsbald auf den Verlagsbuchhandel beschränken mußte. Weiter ein altes, gewiß höchst seltenes russisches Trachtenbuch. Endlich eine Reihe der prächtigsten französischen Kupferwerke des 18. Jahrhunderts mit graziösen Dignetten und zum Teil kolorierten Tafeln von echt französischer Sinnenfreude: Lafontaines Fabeln mit den Illustrationen von Jean Baptiste Oudry, von demselben: Les Amours de Psyché et de Cupidon, die Werke des bekannten französischen Dichters und Kritikers Boileau-Despreaux, Ovids Metamorphosen lateinisch und französisch, Miltons Verlorenes Paradies englisch und französisch u. a. m. Hat man sich daran sattgesehen, so kann man in den Mappen mit Stichen, Radierungen und Lithographien blättern: ideale Landschaften, meist nach Poussin und Claude Lorrain, aber auch vorzügliche Wirklichkeitsbilder, Porträts berühmter Zeitgenossen, politisch-satirische Darstellungen und Karikaturen usw. bilden den Inhalt.

Die wertvollsten Kunstschätze des Schlosses sind zum Teil noch sorglich geborgen und schwer zugänglich, nämlich die Marmorbüsten aus Thorwaldsens römischem Atelier, die ein Ahnherr des jetzigen Schlossherrn, Theodor von der Ropp, Ende des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts aus Italien ins Baltland gebracht hat, und die Ölgemälde. Von letzteren seien nur folgende namhaft gemacht: ein lebens- und farbensprühendes Bild der dritten Tochter der Herzogin Dorothea, der am 24. Juni 1783 geborenen Johanna, der späteren Herzogin von Acerenza, als blutjunges Mädchen, von Joseph Grassi. Die Prinzessin ist dargestellt mit Weinlaub im Haar, das Tamburin schwingend.

Das Bild entspricht der Beschreibung, die eine Freundin aus etwas späterer Zeit von ihr gibt: „Ihr charakteristisches Merkmal war brandrotes Haar, das in dicken Locken um ihr kleines blägliches Gesicht hing, dazu große dunkle Augen, der feine kurische Mund, vortreffliche Zähne, ein zierlicher Körper, wunderschön gebildete Hände und Füße — das alles machte sie für Männer und Frauen höchst anziehend.“
 ferner ein vortreffliches Porträt eines Barons von Mengden von Tischbein. Es ist ein bildschöner junger Mann mit kastanienbraunem Lockenhaar, gesunden Farben, gewinnendem Gesichtsausdruck, freiem Hals, Umlegefragen und Spitzenjabot, wie der junge Schiller dargestellt wird, ein Notenblatt in der Hand haltend. Endlich zwei flott gemalte heroische Landschaften nach Poussin von dem durch seine Beziehungen zu Goethe und Schiller bekannten Karl Ludwig Kaaz.

Wenn wieder Friede im Land ist, dann werden die Büsten auf den jetzt kopflos dastehenden Sockeln im Kuppelsaal des Schlosses wieder aufgestellt werden, dann werden die freudvollen Bilder wieder die jetzt leeren Wände schmücken. Vorderhand muß man sich begnügen mit dem freilich auch schon köstlichen Ausblick auf die weite Terrasse, die nach rechts und links abbiegenden, sämftiglich in den Park hinabführenden Freitreppen, auf den kleinen See, die Blumenbeete und Rasenflächen und die von Kraft und Gesundheit prangenden Bäume, die mit feinstem vorahnenden Geschmaç zu Gruppen vereinigt sind. Wenn wieder Friede im Land ist, dann werden auch statt der feldgrauen Gäste, die während des Krieges im Schloß die freundlichste Aufnahme fanden und unvergeßlich schöne Tage dort erleben durften, die einheimischen Verwandten und Freunde sich wieder einstellen. Freilich wird manche Lücke offenbleiben, manche Wunde noch lange bluten, manche Klage sich immer wieder regen, die alte überschäumende naive kurische Lebenslust vielleicht nie wieder zurückkehren und die tollende Prinzessin-Bacchantin an der Wand ein wehmütiger Grug

aus der Vergangenheit bleiben — aber die Menschen werden durch die leidvollen Erlebnisse, durch die Sorgen und Ängste und Verluste innerlich reifer geworden sein und nur noch treuer zusammenhalten.

Schloß und Kirche Amboten

(Geschrieben im Sommer 1917)

Eine Hügellandschaft mit schmeichlerisch weichen Formen, mit viel Wald und Wiese und wenig Feld, mit vielen kleinen blaublinkenden Teichen und vielen, scheinbar ganz unmotiviert sich schlängelnden Bächen. Im allgemeinen fühlt man sich nach Thüringen versetzt. Aber dort gibt es nicht diesen buntgemischten, an Abwechslung und Überraschungen reichen, dichten Wald, dort gibt es nicht diese unbeschreiblich anmutig schön gerundeten Baumgruppen, diese Prachteremplare einzelner freistehender, alter, knorriger Eichen und Kiefern. Das findet man eher im Böhmerwald. Und in Thüringen sind auch die Wiesen nicht von solcher Üppigkeit und Blumenpracht, von solch intensiver goldgrüner Leuchtkraft. Sie erinnern wieder mehr an das Appenzeller Land. Aber warum überhaupt vergleichen? Es ist eben das Gottesländchen, die „Kurische Schweiz“!

Aus einem weiten Talkessel erheben sich einige mäßige Anhöhen; eine von ihnen trägt das Schloß Amboten. Der Name kommt vom lettischen embuti (wilde Rose.) Noch jetzt findet man allenthalben am Waldes- und Wegerand wilde Rosenbüsche. Und gerade jetzt blühen sie über und über, rosa und weiß, und duften so rein und zart, so herb

und süß zugleich! Der letzte Anstieg zum Schloß ist so steil, daß man nur hinaufsteigen, nicht hinauffahren kann. Die „Einiendroschke“ — jenes köstliche altkurlische Vehikel mit einer — manchmal gepolsterten — Bank in der Mitte, auf der der Kutscher und hinter ihm ein oder zwei Passagiere rittlings sitzen — muß „am Fuße des Berges“ oder „auf halber Höhe“ halten. Ist man „oben“, so sieht man links die Reste eines alten kolossalen Turmes, der in sich zusammengestürzt ist. Der stammt gewiß noch aus der Zeit der ersten Anlage der Burg vor der Mitte des 13. Jahrhunderts. Sie soll nämlich vom Ordensmeister Diedrich von Gröningen gleich nach der Erbauung der Burg Goldingen gegründet worden sein. Kaum war sie vollendet, als im Jahre 1247 König Mentog von Litauen im Bund mit den heidnischen Kuren sie zu brechen beschloß und sich mit angeblich 30 000 Mann zur Belagerung anschickte. Es gelang aber der Besatzung, dem in der ferne weilenden Ordensmeister Kunde von der drohenden Gefahr zu geben. In Eilmärschen zog Meister Diedrich heran, griff den Feind im Rücken an und trieb ihn nach kurzem Handgemenge zurück, dahin, woher er gekommen. 500 Tote deckten die Wahlstatt. — Links vom Eingang liegt das Herrenhaus, das, wie die dicken Mauern und die verzwickte Bauart beweisen, aus den alten Fundamenten und Grundmauern herausgewachsen ist. Erst haben Kettlers, dann lange Mirbachs auf Amboten gehaust. 1846 ging der Besitz durch Verkauf an einen Osten-Sacken über. Die jetzige Besitzerin ist eine Baronin Hahn. — Im Innern des Schlosses ist manches Interessante zu finden: Aquarelle aus Argentinien und Porträts von Mitgliedern der spanischen Königsfamilie, die der geniale Goya 1778 nach Gemälden von Velasquez radiert hat. Ferner ein altes Spinett mit einem dünnen, heiseren Stimmchen und eine feingeschwungene Rokoko-Kommode mit reichem Messingbeschlag und der Aufschrift: Dieu benit le contenu. Was mag darin aufbewahrt worden sein? Ich meine, feine weiße Babywäsche.

— Man kann auch auf den Boden hinaufsteigen, obgleich die Aussicht begrenzt bleibt. Da steht ein Ungetüm von Bettzeugkasten, eins von der Art, wie sie der alte Gramsdensche Drachenfels in seinen Jugenderinnerungen beschrieben hat: „Einige derselben waren so hoch, daß ein Mensch von mittlerer Größe kaum anreichen konnte, um den Deckel aufzuschließen.“ Ferner ein ähnliches Ungetüm von Reisekoffer; er ist mit eisernen Bändern und Ecken beschlagen und war einmal mit Seehundsfell bezogen — war einmal, denn Ratten und Mäuse haben das Seehundsfell größtenteils aufgefressen.

Vom Nachbarhügel grüßt die Kirche ins Land hinein. Den Schlüssel muß man sich im Pastorat holen und herschleppen. Er ist so groß und schwer, daß man damit selbst in einen Stahlhelm ein paar Beulen schlagen könnte. Der Boden des Kirchenschiffs besteht aus roten Ziegelsteinen und ist von der letzten Konfirmation her mit kleingeschnittenem Grünzeug bestreut. Auffällig sind die beiden mächtigen gläsernen Kronleuchter, die von der Decke herabhängen. Auf üppige Beleuchtung scheint das dortige Lettenvolk überhaupt etwas zu geben; in den Fenstern stehen auch noch hohe dreieckige Gestelle, mit Kerzenhaltern besetzt. Es muß für die Gemeinde und für die draußen Vorübergehenden ein feierlicher Anblick sein, wenn bei den Abend- und Morgengottesdiensten in weihnachtlicher Zeit die vielen Lichtlein „in aufsteigender und absteigender Linie“ in die hereingebrochene oder in die entweichende Nacht hinausflackern. Der Altar ist geschmacklos restauriert, aber die Kanzel ist unverfehrt geblieben. Auf dem Portal über dem Kanzelaufgang liest man: Anno 1684, den 1. Advent. Aus derselben Zeit mag die Bemalung der Orgelempore stammen. Man erkennt noch Isaaks Opferung sowie Moses im feuerroten Gewand, wie er auf dem Gipfel des umzäunten Sinaiberges aus einer mit dem hebräischen Gottesnamen gezeichneten Wolke die Gesetzstafeln empfängt. Die Malerei auf den zwei korrespon-

dierenden Füllungen ist leider nicht mehr vorhanden. Vor allem aber zieht das Denkmal an der rechten Längswand des Kirchenschiffs die Blicke auf sich. Den Mittelpunkt bildet eine Büste, die auf dem Vordertheil eines Sarkophags steht. Die lateinische Inschrift belehrt uns, daß dieses Denkmal einem Herrn Karl Bagge of Boo zu Ehren errichtet ist, der am 25. Dezember 1671 das Licht der Welt erblickt hat und am 18. Juni 1747 im nahen Schloß Diensdorf gestorben ist. (Dort ist auch noch ein Ölporträt von ihm vorhanden.) Das darunter angebrachte Wappen zeigt einen schwarzen Bären in goldenem Feld und auf dem Helm zwei schwarze Bärenklauen. Dieses Wappen hat der berühmte Urgroßvater Karl Bagges, der schwedische Admiral Jakob Bagge, erhalten, als er im Jahr 1555 von König Gustav I. geadelt wurde. Als er am 15. Mai 1563 in der Schlacht bei Bornholm den dänischen Reichsmarschall Otto Krumpke und den dänischen Admiral Jakob Brockenhusen gefangengenommen und zugleich drei dänische Kriegsschiffe erbeutet hatte, wurde sein Wappen mit drei roten Kartätschenkugeln in weißem Feld unterhalb des Bären und mit drei dänischen Orlogslaggen auf dem Helm bereichert. — Über unseren Karl Bagge war aus den genealogischen Tabellen im Landesarchiv nur zu erfahren, daß er herzoglich sachsen-koburgischer und meiningenscher Kammerjunfer und Leutnant bei den Dragonern des Herzogs von Kurland gewesen ist. Daß er aber ein Kriegermann gewesen ist, wenn auch nicht so reich an Ruhm und Ehren wie sein Urgroßvater, der Admiral, so doch mannhaft und tatenstolz, das zeigt der merkwürdige Hintergrund, von dem sich das Denkmal an der Kirchenwand abhebt: ein buntes Durcheinander von Kanonenrohren, Flintenläufen, Säbelklingen, Hellebarden und Morgensternen. — Der alte Herr weist nun schon lange bei den himmlischen Heerscharen, aber in den letzten drei Jahren wird er manchmal zusammengefahren sein und auf die Erde hinuntergelauscht haben:

Denn mit leisem Gebrumm
Noch immer das Lied seines Lebens klingt,
Und ein Summen geht um,
Wie vom Schlägel, der über das Kalbfell springt:
Terum tum tum, terum tum tum.

Auf dem Friedhof von Mesoten

(Geschrieben im Juli 1918)

Auf der Karte von Kurland findet man nordwestlich von Bauske einen Ort Mesoten. Bis vor dem Krieg war er ohne Bahnverbindung; jetzt führt von Meiten, einer Station der Hauptlinie Schaulen—Mitau, eine von unseren Feldgrauen erbaute und bediente, bei aller Gemütlichkeit prompte Kleinbahn über Mesoten nach Bauske. Mesoten ist ein Schloß mit Park und Wirtschaftsgebäuden auf dem flacheren rechten Ufer der Na und eine Kirche und ein Pastorat auf dem bewaldeten Hügelgelände gegenüber. Die zugehörigen Gesindebaulichkeiten liegen in weitem Umkreis zerstreut. Auf der höchsten Bodenerhebung unmittelbar am Fluß, nahe dem Pastorat, hat in alten Zeiten eine Burg gestanden, auf der die Semgallen sich gegen die Litauer und anderseits mehrfach gegen die Mannen des Bischofs von Riga behauptet haben. Später wird eine Ordensburg Mesoten erwähnt; doch weiß man nicht recht, wo sie gestanden haben mag. Das gegenwärtige Schloß ließ die Staatsdame Charlotte von Lieven, der die Kaiserin Katharina II. 1795 das Gut mit Lebtagsrecht, Kaiser Paul I. 1797 zu ewigem und erblichem Eigentum ge-

schenkt hat, im italienischen Stil erbauen. Ihr Sohn Johann, ihr Enkel Paul und ihr Urenkel Anatol, der jetzige Besitzer, richteten es im Innern ein und statteten es mit herrlichen Kunstschätzen aus, die leider den Kriegswirren zum Opfer gefallen sind. Aber nicht von dem Schloß, auch nicht von dem Burgberg und den südwärts angrenzenden sanften Hügeln, auf deren Hängen Herzog Jacob einst Wein gebaut hat, und die jetzt noch „die Weinberge“ heißen, soll hier die Rede sein. Wir widerstehen auch der Versuchung, im Pastorat zu verweilen, obgleich da Vieles zum Bleiben einlädt: baltische Gastfreundschaft, der ruhevolle Blick von der hinteren Veranda in grüne Tiefen, die liebe frische Kinderschar, die mit Arbeit überhäufte und doch gelassene Frau Pastor und der in wissenschaftlicher, beruflicher und vielen anderen praktischen Beziehungen gleich rege Herr Pastor — er ist ein Sohn August Bielensteins, des berühmten ausgezeichneten Kenners der lettischen Sprache und des lettischen Volkstums, hat in Dorpat und im Anschluß daran mit einem Stipendium der Kurländischen Ritterschaft in Erlangen studiert und eine archäologische Studienreise nach Italien unternommen; der Krieg hatte ihn wirtschaftlich schwer geschädigt, aber mit seiner vielseitigen praktischen Tüchtigkeit, seiner Tatkraft und seinem Gottvertrauen hat er sich schon wieder heraus- und heraufgearbeitet — wir nehmen Abschied von der Familie und gehen der Kirche zu. Sie ist im Sommer 1915 vor den abziehenden Russen in Brand gesteckt worden, soll aber nächstens wieder notdürftig instandgesetzt werden. Dann wird auch der Friedhof gesäubert werden. Er verdient es, denn er birgt geschichtliche Erinnerungen in einer Fülle, wie man sie an einem so abgelegenen Ort nicht vermutet.

Am meisten zieht die Aufmerksamkeit auf sich das Grabdenkmal der schon erwähnten Charlotte von Eieven, die das Schloß erbaut und zum Familienerbsitz bestimmt hat. Auf einem Sockel steht eine Genie, die sich weh-

klagend über einen Sarg beugt. Charlotte von Lieven wurde 1743 als Tochter des Karl von Gaugreben, Erbherrn auf Godelstein im Fürstentum Waldeck und kaiserlich russischen Generalleutnants, geboren, vermählte sich 1766 mit dem Oberst, späteren Generalmajor, Otto Heinrich von Lieven in Kiew und siedelte nach dessen Tod 1791 nach Riga über. Zwei Jahre später wurde sie von Katharina II. als Erzieherin für die beiden Söhne des Thronfolgers — es waren dies Alexander, der auf Paul I. folgende Kaiser, und Konstantin, der spätere Vizekönig von Polen — engagiert. 1795 wurde sie von Paul I. zur Staatsdame ernannt, am 22. Februar 1799 von demselben mit ihren Kindern und Enkeln in den Grafenstand erhoben, was Nikolaus I. am 22. August 1826 mit dem Fürstendiplom überbot. 1828 ist sie gestorben. Ihre Lebensarbeit ist eng verbunden mit dem russischen Kaiserhaus, aber auch mit mehreren anderen europäischen Regentenhäusern; zu den zwei schon genannten Söhnen Pauls kamen noch zwei Söhne und sechs Töchter: Alexandra, nachmals vermählt mit dem Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn, Helene, vermählt mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, Marie, später Großherzogin von Sachsen-Weimar, Katharina, Königin von Württemberg, Anna, Königin der Niederlande. Diesen allen, wie auch dem nachmaligen Zaren Nikolaus I., ist sie eine treue und fürsorgliche Erzieherin gewesen.

Oberhalb des Denkmals der Stammutter liegen begraben ihr vierter und fünfter Sohn und deren Gemahlinnen: Fürst Christoph von Lieven, der in der Dreikaiser-schlacht bei Austerlitz als Generalleutnant unter Kutusow gekämpft hat, beim Friedensschluß von Tilsit beteiligt, 1809—11 Gesandter in Berlin, 1812—34 Botschafter in London war, bald darauf Erzieher des Thronfolgers Alexander, 1835 Mitglied des Reichsrats, 1836 Oberzeremonienmeister wurde und als Begleiter des Thronfolgers auf dessen großen Auslandsreisen 1839 in Rom

gestorben ist; seine Gemahlin Dorothea, geborene von Bendendorf, deren Salon im alten Hotel Talleyrand in Paris lange Zeit der neutrale Treffpunkt der französischen Politiker und der europäischen Diplomaten war; Fürst Johann, der 1807 und 1812—14 als Generalleutnant unter dem Generalfeldmarschall von Sacken gestanden hat und 1848 in Mitau verschieden ist; seine Gattin Marie, geborene von Anrep, vordem Hoffräulein der Kaiserin Maria Feodorowna.

Unterhalb des Grabdenkmals der Erzieherin liegen in einer Reihe zwei Kinder des zuletzt erwähnten Fürsten Johann: Fürst Paul, der den Krimkrieg mitgemacht, verschiedene hohe Ämter bekleidet hat, zuletzt Oberzeremonienmeister war und 1881 aus Gram über das Bombenattentat, dem sein kaiserlicher Herr erlag, in Teplitz gestorben ist, und Fürstin Marie, die 1904/05 Oberin des Eivländischen Freiwilligenhospitals auf dem russisch-japanischen Kriegsschauplatz in der Mandschurei war, ferner die erste Gemahlin des jetzigen Schloßherrn, eine geborene Fürstin Saltykow.

Ganz andere uns vertraute Erinnerungen erweckt ein Doppelgrab auf der anderen Seite der Kirche. Es wird überragt von einem mächtigen schwarzen, eisernen Kreuz, das von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gestiftet sein soll. Auf der einen Seite lesen wir: „W. L. C. von Hochstetter, Leutnant im 1. Westpreussischen Infanterieregiment, gestorben am 17. Oktober infolge schwerer Verwundung im Gefecht von Gräfental am 29. September 1812,“ auf der anderen: „Gustav von Massenbach, Leutnant und Adjutant im Westpreussischen Dragoner-Regiment, geblieben am 29. September 1812 im Gefecht von Gräfental“. Über dieses für die Preußen sieg-, aber auch recht verlustreiche Gefecht mag man im 24. Heft der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte (Die Teilnahme des preussischen Hilfskorps an dem Feldzug gegen Rußland im

Jahre 1812), Seite 519 ff., nachlesen. Leutnant Gustav von Massenbach war vielleicht der Sohn des Generals Friedrich von Massenbach, der damals den rechten Flügel des Gros' kommandierte. Jetzt ist an dem eisernen Geländer, das das Doppelgrab umgibt, eine Tafel befestigt mit folgender Inschrift: „Es grüßen Euch, die Ahnen, die Enkel, Euer wert. Die deutschen Besatzungstruppen, Bauske 1916.“

Endlich bleiben wir noch einen Augenblick stehen vor den schlichten Gräbern dreier Kameraden, die im Weltkrieg hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. —

Es sind sehr verschiedene Menschenschicksale, die ein Gang über diesen kleinen weltabgeschiedenen kurländischen Friedhof uns vor Augen führte: hochgestellte Männer und Frauen, die am russischen Kaiserhof, auf Schlachtfeldern und in den Salons eine Rolle gespielt haben, preußische Offiziere, die vor hundert Jahren unter Nord und Macdonald gegen die Russen gefochten, preußische Soldaten, die in diesem letzten Krieg hier ihre Pflicht erfüllt haben. Nun schlafen sie alle vereint auf diesem engen Raum. Ein Jesuswort fängt in uns zu leuchten an: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

Ein Kurländischer Freund Beethovens

Ein halbes Stündchen von Talsen entfernt, unweit des jetzigen lettischen Pastorats, liegt am Rand eines Wäldchens auf einer Anhöhe, sodaß man von da nach drei Seiten hin die liebliche hügelige Wald- und Wiesen-

landschaft überschauen kann, das Grab eines einstigen Pastors von Talsen, der in jungen Jahren in Wien mit Beethoven freundschaftlich verkehrt und auch nach seiner Rückkehr in die baltische Heimat mit ihm korrespondiert hat. Neben ihm ist seine Gattin gebettet. Die Gräber liegen inmitten einer achteckigen Umfriedung, um die vor einiger Zeit Bäume gepflanzt sind. Ein großes gußeisernes Kreuz ist der einzige Schmuck der beiden Gräber. Es trägt folgende Inschrift: „Propst Karl Amenda, geb. 4. Okt. 1772, gest. 8. März 1836, Jeanette Amenda geb. Bennoit, geb. 1. Nov. 1785, gest. 25. Aug. 1844.“ Über den Namen flattert ein Schmetterling, unter ihnen liest man den Spruch Luk. 23, 46: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.“ Der, der hier ruht, war ein Kind des Friedens. Durch seine unbeschreibliche Sanftmut und Milde, die ihm der Nachruf in der Dorpater Wochenschrift „Das Inland“ von 1836¹⁾ nachrühmt, gewann er sich Aller Liebe und Vertrauen. So wurde ihm die seelsorgerische Tätigkeit leicht. Er war aber auch ein bedeutender Kanzelredner. Wie schwungvoll und eindringlich er predigen konnte, bezeugt die Rede, die er am Sonntag, den 3. Juni 1823 in der Kirche zu Talsen vom Altar aus bei der Einweihung des neuen Altarbildes gehalten hat. Es war gemalt von Johann Samuel Benediktus Grune, der 1782 in Eisleben geboren ist, um 1800 nach Kurland kam und hier nacheinander in Senten, Grenzhof und Blieden gewohnt hat, in aller Stille und Abgeschlossenheit, nur seiner Kunst lebend.²⁾ Es stellte die Szene dar, wie Jesus die Kindlein zu sich kommen läßt. 1876 ist es durch eine ganz konventionelle Himmelfahrt Christi von Karl Schönherr in Dresden ersetzt worden. Das Grunesche Bild war lange nicht wiederzufinden, bis es vor kurzem wieder entdeckt wurde. Es hängt in der

¹⁾ Sp. 355—58

²⁾ Vgl. über ihn Neumann, Lexikon baltischer Künstler, S. 56

Kirche von Talsen hinter der Orgel, sodaß es von keinem Standpunkt aus gesehen werden kann. Es ist mit einer dicken Staub- und Schmutzkruste bedeckt und arg beschädigt. Hoffentlich wird es bald wieder einmal hervorgeholt und restauriert. Meister Grune, dessen mit reizenden Dignetten verzierte launige Briefe an seinen Freund, den Arzt und Musikenthusiasten Karl Bursy in Mitau, in der Museumsbibliothek erhalten sind, wird schon wieder einmal zu Ehren kommen. Ein Altarbild von ihm, von dem Amenda in jener Weiherede geurteilt hat: „ein Bild, wie sich in Kurland wohl schwerlich ein zweites findet“, darf nicht pietätlos dem Untergang geweiht bleiben!

Von Grunes Hand haben wir auch ein Ölporträt Amendas; es ist 1808 gemalt und hängt im Beethovenhaus in Bonn. Amenda war kein Adonis, seine äußere Erscheinung wenig anziehend, sein Gesicht „stark von Pocken zerrissen“.

Aber nicht diese Dinge sollen uns weiter beschäftigen. Hier soll im Rahmen einer biographischen Skizze erzählt werden, wie Amenda mit Beethoven zusammengekommen ist, mit ihm verkehrt und Briefe gewechselt hat.

Karl Friedrich Amenda¹⁾ wurde am 4. Oktober 1772 im Pastorat Eippaicken geboren, besuchte dann die Lateinische Stadtschule und dann die Academia Petrina in Mitau²⁾ und bildete sich zugleich unter der Leitung des Kapellmeisters Franz Adam Veichtner³⁾ zu einem tüchtigen Violin-

¹⁾ Vgl. zum folgenden Kallmeyer-Otto, Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands, S. 216 f. und besonders Thayer, Ludwig van Beethovens Leben, nach dem Originalmanuskript deutsch bearbeitet von Hermann Deiters 2. Bd., 2. Aufl., neu bearbeitet und ergänzt von Hugo Riemann, Leipzig 1910, S. 116 ff. 268 f., 3. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1911, S. 501 ff.

²⁾ Vgl. Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau, S. 81 Nr. 163. Amenda wurde am 1. Juli 1787 inscribiert.

³⁾ Vgl. über ihn Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1864—71, S. 441 ff. und Neue Zeitschrift für Musik 84. Jahrg. Nr. 29

spieler aus. Im Hause des Landhofmeisters Taube hörte er viel gute Musik. Er soll aber auch selbst schon als vierzehnjähriger Knabe zum Besten eines durch einen Unglücksfall erblindeten Bruders in Mitau ein Konzert gegeben haben. 1792 bezog er mit einem Landsmann, Gottfried Heinrich Mylich¹⁾, der gleichfalls einem kurischen Pastorat entstammte, das Petrinum besucht hat und später in der Heimat Pastor geworden ist, die Universität Jena, um hier Theologie und Musik zu treiben. Nach beendetem Studium führten die beiden einen lange gehegten Plan aus, vor ihrer Rückkehr nach Kurland erst noch eine Reise nach Frankreich und der Schweiz zu unternehmen und sich dabei ganz dem Studium und dem Genuß der Musik zu widmen. Im Frühjahr 1795 verließen sie dann die Musenstadt und begaben sich auf die Reise, doch hielt sie Geldmangel zwei Jahre lang in Lausanne fest, wo sie sich durch Musikunterricht über Wasser hielten, zugleich aber auch interessante Bekanntschaften machten. Amenda ging von hier mit einem Pariser Virtuosen zur Messe nach Frankfurt a. M., nahm hier ein Engagement für die Winterkonzerte nach Konstanz am Bodensee an und beschied auch Mylich dahin. Im Frühjahr 1798 reisten die beiden Freunde nach Ulm, weiter donauabwärts nach Regensburg und auf einem, den schwedischen Grafen Ruth und fröhlich gehörigen Schiff nach Wien. Empfehlungen, die diese ihnen mitgaben, öffneten ihnen dort die besten Häuser. Amenda wurde zuerst Vorleser bei dem Fürsten Lobkowitz, dann Lehrer der Kinder des eben verstorbenen Mozart, während Mylich Unterricht im Guitarrespielen erteilte. Wie ein Manuskript in Rigaschem Privatbesitz, das „nach mündlichen Traditionen aufgezeichnet“, aber nur mit Vorsicht zu benutzen ist, berichtet, lernte nun Amenda an der Table d'hôte den großen Beethoven kennen. Er versuchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen,

¹⁾ Vgl. über ihn Kallmeyer-Otto, S. 545 f. und Dannenberg S. 82 Nr. 177

„reussierte aber nicht, da Beethoven sehr reservé blieb“. Dann aber eroberte er sich das Herz des Meisters durch sein ausgezeichnetes seelenvolles Violinspiel. In der Folge besuchten sie sich oft und unternahmen häufig gemeinsame Spaziergänge, sodaß das Publikum, wenn es einmal nur einen von ihnen auf der Straße sah, gleich ausrief: „Wo ist denn der Andere?“ Amenda führte auch seinen Landsmann Mylich bei Beethoven ein, und da dieser neben der Guitarre auch die zweite Violine spielte, fanden sie sich oft zum Trio zusammen. Im Herbst 1799 mußten Amenda und Mylich heimreisen. In Lübeck schifften sie sich ein und landeten glücklich in Riga. Amenda war nun zuerst als Privatlehrer tätig. Am 23. Oktober 1801 wurde er ins Pfarramt nach Talsen berufen, das er am 13. Juli 1802 antrat. 1821 wurde er Propst der Kandauschen Diözese und Konsistorialassessor, 1830 Konsistorialrat. Am 8. März 1836 wurde er vom Nervenfieber dahingerafft.

Natürlich blieb Amenda auch nach seiner Heimkehr mit Beethoven in Verbindung. Fast 20 Jahre nach seiner Abreise aus Wien schreibt er ihm: „O jene unvergeßlichen Tage, da ich Deinem Herzen so nahe war, da dieses liebevolle Herz und der Zauber Deines großen Talents mich unauflöslich an Dich fesselten! Sie stehen in ihrem schönsten Lichte noch immer vor meiner Seele, sind meinem innigsten Gefühle ein Kleinod, das keine Zeit mir rauben soll.“ Es sollen zahlreiche Briefe zwischen den Beiden gewechselt, aber größtenteils verlorengegangen sein. Ein Enkel Amendas soll, als er am Konservatorium in Leipzig studierte, einem dortigen Verleger auf dessen Bitte die Briefe Beethovens ausgehändigt, sie aber nicht zurückerhalten haben. Ich glaube indessen, daß sich der wesentliche Teil der Korrespondenz noch erhalten hat. Es sind allem Anschein nach gar nicht so viel Briefe hin und her gegangen. Bei der weiten Entfernung Wiens von Kurland und der Abgelegenheit von Talsen möchte man das ja auch von vornherein annehmen. Wir kennen drei Briefe

von Beethoven an Amenda, einen kurzen, inhaltlich unbedeutenden ohne Ort und Datum, einen vom 1. Juni 1801 und einen vom 12. April 1815; letzterer war die erste vorläufige Antwort auf einen Brief von Amenda vom 20. März 1815, der gleichfalls bekannt ist.¹⁾ Nun schreibt Beethoven in jenem Brief vom 1. Juni 1801: „Mein lieber, mein guter Amenda, mein herzlichster Freund, mit innigem Vergnügen, mit gemischtem Schmerz und Vergnügen habe ich Deine letzten Briefe erhalten und gelesen.“ Und weiterhin: „Ich habe alle Deine Briefe richtig erhalten. So wenig ich Dir auch antwortete, so warst Du doch mir immer gegenwärtig, und mein Herz schlägt so zärtlich wie immer für Dich.“ Danach sind höchstwahrscheinlich zwar Briefe Amendas, aber keine von Beethoven vorhergegangen, und es ist bis zu diesem Zeitpunkt nur der Verlust von Briefen Amendas an Beethoven zu beklagen. Wir fassen ferner den Anfang des Briefes von Amenda vom 20. März 1815 ins Auge: „Mein Beethoven! Nach langem schuldvollen Schweigen näherte ich mich mit einem Opfer Deiner herrlichen Muse, daß sie Dich mit mir versöhne und Du Deines fast entfremdeten Amenda wieder gedenkest.“ Danach scheint doch Amenda in der Zwischenzeit garnicht wieder geschrieben zu haben. Daß aber umgekehrt auch Beethoven geschwiegen hat, zeigt seine Antwort vom 12. April. Aus späterer Zeit werden wir nur noch auf die Spur eines Empfehlungsbriefes geleitet, den Amenda einem jungen literatur- und musikbegeisterten Mediziner, dem schon oben einmal genannten Karl Bursy, der im Sommer 1816 Beethoven in Wien aufsuchte,²⁾ mitgab, und eines Briefes,

1) Die Briefe sind abgedruckt bei **C h a y e r** 2, 268 ff., 3, 501 ff., ferner bei **U l b e r t L e i z m a n n**, *Beethovens Briefe*, Leipzig 1917, S. 16—19, 108 f.

2) Vgl. den Abschnitt aus Bursy's Reisetagebüchern bei **C h a y e r** 3, 556 ff. und bei **L e i z m a n n**, *Beethovens Persönlichkeit, Urteile der Zeitgenossen*, 2 Bände, Leipzig 1914, I, 172 ff.

den Beethoven, durch diesen Besucher an die ausführliche Beantwortung jenes Briefes Amendas vom Frühjahr 1815 erinnert, schreiben wollte. Der wahrscheinlich nur kurze Empfehlungsbrief Amendas ist verlorengegangen, der zuletzt erwähnte Antwortbrief Beethovens aber wohl nie geschrieben worden.

Als Amenda im Frühjahr 1815 sich nach langer Pause wieder mit Beethoven in Verbindung setzte, wollte er ihn bewegen, einen Operntext zu komponieren, den ein schon längere Zeit in seinem Haus das Gastrecht genießender Freund von ihm verfaßt hatte. Dieser Freund war Rudolf vom Berge,¹⁾ der, am 3. Juli 1775 in Breslau einer niederschlesischen Großgrundbesitzer-Familie entsprossen, in Breslau, Frankfurt a. O. und Erlangen die Rechte studiert und nach ausgedehnten Reisen in Breslau und Berlin die juristische Laufbahn betreten, dann aber dem Theater und der Dramendichtung sich zugewandt hatte und nach Rußland auf Abenteuer ausgezogen war; in Libau und Mitau war er als Schauspieler aufgetreten, danach fünf Jahre lang auf einem kurländischen Gut als Hauslehrer tätig gewesen und dann lebte er fast zehn Jahre lang im gastreichen Pastorat in Talsen, bis er 1820 Kurland wieder verließ, um nach Breslau zurückzukehren und hier nach kurzer Zeit im Juli 1821 vom Nervenfieber dahingerafft zu werden. In Talsen dichtete er die meisten seiner Trauerspiele und Opern, darunter auch die Oper „Bacchus“, die Beethoven komponieren sollte. Als Bursy sich ein Jahr später bei Beethoven nach dem Schicksal dieser Oper erkundigte, meinte Beethoven, „sie sei recht gut und schicke sich mit einigen Abänderungen wohl zur Komposition, doch habe ihm bis jetzt seine Krankheit eine solche Arbeit noch nicht erlaubt.“ Der Text ist unkomponiert geblieben und befindet sich jetzt im Nachlaß

¹⁾ Vgl. über ihn R e c k e - N a p i e r s k y, Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Kurland und Estland I, 121 ff.

Anton Felir Schindlers,¹⁾ des langjährigen Sekretärs und späteren Biographen Beethovens, auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Beethovens Brief an Amenda vom 12. April 1815 ist auf der Mitauschen Museumsbibliothek kürzlich wieder zum Vorschein gekommen. Obgleich er schon mehrmals abgedruckt worden ist,²⁾ erscheint es nicht überflüssig, ihn hier noch einmal völlig originalgetreu wiederzugeben.

Wien am 12ten
April 1815

Mein lieber guter Amenda!

Der überbringer dieses Graf Keyserling dein Freund besuchte mich, und erweckte das Andenken von dir an mir, du lebstest glücklich, du habest Kinder, beydes trifft wohl bey mir nicht ein, Zu weitläufig wäre es darüber zu reden, ein andermal, wenn du mir wieder schreibst hierüber mehr — mit deiner patriarchalischen Einfalt fällst du mir 1000 mal ein, und wie oft habe ich d. g. (= dergleichen) Menschen wie du um mich gewünscht — allein zu meinem Besten oder zu anderer will mir das Schicksaal hierin meine Wünsche versagen, ich kann sagen ich lebe bey nahe allein in dieser größten Stadt Deutschlands, da ich von allen Menschen, welche ich liebe, lieben könnte, bey nahe entfernt leben muß — auf was für einem Fuß ist die Tonkunst bey euch? Hast du schon von meinen großen Werken dort gehört? Groß sage ich — gegen

1) Vgl. über ihn Allg. Deutsche Biographie 51, 287

2) Nach C a y e r zuerst 1872 von N o h l in der Neuen Zeitschrift für Musik. Der Brief ist aber auch schon in Nr. 288 der Rigaschen Zeitung von 1870 aus dem Original der Mitauschen Museumsbibliothek abgedruckt.

die Werke des allerhöchsten ist alles klein — lebe wohl
mein lieber guter A.

Denke zuweilen
deines
Freundes

Ludwig van Beethoven

Wenn du mir schreibst brauchst gar keiner/weitern überschrift, als meines Namens.

[Außenseite:] An meinen
Freund Amenda
in
Kurland

Graf Keyserling hat nicht nur diesen Brief Beethovens nach Kurland mitgenommen, sondern er war auch der Überbringer von Amendas Brief vom 20. März 1815. Denn offenbar reagiert der Meister auf das, was Amenda ihm darin über sein glückliches Familien- und Berufsleben geschrieben hatte: „Ich führe noch immer das einfache Leben eines Landpfarrers auf einem angenehmen Land- sitze an der Seite meiner guten Jeanette im brüderlichsten Verein mit meinem herzlichsten Freunde Betge, umgeben von einer kleinen Kinderwelt, von der fünf liebe Kinder die meinen sind, zwar nicht ganz frei von Sorgen, doch Gott sei Dank ziemlich glücklich und einer besseren Zukunft entgegensehend!“

Zum Schluß rät Amenda seinem Beethoven, sich auf Reisen zu begeben. „Und besuchtest Du endlich auch den Norden und kämst auf einer Reise nach Petersburg durch Mitau, wie solltest Du aufgenommen werden! Dann eilt ich in Deine Arme, führte Dich auf einige Tage zu mir — o ich Glücklicher! — Ich meinen innigstgeliebten Beethoven in meinem Hause bewirten!“ — Es ist nicht dazu gekommen, die Freunde blieben getrennt, und Amendas Violine, mit der er seinen kurländischen Freunden immer neue Stunden der Erhebung bereitete und die bis an

seinen Tod seine Begleiterin war, hat nie wieder mit Beethovens Klavierspiel zusammengelungen. —

Gleich der erste Brief Beethovens, der auf uns gekommen ist, der vom 1. Juni 1801, zeigt, eine wie innige Freundschaft die beiden verband. Zwei Stellen daraus wurden schon oben wiedergegeben. Weiterhin schreibt er: „Womit soll ich Deine Treue, Deine Anhänglichkeit an mich vergleichen? O das ist recht schön, daß Du mir immer so gut geblieben; ja ich weiß Dich auch mir vor allen bewährt und herauszuheben. Du bist kein Wiener Freund, nein, Du bist einer von denen, wie sie mein vaterländischer Boden hervorzubringen pflegt.“ Wie völlig er ihm vertraute, zeigt sich dann darin, daß er ihm unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit von seinem Gehörleiden, seiner zunehmenden Taubheit Mitteilung machte, und daß er ihn aufforderte, mit ihm auf Kunstreisen zu gehen: „Wisse, daß mir der edelste Teil, mein Gehör, sehr abgenommen hat. Schon damals, als Du noch bei mir warst, fühlte ich davon Spuren, und ich verschwieg's. Jetzt ist es immer ärger geworden. . . . Ja, Amenda, wenn nach einem halben Jahr mein Übel unheilbar wird, dann mache ich Anspruch auf Dich, dann mußt Du alles verlassen und zu mir kommen. Ich reise dann. . . und Du mußt mein Begleiter sein. . . . Ja, Du schlägst mirs nicht ab, Du hilfst Deinem Freund seine Sorgen, seine Übel tragen. Auch mein Clavierspielen habe ich sehr vervollkommnet, und ich hoffe, diese Reise soll auch Dein Glück vielleicht noch machen; Du bleibst hernach ewig bei mir. . . . Die Sache meines Gehörs bitte ich Dich als ein großes Geheimnis aufzubewahren und niemand, wer es auch sei, anzuvertrauen.“ Ungemein herzlich schließt der Brief: „Glaubst Du vielleicht, daß ich Dir hier etwas Unangenehmes erzeigen kann, so versteht sich's wohl von selbst, daß Du zuerst Nachricht davon gibst

Deinem treuen, Dich wahrhaft liebenden
L. v. Beethoven“

Als Beethovenfreund, Musikenthusiast und Violin-
virtuose war Amenda wohl weithin bekannt. Mit den
Mitauer Musikkreisen stand er in enger Verbindung. Im
Jahr 1809 erschienen hier, gedruckt bei Johann Friedrich
Steffenhagen und Sohn, „Drei Gesänge in Musik gesetzt
und seinem Freund, dem gefühlvollen Prediger Carl Amenda
in Talsen, gewidmet von Carl Heinrich Eisrich.“ Der
Komponist ist wohl identisch mit Carl Traugott Eisrich,
geboren in Fonsbach bei Dresden um 1770, gestorben um
1835 in St. Petersburg, Pianist und Violinist.¹⁾ —

Nachdenklich steht der Feldgraue, den das Kriegs-
geschick hierher gebracht hat, vor dem ephœuüberdeckten
schlichten Grab auf waldgesäumter einsamer Anhöhe in
Nordfurland, das den Mann birgt, dem Beethoven einmal
geschrieben hat: „Du bist kein Wiener Freund, nein, Du
bist einer von denen, wie sie mein vaterländischer Boden
hervorzubringen pflegt.“ Es ist bei den Urteilen unserer
großen Männer über ihre Zeitgenossen so, wie es einmal
einer von dem Größten vom Weibe geborenen ausgesprochen
hat: Wen er brandmarkte, der war für immer gebrand-
markt, wen er ehrte, der war's für immer.

Ein Andenken von Amendas Grab habe ich mir
noch mitgenommen:

Don stillem Ort, von kühler Statt
Nahm ich mit fort ein Epheublatt,
Ein Requiem tönt leis und matt,
So oft ich nehm' zur Hand das Blatt . . .

¹⁾ Vgl. über ihn Eitner, Biographisch-bibliographisches
Quellenlexikon der Musiker und Musikgelehrten 3, 327. Am 31. März
1816 heiratete er in Mitau Henriette Schröder.

Die Sängerin Mara in Reval

Wandert man von Reval am Strand westwärts, was freilich nicht sonderlich bequem ist, so kommt man zu der nach Nordwesten vorspringenden Halbinsel Ziegelskoppel. Ihren Namen soll sie dem Umstand verdanken, daß sie von jeher die Weide oder Koppel für das städtische Vieh abgab, und daß sich beim Gutshof eine Ziegelei befand. Herrliche Waldungen, die einstmals Paul Fleming besungen hat, bedecken noch jetzt die Halbinsel, soweit sie nicht in letzter Zeit abrafiert worden sind. Am Südufer liegt ein Fischerdorf und nicht weit davon der 1774 angelegte Friedhof der Olai- und der Nicolai-Gemeinde. Der älteste Teil von ihm ist von steinernen Kapellen, die die Erbbegrabnisse einzelner Familien bergen, umschlossen. Viele Gräber, zumeist natürlich solche, die tiefer in die Vergangenheit zurückreichen, sind verwahrlost, von Gras und Unkraut überwuchert, tragen einen verwitterten Stein, auf dem die Inschrift nicht mehr zu lesen ist, oder eine Urne, die tiefe Risse aufweist und von dunkelgrünem Moos und grauen Flechten überzogen ist. Aber einige von den Gräbern sind sorgfältig gepflegt und gelegentlich mit frischen Blumen geschmückt. Zu ihnen gehört das, auf dessen Denkstein zu lesen ist: „Hier ruht die Sängerin Mara, sie, die einst Europa in Entzücken und Bewunderung versetzte. Heilig sei diese Stätte jedem Freunde des Schönen und der Kunst.“¹⁾

Die Sängerin Mara hief vor ihrer Verheiratung Gertrud Elisabeth Schmehling. Als Tochter eines armen, aber strebsamen und tüchtigen Musiklehrers wurde sie am

¹⁾ Sophie Dehio, Reval einst und jetzt, Reval 1910, S. 44 f.

23. Februar 1749 in Cassel geboren. Bereits im Alter von 10 Jahren trat sie in London als Violinvirtuosin auf. Auch der Gesangskunst widmete sie sich hier. Ihre Ausbildung wurde dann in Leipzig unter der Leitung Johann Adam Hillers vollendet. Im Spätherbst 1766 wurde sie in Leipzig als erste Sängerin für das von Hiller erneuerte „Große Konzert“, den Vorläufer der Gewandhauskonzerte, mit dem für damals sehr hohen Gehalt von 600 Talern engagiert. Im folgenden Jahr betrat sie auch als Opernsängerin die Bühne. Adam Friedrich Oeser, seit 1764 Direktor der Leipziger Kunstakademie, hat ihren Kopf gezeichnet (Abbildung bei Julius Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre, 3. Auflage, Leipzig 1909, Seite 72). Bis 1771 blieb sie in Leipzig. In diesem Jahr wurde sie von Friedrich dem Großen an die Berliner Oper berufen. Ihr Gehalt betrug anfangs 3000 Taler und stieg auf 8000. Trotz dieser glänzenden Lebensverhältnisse und trotz der Ehren, mit denen sie überhäuft wurde, entwich sie aus Berlin, nachdem sie 1772 den bildschönen, aber charakterlosen und liederlichen Violoncellisten des Prinzen Heinrich von Preußen Johann Mara geheiratet hatte. In Wien, Paris, London, Venedig und in vielen anderen Städten feierte sie unerhörte Triumphe. Sie reiste auch nach Petersburg und Moskau. Auf dem Hinweg konzertierte sie im Jahr 1804 (leider läßt sich das genauere Datum nicht angeben) auch in Mitau¹⁾ und am 21. und 28. Dezember 1803 und am 11. Januar und 28. September 1804 im Schwarzhäupterhaus zu Riga.²⁾ In Moskau kaufte sie sich nach dem Tod ihres Mannes ein Haus, das aber dem großen Brand von 1812 mit zum Opfer fiel. Die Künstlerin verlor bei dieser Katastrophe auch ihr ganzes Barvermögen. 1814 oder Anfang 1815

1) Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1898, S. 42

2) Moritz Rudolph, Rigaer Theater- und Confünstler-Lexikon S. 151

309 sie sich nach Reval zurück, wohin freundschaftliche Beziehungen sie lockten, und wo sich ihr Gelegenheit bot, lohnenden Gesangsunterricht zu erteilen. Bis zu ihrem Tod, am 18. Januar 1833, lebte sie hier, in ziemlich dürftigen Verhältnissen, aber getragen von der Liebe und Verehrung ihrer zahlreichen Freunde, besonders der hochmusikalischen Familie von Kaulbars auf Mödders. Nur noch einmal, im Jahr 1819, verließ sie Reval, um eine Kunstreise nach London, Cassel und Berlin zu unternehmen. Wieder wurde ihr rauschender Applaus zuteil, wo sie auftrat, wieder wurden ihr die höchsten Ehren erwiesen; trotzdem erfaßte sie die Sehnsucht nach dem fernen, stillen Reval, wohin sie 1822 zurückkehrte.

Als ihr am 11. Februar a. St. 1831 zu feiernder 82. Geburtstag in Sicht kam, beschlossen ihre Freunde, eine besondere Ovation vorzubereiten.¹⁾ Ein Revaler Musikenthusiast schrieb an den großherzoglichen Hofkapellmeister Johann Nepomuk Hummel in Weimar und bat ihn um eine Komposition zur Geburtstagsfeier der greisen Künstlerin. Hummel antwortete entgegenkommend: „Eine Künstlerin wie Madame Mara gehört nicht einem Lande, sondern der ganzen Welt an, und erfreulich muß es für die ganze Kunstverwandtschaft sein, ihren 82. Geburtstag gefeiert zu wissen. Ich unterziehe mich also mit Vergnügen, Ihren Wunsch zu erfüllen . . .“

Hummel hatte nun den feinen Gedanken, sich mit Goethe, von dem er wohl schon wußte, daß er einst für die Mara geschwärmt hatte, in Verbindung zu setzen und ihn durch den Kanzler von Müller um einen Text für den Ehrentag der Künstlerin zu bitten, den er komponieren wollte. Goethe antwortete dem Kanzler am 18. Januar bereitwillig: „Die Erinnerung, daß ich im Laufe meiner

¹⁾ Vgl. zum folgenden Baronesse Elisabeth Rosen, Rückblicke auf die Schauspielkunst in Reval. Festschrift zur Eröffnung des neuen Theaters in Reval im September 1910, herausgegeben vom Revaler deutschen Theaterverein, S. 201 ff.

Lehrjahre auch unter die enthusiastischen Verehrer der Demoiselle Mara gehörte, machte mir möglich, dem an mich gebrachten Wunsch entgegen zu kommen. Möge Beiliegendes, wie es gelingen wollte, den fernem Freunden genügen. Herr Kapellmeister Hummel, dem ich mich schönsten empfehle, wird bei musikalischer Behandlung sich aller Freiheit bedienen und mit Belieben mit den Versen schalten und walten." Die Beilage war ein aus zwei Strophen bestehendes Gedicht:

Der Demoiselle Schmehling
nach Aufführung
der Haffischen Sta. Elena al Calvario
Leipzig 1771

Klarster Stimme, froh an Sinn,
Reinste Jugendgabe,
Zogst Du mit der Kaiserin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo alles wohlgehang,
Unter die Beglückten,
Riß Dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

An Madame Mara zum frohen Jahresfeste
Weimar 1831

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede-Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele, denk ich heut'
Jener Zeit, der süßen;
fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend Dich zu grüßen.

Zur Verständniß der ersten Strophe muß man wissen, daß Goethe im Dezember 1767 (nicht 1771) als Student in Leipzig die damalige Mademoiselle Schmehling in einem Oratorium von Johann Adolf Peter Haffe gehört hatte,

das die Wallfahrt der griechischen Kaiserin Helena nach Jerusalem behandelte. Die Schmeuling hatte wahrscheinlich den die Kaiserin begleitenden Schutzgeist gesungen. Man erkennt aus der ersten Strophe, die der Meister jetzt in lebhafter Rück Erinnerung an jenen musikalischen Hochgenuß verfaßte, daß ihr Gesang einen unauslöschlich tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Am 2. Februar 1831 schickte Goethe eine eigenhändig angefertigte Reinschrift seines Doppelgedichts, damit Hummel sie seiner nach Reval zu sendenden Komposition beilege. Goethe war von der Fügung, die es ihm ermöglichte, nach so langer Zeit mit der verehrten Künstlerin wieder in Beziehung zu treten, ganz entzückt. Er schrieb Tags darauf an Zelter in Berlin: „Die gute Mara, von Dir mit Recht geliebt und bewundert, feiert in der Ultima Thule, ich glaube in Reval, irgend ein angewachsenes Jahresfest. Man will ihr dort etwas angenehmes erweisen, hat Hummel um Musik, mich durch ihn um einiges Poetische ersuchen lassen. Da war mir's denn angenehm, mich zu erinnern, daß ich 1771 als ein erregbares Studentchen der Mademoiselle Schmeuling wütend applaudiert hatte; das gab denn einen artigen parallelen Gegensatz, und so waren ein paar Strophen leicht entworfen. Freilich wäre, mit genialer musikalischer Übereinkunft auch hier für die Dame die grenzenloseste Erinnerungsfreude zu bewirken gewesen, wenn man die erste Strophe mit den damals so hoch gefeierten Motiven Sta. Elena al Calvario ausgestattet hätte, wodurch sie in ihre Jugend schmerzhaft anmutig wäre zurückgeführt worden. Ich hatte das Programm mir schon ausgedacht, es blieb aber in meinem Busen verschlossen.“ Am 19. Februar schickte er Zelter auf dessen Bitte eine Abschrift des Doppelgedichts und fügte wieder hinzu: „Ich weiß nicht, was Hummel getan hat. Nach meinem Sinn hätte die erste Strophe ganz die Sta. Elena al Calvario anklingend zurückklingen müssen. Die zweite konnte so originell und modern sein als sie

wollte.“ Wie wir aus dem Schluß der oben aus Goethes Brief an den Kanzler von Müller zitierten Stelle ersehen, wollte der Dichter dem Komponisten nicht vorgreifen, und hat ihm daher diese Direktive nicht mitgeteilt. Hummel ist aber von selbst auf dieselbe glückliche Idee gekommen und hat die beiden Strophen den Intentionen Goethes entsprechend stilistisch fein nüanciert.

Am 18. Februar traf Hummels Sendung in Reval ein. Hummel gab in dem Begleitbrief folgende Aufklärungen: „Es ist mir gelungen, von unserem alten Veteran Goethe, der mit Mad. Mara in gleichem Alter ist, ein eigens auf diese Gelegenheit verfaßtes Gedicht zu erhalten, welches er mit eben so vieler herzlicher Teilnahme, als ich meinerseits die Musik dazu, diesem frohen und stets in der Erinnerung eines jeden echten Künstlers lebenden merkwürdigen Tage mit der regsten Empfindung widme, und herzlich wünsche, daß die gute Mad. Mara noch viele Wiederholungen desselben im allerbesten Wohlsseyn und Wohlergehen zu feyern das Glück haben möge. Das hier beiliegende Gedicht ist ganz eigenhändig von Goethes Hand geschrieben. Sie werden finden, daß Goethe kein Gedicht gewöhnlicher Art für Mad. Mara dichten wollte; sondern darin eine Schilderung seiner Gefühle über ihren Gesang vor 60 Jahren, 1771, und des Künstlers Erdenwallen bis auf spätes Alter Anno 1831 geben wollte. Zwei so verschiedene Stufenalter gaben daher zwei verschiedene Gedichte, und in Folge derselben habe ich zur Charakterisierung auch zwei verschiedenartige Gesänge komponiert; das für 1771 klar, kräftig und im älteren Stil, das für 1831 sanft, ruhig und modern . . .“

Am 22. Februar wurde nun Frau Mara durch den Landrat von Kaulbars und den Ältermann der Großen Kaufmannsgilde zu einem Mittagmahl eingeladen, das am nächsten Tag im Adelsclub im Aktienhaus stattfinden sollte. Am 23. geleiteten dieselben Herren die Künstlerin dahin. Hier wurde sie von den Spitzen der Behörden

empfangen und zu ihrem Sitz geführt. Nachdem ihre Schülerinnen sie ehrfurchtsvoll begrüßt hatten, überreichte ihr Wilhelmine von Kogebue, die jüngste Tochter des Theaterdichters, in einem prächtigen Abdruck die Goetheschen Gedichte. Alsbald erklang der von Hummel komponierte vierstimmige Gesang. Darauf drängten die 70—80 Personen, die sich versammelt hatten, nach dem Stuhl der Künstlerin und brachten ihr ihre Glückwünsche dar. Den Höhepunkt des Festes bildete aber der Augenblick, als der Entrepreneur der Feier der greisen Geburtstägerin zu ihrer größten Überraschung die Gedichte und die Kompositionen in Goethes und Hummels Originalmanuskripten in einer geschmackvollen Mappe überreichte. Später nahm die Gesellschaft an einer reichgeschmückten Tafel Platz. Ein heiterer Toast folgte auf den anderen. Nach dem Mahl trug man ein von einer Revalerin gedichtetes Festgedicht vor, nach der Melodie: „Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher“. Abends wohnte Frau Mara einem Konzert im Schwarzhäupterhaus bei, wobei unter herzlicher Teilnahme des vielföpfigen Publikums die Hummelsche Komposition von mehreren Freunden der Musik und Schülerinnen der Gefeierten wiederholt wurde. —

Ihr Dankesbrief an Goethe sei noch wiedergegeben: „Unter lieben und wohlwollenden Menschen lebend, ward mein Geburtsfest auf eine mich innig erfreuende Weise gefeiert und durch Ihren freundlichen Zuruf so herrlich gekrönt. Mit angenehmen Gefühlen gedenke ich der Zeit, wo es mir vergönnt war, viele Menschen durch meinen Gesang zu erfreuen, und mit dankbarem Herzen erkenne ich es, daß mich das Wohlwollen der Edelsten bis an das Ende begleitet. Möchten Sie, Hochverehrter, den segnenden Gruß, den Sie mir sandten, ebenso erfreut von mir annehmen, als ich ihn froh gerührt empfieng . . .“

Goethe war von diesem Dankesbrief, dessen Abfassung er aber wohl mit Recht der Mara nicht zutraute, sehr angetan. Er schrieb am 24. April an Zelter: „Don

Madame Mara habe ich einen eigenhändigen, sehr anmutigen Brief. Der Konzipient verdient alles Lob, daß er das vieljährige, sich unsichtbar fortspinnende Verhältnis gar hübsch und deutlich eingesehen und klar ausgesprochen hat.“ Und noch einige Monate später erinnerte er sich mit Behagen der nach so langer Zeit wieder aufgenommenen Beziehung zu der Künstlerin. Am 6. September schickte er eine Abschrift seines ihr gewidmeten Doppelgedichtes an den Generalkonsul Küstner in Leipzig und bemerkte dabei: „Es ist wirklich ein anmutiges Ereignis, zwei so entfernte Epochen mit freudigem Gefühle einander wieder nähern zu können . . .“ —

Ein Ölporträt der Mara hängt im Estländischen Provinzialmuseum in Reval. Das Doppelgedicht in Goethes eigener Niederschrift liegt in dessen Autographensammlung.¹⁾ Die von der Mara hinterlassenen Papiere sowie ihre Haarlockensammlung befinden sich im Revaler Stadtarchiv.²⁾ Es ist ein reiches Material für den künftigen Biographen der Künstlerin: ihr nachmals viel disutiirtes Testament, das nach ihrem Tod aufgenommene Inventar ihrer Habe, viele Briefe geschäftlichen Inhalts, Briefe meist von hochgestellten Freundinnen (1814—31), Briefe von ihrem treuen Freunde Henri de Bouscareil St. Marie aus England, Guadeloupe, Martinique, Hamburg, Paris (1790—1832) — sie setzte ihn zu ihrem Universalerben ein — Konzepte zu ihren eigenen Briefen, Zeitungsblätter mit Kritiken ihrer Konzerte (1815—31), endlich eine Fülle von Notizzetteln, Rechnungen und Quittungen.

1) Gotthard v. Hansen, Die Sammlungen inländischer Altertümer und anderer auf die baltischen Provinzen bezüglichen Gegenstände des Estländischen Provinzialmuseums, Reval 1875, S. 82 ff.

2) Ders., Katalog des Revaler Stadtarchivs, Reval 1896, S. 206

Die Beziehungen des Leipziger Musikdirektors Joh. Adam Hiller zu Kurland

In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erfreuten sich in Leipzig zwei Männer der größten Popularität: Johann Adam Hiller und Christian Felix Weisse. Ersterer seit 1763 Leiter des erneuerten „Großen Konzerts“, aus dem 1783 die Gewandhauskonzerte hervorgingen, seit 1789 Thomaskantor, der „Vater der deutschen komischen Oper“, letzterer seines Amtes Kreissteuereinnahmer, bekannt als Jugendschriftsteller und Dramendichter, besonders aber durch seine Singspiele, zu denen Hiller eine anmutige und einschmeichelnde Musik komponierte. Kein Reisender von Distinktion, der Leipzig passierte, versäumte es, den beiden Männern seine Aufwartung zu machen. Insbesondere auch kein Kurländer. Zu Kurland und den dortigen Adels- und Literatenkreisen haben beide mannigfache Beziehungen gehabt.

Die erste Brücke schlug, wenn ich recht sehe, Friedrich Parthey, der, 1745 in Frankenberg in Sachsen als Sohn eines Leinenwebers geboren, zuerst das Gewerbe seines Vaters erlernte, dann aber in Leipzig unter Hillers Leitung sich zu einem tüchtigen Musikus ausbildete und 1774 auf dessen Empfehlung als „Klaviermeister“ und Musiklehrer in das Medemsche Haus nach Alt-Pluz kam und da den beiden Schwestern Charlotte, die später den Kammerherrn von der Recke heiratete und als Dichterin unter dem Namen „Elisa“ berühmt wurde, und Dorothea, der späteren Herzogin von Kurland, sowie ihrem frühvollendeten Bruder Friß ein lieber Freund wurde.¹⁾ Auf seine Veranlassung

¹⁾ Raabe, Elisa von der Recke I (Leipzig 1900), S. 313 Num., 2 (1902), S. 3 ff.

gab 1780 in Leipzig Weiße geistliche Lieder der Recke, nachdem er sie „verbessert und verändert“ hatte, mit Melodien von Hiller heraus.¹⁾ Die Dichterin wird auf dem Titel nicht genannt. Er lautet einfach: „Geistliche Lieder einer vornehmen kurländischen Dame mit Melodien“²⁾.

Bald darauf, im Juli 1782, reiste Hiller selbst nach Kurland, um zwei böhmische Schwestern, die er zu Sängerrinnen ausgebildet hatte, Thekla und Maria Podleska, an den herzoglichen Hof zu geleiten. In seiner Autobiographie, die er seinen „Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrter und Tonkünstler neuerer Zeit“ (Leipzig 1784)³⁾ einverleibt hat, berichtet er über diese Reise folgendes:

„Eine Reise von 100 und mehr Meilen ist für einen Mann in meinen Jahren, der nie eine Reise gemacht hatte, die über 14 Meilen betrug, eine so ungewöhnliche Sache, daß ich mich noch ein wenig dabei aufhalten darf. Es geschah auf die gnädige Einladung des Durchlauchtigsten Herzogs, daß ich diese Reise unternahm, wozu mir Höchst-dieselben die erforderlichen Kosten in Berlin auszahlen ließen . . . Den 18. Julius kamen wir in Mitau an und wurden mit ungemeiner Gnade von des Herzogs und der Herzogin Hochfürstlichen Durchlauchten aufgenommen. Mein Aufenthalt dauerte sechs Wochen und hatte für mich so viel Annehmlichkeiten, als ich in meinem Leben selten in einem so kurzen Zeitraum gehabt habe. Öftere Konzerte bei Hofe, kleine Landreisen auf die benachbarten Lustschlösser (Schwethof und Würzau) und mehr als alles das, die gnädige Herablassung Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des Herzogs und die über alles Lob erhabenen Eigenschaften des Geistes und des Herzens der Durch-

1) Vgl. Parthey's Brief an die Recke, Leipzig 11. februar 1780, bei Rachel 2, 122

2) Genaue Beschreibung des seltenen Drucks bei Robert Eitner, Biographisch-Bibliographisches Quellenlexikon 5 (Leipzig 1901), S. 145

3) 1. Teil, Anhang, S. 318

lauchtigsten Herzogin, die zugleich eine der stärksten Klavierspielerinnen ist, werden mir meinen Besuch in Kurland zu allen Zeiten unvergeßlich machen. In dem Hause der Frau Kammerherrin von der Recke, der Schwester der Herzogin, habe ich gleichfalls so manche Stunde in lehrreichen Unterredungen zugebracht und mit den vortrefflichsten Männern Bekanntschaft gemacht. Wie großmütig Seine Hochfürstliche Durchlaucht auch geringe Verdienste belohnen, kann man daraus ersehen, daß außer der freien Auslösung während meines Aufenthalts Höchstdieselben mir zur Rückkehr ein Geschenk mit 350 Dukaten machten, auch ihrem Hofmaler Barisien befohlen hatten, ein paar Porträte von Höchstderoeigenem und Dero Frau Gemahlin für mich zu verfertigen, wozu die Frau Kammerherrin noch das Ihrige gesellte.“

Dieser Bericht läßt sich aus kurländischen Quellen noch etwas ergänzen. Zunächst bestätigt sich die Nachricht von dem wahrhaft fürstlichen Ehrengeschenk, das Herzog Peter dem Leipziger Musikdirektor machte. Nach Ausweis der im Mitauschen Landesarchiv aufbewahrten Rechnungsbücher der herzoglichen Rentei ließ er ihm am 29. Juli 1782 300 Reichstaler zum Präsent und zur Deckung der Reisekosten auszahlen. Daß die Kosten für seine Verpflegung während seines Aufenthalts in Mitau darin nicht mit inbegriffen sind, zeigen folgende zwei Posten: „10. August dem Traiteur (Joh. Christoph) Räder vor Bewirtung des Musikdirektors Hiller 76 Reichstaler 8 Groschen, 3. September dito 119 Reichstaler.“ Aus derselben Quelle ergibt sich, daß die beiden Schwestern Podleska als Hofsängerinnen mit je 500 Reichstalern Jahresgehalt angestellt wurden.¹⁾ Für die Recke wurde Hillers Besuch noch besonders bedeutsam dadurch, daß er ihre Zustimmung erwirkte zu einer Ausgabe ihrer gesammelten geistlichen Lieder,

1) Vgl. Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1907, S. 6 f.

die er 1783 in Leipzig erscheinen ließ.¹⁾ Auf dem Titel prangt ihr Dichtername: „Elisens geistliche Gedichte.“ Hiller vermittelte damals auch einen Briefwechsel zwischen der Recke und Weiske.

Wieder nach zwei Jahren hatte Elisa Gelegenheit, Hillers Besuch in Leipzig zu erwidern. Im Oktober 1784 weilte sie im Anschluß an eine Karlsbader Kur mehrere Tage in Leipzig und war da viel mit Hiller zusammen. Interessant ist, was damals ihre Reisebegleiterin Sophie Becker in ihr Reisetagebuch eintrug: „Hillers Verdienst um die Musik der Deutschen wird wohl von halb Europa anerkannt, nur in Leipzig nicht mit gehörigem Feuer erwidert.“²⁾ Welch tiefen Eindruck aber Elisa bei Hiller und dessen Freunden in Leipzig hinterließ, zeigt ein Brief, den dieser ihr nach Wülferode bei Ellrich im Harz in ihr Winterquartier nachsandte: „Alle sind von meiner Elisa so voll, so begeistert, daß wir gewiß, wenn wir katholisch wären, ein halbes Duzend Heilige aus der Citanei hinauswürfen und dafür einmütig miteinander sängen: Sancta Elisa, humani generis decus, ora pro nobis!“³⁾

Im nächsten Monat, im November 1784, kam eine noch viel vornehmere kurländische Reisegeellschaft in Leipzig an: Herzog Peter mit seiner Gemahlin Dorothea und einem kleinen auserlesenen Gefolge auf der Durchreise nach Italien. Die Herrschaften wohnten im Hotel de Bavière (in der jetzigen Petersstraße, Ecke des Preußergäßchens). Auch diesmal wurde natürlich Hiller herangezogen. Das Herzogs= paar hörte, wie wir im Tagebuch des Hof= und Reismarschalls Heinrich von Offenbergs lesen, ein „herrliches Konzert“ unter Hillers Direktion und zog diesen abends zur Tafel.⁴⁾ Damals wahrscheinlich wurde verabredet, daß

1) Rachel 1, 299; 2, 41

2) Vor hundert Jahren (Kollektion Spemann) S. 61

3) Rachel 2, 169. (Heilige Elisa, Zierde des Menschengeschlechts, bitte für uns!)

4) Vgl. Neues Archiv für Sächsisches Geschichte und Altertums= kunde 37, 309 ff.

Hiller von März 1785 bis März 1786 als herzoglich-kurländischer Kapellmeister mit einem Jahresgehalt von 600 Reichstalern nach Mitau gehen sollte.¹⁾ Vielleicht rechnete der Herzog damit, eher aus dem Ausland in sein Gottesländchen zurückzukehren, als es schließlich geschehen ist, und wollte er bei seiner Rückkehr Kapelle und Oper zu höchster Blüte entfaltet vorfinden. Aber Rom, Neapel, Florenz hielten das Herzogspaar länger fest, als wohl ursprünglich geplant war, und auf die italienische Reise folgte dann noch ein längerer Aufenthalt in Friedrichsfelde bei Berlin und eine Badereise nach Pyrmont. Hiller scheint gleich nach seiner Ankunft in Mitau, die wohl Ende April 1785 erfolgte, von diesen veränderten Reisedispositionen Serenissimi erfahren zu haben und kehrte deshalb nach kurzer Zeit nach Leipzig zurück.²⁾ Am 30. August traf das Herzogspaar, vom Süden her kommend, hier wieder ein, und nahm „bei Herrn Johann Heinrich Zimmermann im Großen Joachimstal“ (jetzt Hainstraße 4) Quartier. Abends regalierte Herr Hiller, wie Offenberg berichtet, die hohen Reisenden mit einer Musik, die er zu des Herzogs glücklicher Ankunft komponiert hatte, und die seine beiden Töchter Margarete und Wilhelmine sangen. Der Text zu dieser Serenade war von dem mit Hiller befreundeten Immanuel Breitkopf³⁾ höchst geschmackvoll gedruckt worden. Ein Exemplar dieses bisher unbekanntem Drucks fand sich in der Mitauschen Museumsbibliothek: *Il vero omaggio. Per il felicissimo ritorno del viaggio delle A. A. L. L. S. S. il Duca di Curlandia e la Duchessa di Curlandia, posto in musica ed umilissimamente arrecato da Giovanni Adamo*

1) Vgl. Sitzungsberichte S. 7 und Eitner S. 164

2) Am 9. Mai 1785 ist Hiller schon wieder in Leipzig (Vorhundert Jahren, S. 137). Am 12. trug er sich in Elisas Fächeralbum (jetzt im Mitauschen Museum) ein.

3) Vgl. Oskar von Hase, Breitkopf & Härtel, 4. Aufl. 1. Bd., Leipzig 1917, S. 92 f.

Hiller, maestro di capella in actual servizio di S. A. il Duca di Culandia. Stampato in Lipsia, con caratteri di Breitkopf. 1785.“

1786 ist dann Hiller einmal auf Einladung Herzog Peters in Berlin gewesen und hat da Händels Messias aufgeführt.¹⁾ 1787 schickte er sich an, ein drittes Mal nach Mitau zu reisen, war aber noch mehr geneigt, auf der schlesischen Besitzung des Herzogs in Sagan eine Schule, d. h. doch wohl eine Musikscheule, einzurichten, „die das Muster für andere Städte in Schlesien wäre“. —

Von Hillerschen Opern sind in jenen Jahren in Mitau gegeben worden: 1775 „Lotte und Gürgerl“ und im Anfang der 80er Jahre „Die Liebe auf dem Lande“, „Die Jagd“, „Esuart und Dariolette“ und „Der Erntekranz“.

Ein Brief von der Milder-Hauptmann

Von 1815 bis 1829 gehörte die Bühnensängerin Pauline Anna Milder-Hauptmann,²⁾ vorher am Wiener Hofoperntheater, dem Berliner Hoftheater an. Sie glänzte besonders in den Gluckschen Opern als Alceste, Armide, Iphigenie. Der Berliner Philologe und Buchhändler Gustav Parthey schreibt von ihr in seinen Jugenderinnerungen³⁾: „Ihre Stimme vereinigte Weichheit, Reinheit und Stärke in einem noch nie dagewesenen Grade. Dazu besaß sie eine volle kaiserliche Figur von schönstem

1) Eitner, S. 143

2) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 21, 742 f.

3) Ausgabe von Ernst Friedel 2, Berlin 1907, S. 84 f.

Ebenmaße und eine natürliche Großartigkeit der Bewegungen, wie man sie nur bei den antiken Statuen findet.“ Ranke urteilte über sie: „Auf alles Edle, Große, Erhabene durch Gestalt und Haltung wie auf das eigenste Besitztum hingewiesen, hat sie eine Stimme, die durch bloßes Anschlagen eines Tones die Gemüter beherrscht, die tiefste Wehmut erwecken und zur innigsten Teilnahme hinreißen kann.“ Der alte Zelter äußerte in seiner burschikosen Art: „Dem Weibsbild kommt der Ton armsdick zur Kehle heraus.“ Und Goethe, der sie im August 1823 in Marienbad „im engen Kreise kleine Lieder, die sie groß zu machen verstand“, singen gehört und Zelter versprochen hatte, ihr durch diesen „das erste Blättchen, das ihrer nicht ganz unwert ist“,¹⁾ zu senden, schrieb ihr am 12. Juni 1826 in Weimar in ein Exemplar seiner „Iphigenie“:

Dies unschuldvolle fromme Spiel,
 Das edlen Beifall sich errungen,
 Erreichte doch ein höhres Ziel:
 Von Glück betont, von dir gesungen.²⁾

Die Mitausche Museumsbibliothek verwahrt von ihr einen Brief an einen kurländischen Philologen, Ferdinand von Freymann, der damals am Mitauschen Gymnasium tätig war.³⁾ Freymann hatte in den Jahren 1820 und 1821 in Berlin studiert und war offenbar im Haus des Hofrats Friedrich Parthey (des Vaters des oben erwähnten Gustav P.) mit ihr bekannt geworden. Der Brief ist besonders interessant wegen der Nachrichten über den Tod und das Begräbnis der Charlotte Stieglitz, geb. Willhöft,⁴⁾

1) Goethes Werke 4. Abt. (Briefe) 37, 175. 182 und 189

2) Goethes Werke 4, 272

3) Vgl. die Dorpater Wochenschrift „Das Inland“ 1836, Sp. 735; Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau, Mitau 1875, S. 32 f.; Schüler des Dorpat'schen Gymnasiums von 1804—1879, Dorpat 1879, Nr. 87; Album Academicum der kaiserlich russischen Universität Dorpat, Dorpat 1890, Nr. 600; Altpreussische Monatschrift 54, 209 ff.

4) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 36, 179 ff.

die sich am 29. Dezember 1834 durch einen Dolchstich ins Herz tötete, um ihrem Gatten, dem Dichter Heinrich Wilhelm August Stieglitz,¹⁾ ein Erlebnis zu bereiten, das ihn im tiefsten Innern bewegen, seine Phantasie mächtig erregen und ihn zu einer dichterischen Großtat antreiben sollte. Ihr Opfertod war vergeblich. Stieglitz war ein bloßes Formtalent; seine Kunst bestand darin, daß er wenige Gedanken in glatten Versen immer neu variierte; er war ein charakterloser, wechselnden Stimmungen unterworfenen Schwächling; ab und zu versuchte er, sich in leidenschaftliche Gefühle hineinzusteigern, aber nie macht er den Eindruck wirklicher innerer Ergriffenheit. Nach jener Katastrophe, die die Zeitgenossen gewaltig erschütterte, ermattete er nur noch mehr. Die Dichtungen, die danach von ihm erschienen sind, waren bedeutend schwächer als die „Bilder des Orients“, die er 1831 bis 1833, und die „Stimmen der Zeit“, die er 1833 herausgegeben hatte.

Am 1. Januar 1835 wurde Charlotte Stieglitz mit allen kirchlichen Ehren begraben. Der Lieblingsschüler Schleiermachers, der dritte Diakonus an der Nikolaiirche, Ludwig Jonas,²⁾ hielt die Rede. Daß „ein junger Mann, ein Dichter und Freund dieses Hauses“, ihm dabei eine Szene machte, erfahren wir aus unserem Brief. Die Brieffschreiberin nennt dann seinen Namen und bemerkt, daß er und der verwitwete Gatte jetzt eine Ausgabe der „Memoiren der Erdolchten“ vorbereiteten. Danach ist es der Schriftsteller Theodor Mundt,³⁾ später vermählt mit Klara Müller, alias Luise Mühlbach, gewesen, der den Pastor unterbrach. Von ihm erschien 1835: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal.“

Klein, der dem Brief zufolge manches von Stieglitz komponiert hat, ist der Kirchenkomponist Bernhard Klein,

1) Vgl. ebd. S. 177 ff.

2) Vgl. ebd. 14, 497 f.

3) Vgl. ebd. 23, 10 ff.

der auch im Parthey'schen Hause verkehrt und mit Freymann korrespondiert hat.¹⁾

Berlin, den 25. Januar 1835

Mit wahrem Vergnügen habe ich Ihren freundlichen Brief durch meine Reisenden erhalten, geehrtester Herr von Freimann. Leider habe ich daraus ersehen, daß Sie sehr leident waren, was mich und Mad. Limann unendlich betrübt hat. Wie leidt ist es mir, daß Sie in dem ohnehin sehr stillen einsammen Mittau Ihrer Gesundheit wegen so zurückgezogen leben müssen, hier würden Sie von Ihren Freunden gewiß oft besucht werden, vorzüglich am Abend. Ich glaube es Ihnen, daß es Ihnen in der großen Stadt, samt den Palästen, nicht sehr behagte, dort muß man noch viel, weit mehr Geld besitzen als hier, um angenehm zu leben, und so weiter. —

Ihre Alceste hat mich so neugierig gemacht, daß ich mir den Euripides verschafft habe; Alceste konnt ich noch nicht haben, sondern Iphigenie, ich habe es mit großem Interesse gelesen, und habe nicht begriffen, daß man mir in meiner Jugend diese Iphigenie vorenthalten hat. Es liegt so einfach und großartig da, daß man den größten Nutzen ziehen kann, als Darstellerin, und besonders in den Glücklichen Opern. Dieses Buch soll für mich ein doppeltes Interesse haben, weil Uhden es mir gab, welches ich als Andenken behalten werde. Morgen ist leider sein Begräbnis. Uhden starb am 22. d. M. am Nervenschlag, nachdem er einige Tage zuvor einen starken Husten hatte. Ich weiß nicht, ob Sie den Dr. Stieglitz kannten. Klein hat manches von ihm componirt. Kurz, es ist mit ihm nicht ganz richtig. Seine junge hübsche Frau schickt ihn eines Abends in das Moeserischequartett, während er dort verweilt, macht sie Toilette, schreibt einen Brief an ihren Mann, worin sie ihn ermant, daß er sich fassen soll, er bedürfe einen großen Schmerz, um seine Gesundheit wieder-

¹⁾ Vgl. den folgenden Aufsatz

herzustellen, und so weiter. Sie ersticht sich mit einem Dolch. Wer aber keinen großen Schmerz hatte, war er, auch nicht sehr erschüttert, im Gegentheil ganz niedlich. — Ein junger Mann, ein Dichter und Freund dieses Hauses, hat dem Prediger einen großen Scandal auf dem Kirchhof bei der Rede, welche der Prediger gehalten, gemacht. Als der Prediger nehmlich sagt, er hoffe, Gott wird ihr den Selbstmordt verzeihen, stellt Mundt den Prediger zur Rede, wie er bezweifeln könne, daß Gott eine solche große That nicht wohlgefällig aufnehmen würde. Jetzt sitzen sie beide fleißig, um die Memoiren der Erdolchten zu bearbeiten!!!

Madame Limann grüßt Sie bestens und läßt Ihnen sagen, daß die Oratorien in der Singacademie nicht mehr anzuhören wären. Nun schließe ich, mein Brief wird Ihnen nicht sehr interessant sein, doch Sie haben es gewünscht, Ihnen Nachricht zu geben. Leben Sie recht wohl! Die Familie Parthey, für die Sie noch interesse haben, befindet sich wohl, sie wissen nicht, daß ich schreibe. Eine Nachricht von Ihnen wird mich stets freuen. Bei Gelegenheit bitte ich alle Morawecks schönstens von mir zu grüßen. Gedenken Sie freundlichst

Ihrer ergebensten Freundin
Anna Milder

Briefe von dem Kirchenkomponisten Bernhard Klein

Im Jahr 1902 erschien die Inauguraldissertation von Carl Koch „Bernhard Klein (1793—1832). Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Musikgeschichte, im besonderen Berlins“. Auf Grund einer Darstellung seines Lebens und einer Würdigung seiner Werke wird hier die Bedeutung und Stellung Kleins in der Musikgeschichte angegeben. Außer der gedruckten Literatur sind von Koch zwei neue wertvolle handschriftliche Quellen benutzt worden, der briefliche Nachlaß Kleins — über 500 Briefe an ihn und einige wenige von ihm — und die den Zeitraum Mai 1816 bis Mai 1829 umfassenden Tagebücher seiner Gattin Eili, geb. Parthey. Für die Charakteristik der Persönlichkeit des Komponisten wird man immer wieder gern auf die Lebenserinnerungen seiner Schüler Kellstab, Truhn und Nauenburg und seines Schwagers Gustav Parthey zurückgreifen.

Eine kleine Ergänzung des über Klein bisher Bekanntgewordenen bieten drei im Sommer und Herbst 1820 von ihm aus Berlin geschriebene Briefe, die ich in der Mitauschen Museumsbibliothek fand. Sie sind gerichtet an einen aus Livland stammenden gleichaltrigen Philologen Ferdinand Otto Ludwig von Freymann, der, nachdem er das Gymnasium zu Dorpat besucht und dort Theologie und Philologie studiert hatte, seit Michaelis 1818 seine Studien in Berlin, seit Ostern 1820 in Leipzig fortsetzte; Klein hatte ihn in Berlin — und zwar höchstwahrscheinlich im Haus des Hofrats Parthey — kennen gelernt und blieb mit ihm in Briefwechsel, nachdem er nach Leipzig

übergesiedelt war. Freymann wurde 1821 Lehrer am Gymnasium zu Marienwerder, 1822 am Altstädtischen Gymnasium in Königsberg, wirkte später in seiner baltischen Heimat, in Riga und Mitau, und starb 1836.¹⁾

Klein gibt sich in diesen Briefen ganz natürlich und ungeniert. Leider hat er die üble Gewohnheit, die Eigennamen nur anzudeuten. Es ist mir nicht in allen Fällen gelungen festzustellen, wer gemeint ist. ¶ ¶

Lieber alter Freund!

Du hast Ursache, mit mir zu zürnen, indessen wenn man nach Zusammenrechnung mehrerer Monate Summa Summarum e i n e n Tag herausbekömmt, man steht auf, giebt Stunden, speißt bey l' Evêque, giebt Stunden und componiert, so gestern wie heute, so morgen wie übermorgen — und daß ich Dein Freund bin, weißt Du, — also, was schreiben? — auf der andern Seite aber weiß ich, daß schon die Schriftzüge eines Freundes erfreulich sind, ich habe daher gesündigt. —

Der Sommer ist hundsgemein, der verdammte Regen verhindert alle Ausflüge, und wenn man sich einmal im P. Garten sehen läßt, so steht der verdammte öde Heimweg wie ein Gespenst mit langen Beinen da, und in solchen Heimfahrten habe ich dann besonders Muße genug, Deine Abwesenheit zu betrauern; trotz Regen, trotz einem droschkenlosen Nachhauf Wege geh ich doch zuweilen hinaus, und es sind fast die einzigen Menschen, welche ich mit einem angenehmen Eindruck auf mich verlasse, mit jedem Tage wird mir das andere Paß zuwiderer, ob das nun an meinem Dickwerden oder am Paß selbst liegt, indessen dort vergesse ich, daß ich bin, wo ich bin. Der Kreis der Museu im Garten ist endlich zur Grazien Zahl heran-

¹⁾ Vgl. über ihn die in Anm. 5 des vorhergehenden Aufsatzes zusammengestellte Literatur

gewachsen, E.,¹⁾ dann die Schwester von Eifette,²⁾ endlich Agid.³⁾ Schwester. E. wird mit jedem Tage hübscher, voller und interessanter, ich weiß nicht, was daraus werden soll, wenn nicht bald der Bräutigam ankommen sollte. Die Schwester Eifettens ist um ein gut Theil schöner als ihre Vorgängerin, schlank, ohne lange Nase, angenehm. Agid. Schwester scheint sehr arbeitsam zu sein, ich habe sie nie ohne Strickstrumpf oder sonstige Damen Werke gesehen . . .

Daß die Milder⁴⁾ mit Rosen reich umstreut wurde (in der Partie der Eloise), weißt Du, daß sie Abends darauf von Blume⁵⁾ in der falschen Prima Donna . . . zum sprechen copiert worden, weißt Du aber vielleicht noch nicht. Das ist die Welt!

Aus Gustavs⁶⁾ Briefen geht hervor, daß eine bedeutende Prügeley in Heidelberg gewesen,⁷⁾ wo er, nachdem er sich seine Mütze mit Strümpfen verpolstert (wie er selbst schreibt) mit agiert, der Ausgang und die Folgen sind noch unbekannt. So weit für heute, bald mehr.

Dein getreuer Bern. Klein

am 1ten Juli 1820

Berlin, am 2ten Sept. 1820

Lieber alter Freund! So eben haben Kastträger mich nebst der musik. Bibliothek aus der Wilhelmstr. in der

1) Lili Parthey? Klein verlobte sich mit ihr am 17. Okt. 1823. Am 24. Juli 1824 fand die Hochzeit statt.

2) Eifette Appelius, die Tochter der verwitweten Accisenrätin A. in Wriegen a. O., die oft monatelang im Parthey'schen Hause war und 1834 Dr. Haseloff heiratete. P e s c h e l - W i l d e n o w, Theodor Körner und die Seinen, 2. Bd., Leipzig 1898, S. 243 f.

3) Der Mediziner August Agidi, später Arzt in Sagan. Gustav Parthey's Jugenderinnerungen 1, 189 ff. 2, 407

4) Frau Anna Milder-Hauptmann. Vgl. den vorhergehenden Aufsatz.

5) Der Bassist vgl. Parthey 2, 89 f.?

6) Gustav Parthey's

7) Vgl. über diesen Studentenezzeß Parthey 2, 384 ff.

Behrenstr. 67 zum Hof Tapezier August verpackt und ab-
 geladen, wo ich nun seit einer Viertelstunde wohne, mit
 dem Angedenken und diesem Brief an Dich will ich meine
 neue Wohnung einweihen, und so denke ich, wird das
 mir Heil und Glück bringen, indem wenn es kein gutes,
 doch ein freundliches Werk ist. Seit Deinem letzten Brief
 haben meine Universitätsferien angefangen, worüber ich
 dann nicht geklagt habe, indem ich diesen Sommer nebst
 dem Gesangunterricht auch noch Vorlesungen über General-
 baß gehalten, die mir mehr Zeit und Zusammennehmen
 gekostet, als ich anfänglich glaubte, sodann war die Gene-
 ralbaß Geschichte Abends von 6—7, dadurch wurden viele
 Abende verkümmert.¹⁾ — Dann habe ich, wie Du viel-
 leicht gehört, meine Dido²⁾ vollendet, sie sauber im Super-
 lativ abschreiben, gülden einbinden lassen, und sie in diesem
 schmucken Röcklein Sr. Majestät dem Könige Friedrich
 Wilhelm III. dedicirt zu fügen gelegt und erwarte darüber
 eine hohe Antwort; wenn sie einläuft, mehr davon. —
 ferner habe ich eine neue Oper³⁾ begonnen, wovon der
 erste und halbe zweite Akt vollendet ist, der Stoff ist, wie
 ich glaube, aus dem trojanischen Kriege, Telephus, Achill,
 eine geraubte Braut, die entlassene Briseis sind die vor-

1) Klein wurde „im Laufe des Jahres 1820 Universitäts-
 gefanglehrer, nachdem er seit Januar 1820 aus freien Stücken mit
 den Studierenden regelmäßig Übungen abgehalten hatte“. In dem-
 selben Jahre wurde mit Unterstützung der Regierung ein Institut
 gegründet (als „Kirchenmusikschule“ Michaelis 1822 fest fundiert),
 auf dem Musiklehrer und Organisten aus der Provinz sich weiter
 ausbilden sollten. Klein wurde als Lehrer für Kirchengesang,
 Generalbaß und Kontrapunkt angestellt. Koch, S. 30 f.

2) Zu dieser Oper hatte 1819 Kellstab auf Anregung und
 unter Anleitung Kleins den Text geschrieben. Die Musik wurde in
 der Hauptsache auch noch in diesem Jahre fertig. Am 9. April
 1821 wurde die Oper im Parthey'schen Hause zum ersten Male zu
 Gehör gebracht. Die erste öffentliche Aufführung fand am 15. Okt.
 1823 im Opernhause statt. Koch, S. 38 f.

3) Diese Oper „Telephus und Irene“ ist unvollendet geblieben.
 Koch, S. 46

nehmsten Personen in dem von Kellstab bearbeitenden opus, indem eine Heirath am Ende erfolgt und die Leiden, Trennungen nur so wie ein vol au vent, nemlich umhüllt in Ballett und Freuden . . . [Papier abgerissen] erscheinen, so wird es mit der Aufführung des zweiten Kindleins eher gelingen, als mit dem tragischen Erstgebohrnen. — So viel von meinem eigentlichen Leben; die Ode des Berliner Sommers, besonders wenn der Teufel alle Bekannte und Freunde nach dem Rhein entführt, kennst Du; also davon nichts. — Ab. K. n ist zurückgekehrt und hat sein Doctor Diplom schwarz auf weiß mitgebracht, Gustav und Paul¹⁾ haben sich dazu [dieses Wort ist durch einen Strich mit einem an den Rand gezeichneten Eselskopf verbunden] creiren lassen, sieh, so eilt alles dem Tempel des Ruhms entgegen und ich will in Zukunft puren Wein trinken, wenn ich nicht über Jahr und Tag ein magisterlein artium geworden. Was den schwarzen Damon betrifft, weiß ich nichts gewisses zu sagen, aber die Welt vermuthet, und ich glaube, daß bald die Hochzeit Glocken ertönen, so viel weiß ich, er hat sein Haus neu bewerfen und weiß anstreichen lassen, ließen sich daraus Schlüße ziehn? —

Schreibe mir bald, was Du diesen Winter vorzunehmen gedenkst. Ich Locke, Morgen Abend ist Iphigenie, worin die Milder nach ihrer Bäderreise wieder auftreten wird. — So viel für heute. — Lebe wohl, laß bald von Dir hören, und glaube mir, wenn ich auch länger auf Antwort warten lasse, als gebüherlich ist, ich Dich doch immer lieb habe.

Dein Bern. Klein

Noch einmal: Behrenstr. 67 bey Hofstapezier August

Adr.: Herrn Studios. v. Freymann

Leipzig

1) Gustav Parthey und dessen Schul- und Universitätsfreund Friedrich Paul, der dann am grauen Kloster angestellt wurde. Parthey 1, 186 ff.; 2, 402; Altpreussische Monatschrift, 54, 216 ff.

Berlin, den 26ten Sept. 1820

Lieber alter Freund! Indem nun alle Durchreisende durchgereist sind, so magst Du wieder Muße haben, einen Brief von Freundes Hand zu lesen. Ich will daher Deine Augen in Anspruch nehmen. Daß, seitdem ich Dir neulich geschrieben, sich nichts erhebliches zugetragen, kannst Du Dir wohl vorstellen, denn in einer Zeit, wo mit jedem Zeitungsblatt neue südliche Revolutionen ankommen, freut und duckt sich jeder Philister so tief in die Federn, daß selten noch ein Jammerlaut über den Geist der Zeit oder ein gelindes Gejubel über die friedliche Umgebung (ruhig sieht er die Schiffe abwärts gleiten und freut sich Friedens- und Friedenszeiten) ausbricht, auch haben sich alle Dedicationen in der Wirkung völlig passiv verhalten, sodaß ich glaube, wenn wir den Lohn nicht in uns selbst finden, wird selbiger sich nicht von außen einstellen, es ist freilich schlimm, daß es so ist, Geld, worauf ich gehofft, ist immer zu brauchen, indessen Fiedler lebt ja noch, und mit sanfter Freundlichkeit läßt er noch immer für 6 Ggr. auftafeln, also zum verhungern sind noch keine Ausichten.

Etwas neues habe ich doch erlebt: unser Dr. Sundelin¹⁾ hat mich in seine Schwiegerälterliche Familie eingeführt; — seitdem Hart . . .²⁾ ihn bey der Mdm. S. eingeführt, sind wir uns näher gekommen, wir haben schmollert, das will in unsren alten Tagen v i e l sagen, wir besuchen mdm. S. regelmäßig jeden Freitag, wo ich denn wie ehemals die Musickpartie übernommen, und so wünschte er, sollte ich in seiner Familie auch einmal

1) Der spätere Medizinalrat Sundelin. Vgl. Parthey 2, 83 ff.

2) Jedenfalls identisch mit dem Hartmann, der in den Reisebriefen eines jungen Kiölanders, Woldemar v. Ditmars, an seine Eltern (Baltische Monatschrift 1896, Beilage, S. 339 und ö.), ferner in einem Briefe von Tiedge und Elisa von der Recke an Freymann aus Dresden vom 4. Okt. 1832 (Original in der Müntauschen Museumsbibliothek) vorkommt.

meinen Erbkönig¹⁾ etc. vorsingen, Du kennst mich, Du weißt, wie ungern ich das einzige, das heiligste, was mir die Natur verliehen, öffentlich zur Schau trage, deswegen traf es sich lange, daß ich an den Tagen, wo er mich aufforderte, Abhaltungen hatte, endlich bin ich mit ihm gegangen, und es hat mir leid getan, daß ich diese ehrwürdige (und was noch mehr ist) liebenswürdige Familie²⁾ jetzt erst kennen gelernt habe; ob Du sie kennst, weiß ich nicht, ich muß Dir sie zu meinem eigenen Vergnügen beschreiben: ein alter Großvater (welcher von einer Pension in Ruhe lebt), ein jovialer, freundlicher alter Mann, wie ein alter ehrwürdiger Rathsherr aus einer freyen Reichsstadt, so ganz das dargestellte Bild eines glücklichen Alters, ein schöner Herbstabend, man sieht, wie er in seinen blühenden Enkeln verjüngt auflebt. — Ferner ein Vater, weniger interessant, ein Bürger, dem die liebende Sorge und das Mühen für seine Kinder sorgenbringend aus den Augen sieht — die Mutter ist vor kurzen gestorben — Sund . . . Braut als die älteste Tochter scheint dem Hauswesen vorzustehen, lieblich einfach, so ganz in dem Bräutigam lebend, — die zweite Tochter Auguste höchst interessant und sehr schön — die dritte blühend, frisch, so gehts bis zu dem kleinsten durch (wie ich glaube) neun oder zehn herab. Du wirst über meine poetische Beschreibung lächeln, aber ich versichere Dir, so lang ich in Berlin bin, hab ich in diesem Hause (wo ich übrigens nur zweimal gewesen bin) mich zum erstenmal wohl befunden; eine solche Bürgerfamilie ist mir von jeher das

1) Das erste Werk Kleins, das im Druck erschien (1815 bei R. Simrock in Bonn)

2) Da die zweite Tochter (s. u.) Auguste heißt, könnte die schwiegerelsterliche Familie Sundelins die des Justizrats Sebald gewesen sein. Die älteste Tochter, Sundelins Braut, wäre dann Amalie, Beethovens „entfernte Geliebte“. Die Verlobung mit Sundelin müßte dann allerdings zurückgegangen sein, da sie bald darauf als die Gattin eines Justizrats Krause erscheint. Vgl. Koch, S. 30, 59, Parthey 2, 119. 385

ehrenwerteste auf der Welt gewesen, im Tage Arbeit, Abends Ruhe, solche Leute sind für etwas auf der Welt, ein solcher Hausvater ist ein Künstler im höchsten Sinn des Worts, in schlichter Einfachheit steht er liebend thätig, die Hände rührend, schaffend, für das Glück der Seinen lebend, da; ich will hiermit nicht behauptet haben, daß ich von diesem einzigen Besuch jedes Individuum gemustert hätte, bey näher Bekanntschaft und kritischer Untersuchung würde sich vielleicht alles anders finden, denn je älter ich werde, je weniger glaube ich mir in der Beurtheilung anderer, indessen der sichere Beweis jeder braven Familie ist eine schlichte Unbefangenheit der Kinder, denn sie sind die treuen Spiegel der Eltern, bey dummen Eltern werden besonders die Mädchen zu früh selbständig, naserümpfend und raisonnierend, wie wir das an einer unserer Freundinnen erfahren, — im umgekehrten Falle tritt ein zurückgekehrtes finsternes Wesen ein — aber von allem dem ist hier nichts zu sehen.

Sund . . . hatte längst vor, Mdm. Si . . . dort einzuführen, um das auf eine leichte Weise zu bewerkstelligen, haben Sund . . . und ich gestern eine Parthie nach Friedrichsfelde veranstaltet, wovon (!) sowohl Sund . . . Familie als auch Mdm. Si . . . Antheil nahmen, der schönste Tag und Abend waren der Fahrt günstig, sie war sehr schön, ich hätte Dich dort gewünscht, nun sind für diesen Winter Wochentage verabredet worden, welche neben den Freitagen (woran auch jetzt die Braut etc. Antheil nehmen) eingeführt werden sollen; ich sehe deswegen mit Freuden den Winter nahe, denn er wird doch zwey Abende alle Woche bey sich führen, wo man ohne Zug und Trug Mensch seyn kann; daß dieser Zirkel nicht erweitert wird, dafür werde ich sorgen, denn nicht eine positive Untüchtigkeit der Menschen, sondern die allzugroße Verschiedenartigkeit machen alle Gesellschaften langweilig, nur einen Platz für Dich werde ich offen halten. — So weit davon, es war schon zu viel. Ich habe am vorigen Sonntag Pa . . .

gesehen, wenn einer eine Reise thut, so weiß er zu erzählen — durch wirst wissen (!). Gust . . . geht nach Paris,¹⁾ und Paul²⁾ wird Moritzens³⁾ Gouverneur oder — werden, Auguste war dort, sie war heiter, alles lief gut ab, etc. etc.

Ich habe nun eine liebe Sorge mehr, mein Bruder ist hier, er studiert Musik, und ich hoffe, es wird was daraus werden. —

John hat vorgestern Hochzeit gemacht, und ist gleich darauf sampt Gesponst nach Weimar gereist. Vergiß nicht, mir Deine specielle Adresse zu kommen zu lassen, das gute Wort geben an Ritt . . .⁴⁾ ist mir unbequem.

Leb wohl und laß bald von Dir hören! Dein getreuer
Bern. Klein

S. P. Daß Hart . . . vor zwey Monath nach Riga gereist, weder an die Si . . . noch sonst an jemand geschrieben, daß er ferner vor einigen Wochen noch in Lübeck (seine Sachen erwartend) gesehen worden, und daß er allem Anschein nach (oder gewiß) nicht mehr zurückkommen wird, welches freilich der Si . . . (die über alle diese Vorfälle in tiefe Betrübniß gerathen) muß verschleiert werden, wirst Du wissen.

Adr.: Herrn v. Freymann
bey Hr. Prediger Bauer
in Leipzig

1) Gustav Parthey kam am 9. Nov. 1820 in Paris an. Vgl. seine Jugenderinnerungen 2, 412

2) Vgl. Anm. 12

3) Gustav Partheys jüngerer, am 12. Mai 1807 geborner Bruder Moritz Panfratius

4) Ritter, Disponent der Nicolaischen Buchhandlung, der ältere Bruder des Geographen Karl Ritter

Lettische Druck = Werke auf deutschen Bibliotheken

(Geschrieben im Juni 1918)

In seinem bekannten Aufruf zur Wiederaufrichtung der deutschen Universität Dorpat ist Adolf von Harnack dafür eingetreten, daß die deutsche Wissenschaft sich noch mehr als bisher mit der lettischen und estnischen Sprache und Literatur und mit dem lettischen und estnischen Volkstum beschäftigen sollte. Natürlich hat er dabei in erster Linie die deutschen Gelehrten in Dorpat selbst und im Baltensland überhaupt im Auge gehabt. Wenn aber erst die drei Ostseeprovinzen in ein engeres Verhältnis zum Deutschen Reich gekommen sein werden, dann wird auch die reichsdeutsche Wissenschaft diesem Appell Folge leisten. Da ist es nun bemerkenswert, daß schon in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von deutschen Universitätsbibliotheken lettische und estnische Druckwerke mit Dank in Empfang genommen und gesammelt worden sind. Die Vermittlerrolle zwischen baltischer und reichsdeutscher Wissenschaft und Kultur spielte, wie in so vielen anderen Fällen, auch hier wieder Johann Friedrich von der Recke in Mitau, der Gründer des Kurländischen Provinzialmuseums. Aus seinem in der Museumsbibliothek befindlichen Briefwechsel mit Göttinger Gelehrten, besonders dem Universitätsbibliothekar Jeremias David Reuß, ergibt sich, daß er 1820, 1833, 1837 und 1839 umfangliche lettische Büchersendungen an die dortige Bibliothek hat abgehen lassen. Recke hat sich auch bemüht, estnische Drucke für diese Bibliothek zu beschaffen. Er wandte sich zu diesem Zweck an einen ausgezeichneten Kenner der estnischen Sprache und Literatur,

den Prediger Johann Heinrich Rosenplänter in Pernau. Die ältesten estnischen Drucke, nach denen Recke gefragt hatte, konnte er freilich auch nicht beschaffen. Er schrieb am 29. August 1832: „Von den allerältesten estnischen Sachen befinden sich gewiß noch Exemplare in der einen oder der anderen Bibliothek zu Rom; allein es ist mir bis jetzt noch nicht geglückt, jemanden zu finden, der deshalb nachgeforscht hätte. Denn da Jesuiten die Skribenten waren, so läßt es sich denken, daß sie wenigstens ein Exemplar von ihrer Arbeit nach Rom gesandt haben . . .“ (Rosenplänter denkt an die estnischen Druckschriften der Jesuiten J. A. Weltherus und W. Buccius, über die er in den Beiträgen zur Kenntnis der estnischen Sprache Heft 13, Pernau 1821, S. 105 gehandelt hat; vgl. auch Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat 1891, S. 61 ff.) —

Doch auch noch eine andere deutsche Universitätsbibliothek, die Bonner, hat Recke mit lettischen Druckschriften bereichert. Eine persönliche Bekanntschaft war die Veranlassung. Recke war zu dem Göttinger Universitätsjubiläum im September 1837 erschienen, wobei der jugendfrische Greis als ältester der damals anwesenden Schüler der Georgia Augusta und als Abgeordneter der weithin berühmten „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst“ allgemeine Aufmerksamkeit erregte und auch von König Ernst August von Hannover besonders ausgezeichnet wurde. Bei dem Festmahl am ersten Tage saß er neben dem Oberbibliothekar Friedrich Gottlieb Welcker aus Bonn, dem großen Philologen und Altertumsforscher. Dieser nahm Recke das Versprechen ab, seiner Bibliothek eine Kollektion lettischer Druckwerke zu senden. Es waren hauptsächlich Transportschwierigkeiten, die Recke in der Folge hinderten, sein Versprechen zu erfüllen. Welcker ließ ihn aber nicht los. Die Bonner Universitätsbibliothek besaß damals bereits eine reiche Sammlung von Druckwerken zur Sprachgeschichte aus dem Nachlaß des Königsberger Theologieprofessors Johann Severin Vater. Welcker war bemüht,

sie zu vervollständigen. Und so schrieb er Recke am 14. Dezember 1840 einen Brief, dessen Anfang ich wiedergebe:

„Ew. Hochwohlgeboren erinnern sich, daß der Unterzeichnete bei dem Jubiläum in Göttingen sich darüber freute, einen so jugendlichen Anhänger Göttingischer Studien in Ihren Jahren kennen zu lernen und einmal insbesondere Ihr Tischnachbar zu sein, wo Sie für den Tag die Uniformen dem einfachen Professorskleid nachzustellen beliebten. Sie eröffneten mir damals einige Aussicht, daß Sie unsere Universitätsbibliothek mit Schriftproben lettischer Sprache versehen würden, die außer im Lande selbst schwer zu haben seien. Unsere Bibliothek ist schon jetzt im linguistischen Fach durch Ankauf der Waterschen Sammlung und fortgesetzte Aufmerksamkeit ziemlich reich. Umso größer ist für sie das Interesse, irgend eine Lücke auszufüllen. Erlauben Sie mir daher, dieses Interesse in Bezug auf das Lettische Ihnen an das Herz zu legen, wobei ich versichere, daß Ihre gütige Bemühung von vielen Seiten sehr dankbar anerkannt werden wird . . .“

Reckes Antwortbrief hat sich im Konzept erhalten:

„Sie haben mir durch Ihren lieben Brief ein köstliches Neujahrs Geschenk gemacht. Denn was könnte mir erfreulicher sein, als die Überzeugung, noch in dem Andenken eines Mannes fortzuleben, auf dessen erlangte Gewogenheit ich stolz bin? Das königliche Mittagsmahl, dem ich vor bald vier Jahren an Ihrer Seite beiwohnen zu können so glücklich war, tritt mir wieder mit allen seinen bunten Farben so lebhaft vor die Seele; ich höre die wohlgemeinten, aber für Göttingen leider schlecht in Erfüllung gegangenen Toaste (wenige Wochen darauf folgte ja die Entlassung der Göttinger Sieben!) und lasse mir den Champagner in Gedanken noch einmal schmecken. Aber auch meiner damaligen Zusage habe ich oft gedacht, und die einzige Ursache, warum ich noch nicht Wort gehalten, ist teils die Schwierigkeit, den Transport mit Sicherheit zu bewirken, teils der Umstand, daß ich erst eine einiger-

maßen bedeutende Sammlung von Letticis zusammenschaffen wollte, was besonders für ältere Sachen schwer fällt, da viele derselben selbst hier schon zu den Seltenheiten gehören. Um Sie indessen nicht so lange warten zu lassen, oder gar als Ihr Schuldner hinabzugehen, quo pius Aeneas etc., werde ich, was ich bereits gesammelt habe und noch aufreiben kann, durch die erste Schiffgelegenheit im nächsten Frühlinge an ein Handlungshaus in Lübeck absenden, damit es Ihnen von dort auf dem kürzesten Wege zugeschickt wird. Meine Freude, Ihnen damit einen Gefallen und Ihrer Bibliothek einen Dienst erwiesen zu haben, wird mir dann zu großer Belohnung gereichen . . .“

Welcker erwiderte mit einem Brief, den Recke am 27. Januar 1841 empfangen hat. Wenn er aber darin die Hoffnung aussprach, die lettischen Drucke selbst noch vor Antritt einer beabsichtigten großen wissenschaftlichen Reise nach Italien und Griechenland zu Gesicht zu bekommen, so hatte er sich getäuscht: am 23. September reiste der 57jährige Gelehrte von Bonn ab, zunächst über Trier und Metz nach Paris, dann über Lyon, Marseille, Genua, Bologna nach Florenz und Rom, endlich nach Athen; wenige Tage darauf traf die Sendung aus Mitau ein. Unterm 29. September hat Welckers Vertreter den Empfang bestätigt.

Eduard von Gebhardt's Altarbild in Kokenhusen

Von den fünf Altarbildern, die wir von Eduard von Gebhardt kennen, einer Kreuzigung von 1866 im Dom zu Reval, einer Kreuzigung von 1884 in der Kirche zu Joachimstal bei Narva, einer Verklärung von 1897 in Kokenhusen, einem segnenden Christus von 1878 in Lankwitz bei Berlin und einem Petrus auf dem Meer von 1881 in Ziegenhals in Schlesien, befinden sich die ersten drei in des Künstlers baltischem Heimatland. Das Altarbild von Kokenhusen an der Düna hat er gemalt im Auftrag der Frau Elisabeth von Löwenstern, der Gattin des Patrons, die damit der Kirche ein Andenken an ihr früh verstorbenes Töchterchen darbringen wollte. Eine Reproduktion ist enthalten im 2. Jahrgang der „Bildenden Kunst in den Ostseeprovinzen“, herausgegeben vom Architektenverein in Riga 1908, und im 67. Bande der „Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland“, Januar und Februar 1914.

Als eine Photographie von dem Entwurf des Bildes eine erste Kunde brachte, gab es zunächst eine kleine Enttäuschung. Man war von Raphaels Transfiguration her gewöhnt, Christus bei der Verklärung zwischen Moses und Elias zu erblicken, und nun stand er rechts auf der Bergmatte und die beiden Vertreter des alten Testaments links auf einer sich darüber lagernden Wolke. Aber mit Recht machte der Ortsgeistliche, Pastor G. Hillner, der die Verhandlungen mit Gebhardt führte, alsbald darauf aufmerksam,¹⁾

¹⁾ Dünazeitung 1897 Nr. 83. Etwas gekürzt ist der Aufsatz in dem oben erwähnten Heft der „Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland“ neu gedruckt worden.

daß der Künstler sich einfach an den biblischen Text gehalten hat: „Und siehe, zwei Männer redeten mit ihm“, heißt es Luf. 9, 30. Wenn aber zwei mit einem reden, dann stellen sie sich vor ihn hin, und es tritt nicht der eine auf die, der andere auf jene Seite. — Zum andern befremdete die Erregung, die sich in Jesu Antlitz und vorgebeugter Haltung und in der leidenschaftlichen Geste, wie er beide Hände mit gespreizten Fingern auf die Brust legt, widerspiegelt. Aber wieder gibt uns der biblische Text, von dem Gebhardt sich hat inspirieren lassen, den Aufschluß: „Die redeten von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen, zu Jerusalem“ — heißt es v. 31. Der Jesus auf dem Gebhardtschen Bilde scheint zu sagen: Das soll ich auf mich beziehen? So soll das Ende meiner irdischen Laufbahn sein? So soll ich „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ für meine Brüder werden? (der Spruch Joh. 14, 6 steht lettisch — ursprünglich verfehentlich estnisch — unter dem Gemälde). — Eigentümlich endlich berührte die Haltung von Moses und Elias. Moses hält mit der Rechten die auf dem rechten Knie ruhenden Gesetzestafeln — der rechte Fuß steht auf einem durch die Wolke hindurchragenden großen Stein — weist mit dem Zeigefinger der Linken auf eine Stelle auf der oberen Tafel hin und blickt überrascht zu Jesus auf, Jeremias hält mit beiden Händen ein aufgeschlagenes Buch und blickt gleichfalls davon auf und zu Jesus hin. Hier hat der Künstler selbst in einem Brief an Pastor Hillner die authentische Interpretation gegeben: „Christus ist dargestellt, wie er sich dem Alten Testament als dessen Erfüller offenbart. Moses liest erst jetzt sein Gesetz mit offenen Augen, etwa so, daß er in den Worten: „Du sollst nicht töten“, den Sinn sieht: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Beim Elias denke ich mir, daß er jetzt den von Angesicht sieht, um den er geeifert hat.“ —

In der Friedenskirche zu Düsseldorf hat Gebhardt die Verklärung noch einmal dargestellt, diesmal, wie bei

Raphael, in Verbindung mit der von den Jüngern versuchten Heilung des Mondsüchtigen. Dieses Bild ist bald nach dem Kopenhufener, das aus einer Studie dazu hervorgegangen ist, gemalt worden; es ist das erste, das von dem Bilderkreis der Düsseldorfer Kirche fertig geworden ist; es ist noch vor der am 31. Oktober 1899 stattgefundenen Einweihung der Kirche entstanden.¹⁾ Die Verklärung auf dem Gipfel des Berges ist ganz ähnlich dargestellt, auch hier steht Christus in weisgleuchtendem Gewand vor Moses und Elias. Er hat aber nicht wie dort die Hände auf die Brust gelegt, sondern beide Arme ekstatisch erhoben. Auch ist das Erstaunen bei Moses und Elias viel erregter. Wir machen beim Vergleich der beiden Bilder dieselbe Beobachtung wie bei anderen Wiederholungen des Meisters: er kann sich nie genug tun in Steigerung des Gefühlsausdrucks und des Effekts.

Niederdeutsche Lutherdrucke in Reval

Den Grundstock zur Estländischen Öffentlichen Bibliothek, die sich jetzt im Besitze der Estländischen Literarischen Gesellschaft befindet und im Estländischen Provinzialmuseum auf dem Domberg in Reval, in einem kleinen Raum eng zusammengedrängt, aufbewahrt wird, bildet eine „alte Revalsche Bibliothek“, von der wir nicht wissen, seit wann

¹⁾ Vgl. Rudolf Burckhardt, Meister Eduard von Gebhardts Bilder in der Friedenskirche zu Düsseldorf. Sonderabdruck aus dem Juniheft 1907 des Christlichen Kunstblattes für Kirche, Schule und Haus. Stuttgart 1907, S. 14

sie bestanden hat und wo sie untergebracht war, von der wir nur wissen, daß aus ihr 1552 mehrere Bücher, fast alle theologischen Inhalts, in die Olaiikirche gebracht worden sind. Wahrscheinlich stammte ein Teil dieser Bücher aus dem Dominikanerkloster in der Rusßstraße. Bei seiner Aufhebung im Jahr 1525 wurden einige Bücher der Klosterbibliothek beschlagnahmt, andere verschleppt, andere gingen verloren. Was erhalten blieb, mag in jene „alte Revalsche Bibliothek“ und von da eben in die Olaiikirche gelangt sein. Eine Bereicherung erfuhr die Olaiibibliothek 1564 durch einige alte Drucke aus dem 1558 von den Russen zerstörten Franziskanerkloster in Wesenberg. In das eigentliche Wachstumsstadium aber trat sie erst Mitte des 17. Jahrhunderts, indem sie 1660 den Rest der Nikolaikirchenbibliothek erhielt und indem ihr etwa seit derselben Zeit reichlich Schenkungen von Privatpersonen, so besonders von den Erben des 1657 an der Pest gestorbenen Pastors an der Nikolaikirche, Nikolaus Specht, zufielen. Als 1820 die Olaiikirche abbrannte, entging die Bibliothek der Vernichtung durch das Feuer, weil sie gerade aus dem gewöhnlichen Raum, der erneuert werden sollte, in ein feuersicheres Gewölbe gebracht worden war. 1825 wurde die Estländische Öffentliche Bibliothek gegründet, in die die Olaiikirchenbibliothek 1831, endgültig 1841 überging.

Die jetzt in der Estländischen Öffentlichen Bibliothek vorhandenen Wiegendrucke sind in den Beiträgen zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, herausgegeben von der Estländischen Literarischen Gesellschaft, 7. Band, Heft 1 und 2, Seite 68—75, verzeichnet. Als aus jener „alten Revalschen Bibliothek“ stammend, werden dort angeführt: die zweite vorlutherische niederdeutsche Bibel, Lübeck 1494, die Vulgata mit der Postille des Hugo von St. Cher, Basel 1498 bis 1502, die Revelationes der heiligen Birgitta, Lübeck 1492, Meffret, Sermones, Basel c. 1486, Rudimentum novitiorum, Lübeck 1475, Thomas von

Aquino, Scripta ad Hanibaldum episcopum super quatuor libros sententiarum, Basel 1492. Nachdem fesseln unsere Aufmerksamkeit die Drucke aus der Reformationszeit. Sie sind nicht besonders zahlreich, aber zum Teil äußerst wertvoll. In der kurzen Zeit, die mir für die Musterung der Bibliothek übrigblieb, konnte ich mich nur mit den Luther-Drucken etwas eingehender beschäftigen. Dabei ergab sich, daß die Revaler Bibliothek mehrere niederdeutsche Lutherdrucke enthält, die bisher unbekannt oder doch nur bibliographisch nachweisbar waren und bei den umfassenden und gründlichen Umfragen, die die große Weimarer Luther-Ausgabe auf deutschen und auswärtigen Bibliotheken veranstaltet hat, nicht zutage gekommen sind.

Ich gebe im folgenden unter Voranstellung der Katalognummer und Hinzufügung der Erwähnung in der Weimarer Ausgabe (W. A.) ein kurzes Verzeichnis, in das ich auch die bereits bekannten niederdeutschen Lutherdrucke aufgenommen habe, da sie ungemein selten sind.

I 5337: „Von den guten Werken“, Halberstadt 1521 (wahrscheinlich Ludwig Trutebul). — W. A. 6, 199 G. — „An den christlichen Adel deutscher Nation“, Wittenberg o. J. — W. A. 6, 400. — „Von dem Papsttum zu Rom wider Alvelde“, Wittenberg o. J. — W. A. 6, 282 E. — „Das Passional Christi und Antichristi“, Wittenberg 1526. — W. A. 9, 694 G. („uns nicht zu Gesicht gekommen“).

I 776: Spalatins Übersetzung der lateinischen Rede Luthers in Worms am 18. April 1521 samt einem Bericht über die Reichstagsverhandlungen mit ihm, o. O. u. J. — W. A. 7, 862, nur nach Panzer.

I 6: „Betbüchlein“, Hamburg 1523. — W. A. 10, II, 357 (bisher nur ein Exemplar in Wien bekannt).

I 18: „Betbüchlein“, 2. Bearbeitung, Wittenberg Melchior Lotther d. J., 1523, 27. April. — fehlt W. A.

I 780: „Der neue deutsche Psalter mit den Summarien“, Wittenberg, 1533. In die Bibliographie der Luther-Bibel in der W. A. sind die niederdeutschen Drucke leider nicht aufgenommen worden. —

„Großer Katechismus“, Wittenberg, Georg Rhaw, 1533. — W. A. 30, I, 506 n. — Traktat des Justus Menius, Superintendent in Eisenach, Oeconomia Christiana, mit Luthers Vorrede, Magdeburg, Hans Walther, 1532. — fehlt W. A. 30, II, 54. — „Was dem gemeinen Volke nach der Predigt vorzulesen“ (Katechismusstücke), Rostock, Ludwig Dieß 1526, 4. November. — fehlt W. A. 19, 52.

Die verhältnismäßig zahlreichen Lübecker Infunabeln und die vorstehenden niederdeutschen Lutherdrucke weisen natürlich auf die innige Verbindung hin, die zwischen Reval und Lübeck bestand.

Ein Lutherdenkmal in Estland

Kopfschüttelnd wird mancher diese Überschrift lesen. Sollte die russische Regierung irgendwo ein Denkmal dieses Kezers und deutschen Mannes zugelassen haben? Auf einem öffentlichen Platz steht dieses Lutherdenkmal auch nicht, sondern auf einem Privatgrundstück, dem Menschengewühl entrückt, aber doch für den Wanderer auf der Landstraße und auch für den auf der Eisenbahn Vorüberfahrenden deutlich erkennbar. Wir müssen freilich im Geist

eine weite Reise machen, bis wir es erreichen : fast bis dahin, wo die Nordküste Estlands von den Wogen des Finnischen Meerbusens bespült wird. Zwischen Reval und Baltischport liegt der Flecken Kegel, vor dem Krieg nur etwas über 400 Einwohner zählend, aber wichtig als Eisenbahnknotenpunkt : dort zweigt von der Linie Reval—Baltischport die Nebenbahn nach Hapsal ab. Eine kleine Halbstunde von der Station und 10 Minuten von der alten, noch aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammenden Michaelskirche von Kegel entfernt steht unser Lutherdenkmal. Es wurde eingeweiht am 21. Oktober 1862, an welchem Tage man damals dort das Reformationsfest feierte. Gestiftet hat es Georg Mayendorff, kaiserlich russischer General der Kavallerie und Generaladjutant, lange Jahre aber auch Präsesident des Generalkonsistoriums in St. Petersburg, der höchsten geistlichen Behörde der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands. Abbildungen findet man in der „Baltischen Jugendschrift“ und in der „Illustrierten Beilage der „Rigaischen Rundschau“ von 1901. Es hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Wormser Lutherdenkmal. Luther trägt den langen, faltenreichen Talar, auf dem Haupt das niedrige, weiche Barett, in der Linken hält er das aufgeschlagene Bibelbuch, der Blick ist darauf gesenkt und die Rechte zum Himmel erhoben, als rief er der Reformator Gott zum Zeugen an für die Schriftgemäßheit und Wahrheit seiner Lehre. Der Sockel ist wie die Statue aus Erz gegossen. An den Seitenflächen stehen unter gotischen Spitzbogenverzierungen Inschriften in estnischer Sprache. Auf der Westseite, direkt unter dem Standbild — Luther hat die Front westwärts, Deutschland zu — liest man : „Luthers, des Reformators, Standbild, dem lieben Estenvolk dargebracht von Baron Georg Mayendorff.“ Auf der Süd- und Ostseite stehen die Bibelsprüche : „Wachset, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark ! Alle Eure Dinge lasset in der Liebe geschehen.“ Und : „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, Gottes Gabe ist

es." Endlich auf der Nordseite sind die Anfangsworte des Lutherliedes eingegraben.

Das Denkmal ist aber auch kunstgeschichtlich bedeutsam. Es ist modelliert von dem bedeutendsten Bildhauer, den Rußland damals aufzuweisen hatte: von Peter Jakob Clodt von Jürgensburg (geb. 1805 in St. Petersburg, gest. 1867 auf dem Gut Chalala in Finnland). Er ist besonders berühmt als Pferdedarsteller. Pferdemodelle, die auf Entwürfe von ihm zurückgehen, findet man wohl in allen Kunstakademien. U. a. stammen von ihm auch die Rossgebändiger vor dem Berliner Schloß, die Zar Nikolaus I. im Jahr 1842 dem König Friedrich Wilhelm IV. geschenkt hat. Eine Wiederholung der Gruppen führte der Künstler 1843 für die Anitschkowbrücke in Petersburg aus; eine zweite Wiederholung machte der Zar 1846 dem König von Neapel zum Geschenk; dort sind sie auf der Piazza del Re aufgestellt.

Außer diesem Lutherdenkmal ist mir aus den Ostseeprovinzen nur noch eine öffentlich sichtbare Lutherstatue an der Straßenseite des 1864 errichteten Neubaus der Kanutengilde in Reval bekannt geworden (Nottbeck-Neumann, Geschichte der Kunstdenkmäler der Stadt Reval 2. Bd., Reval 1904, S. 212).

Die Bibel in der Johanniskirche zu Narwa

Auf dem Altar der Johanniskirche in Narwa liegt eine Bibel, die mit der Narwaschen Stadtgeschichte im engen Zusammenhang steht. Größe und Gewicht passen zu ihrer geschichtlichen Bedeutung. Es ist eine sogen. Kurfürstenbibel, Nürnberg 1686 erschienen, mit vielen Kupfern geziert. Der neue schwarze Ledereinband trägt Eckbeschläge, Winkelschilder und Schließen von massivem Silber in altertümlicher reichster Ausführung. Eine Denkschrift auf dem Vorsatzpapier hebt damit an, daß die Bibel im Dezember 1694 von der im Alter von noch nicht 22 Jahren verstorbenen Jungfrau Hedwig Trebel der deutschen evangelischen Gemeinde in Narwa hinterlassen worden ist.

Damals gehörte Narwa zu dem weitausgedehnten Reich König Karls XI. von Schweden und war eine mächtige Handelsstadt. Kaufleute, Agenten, Schiffer aus den verschiedensten Gegenden trafen sich hier. Pastor Kelch berichtet in seiner 1695 vollendeten Ewländischen Chronik, daß man damals in keiner anderen Stadt im ganzen Königreich Schweden so vielerlei Sprachen habe reden hören, „und zwar so sind in dieser Stadt die Schwedische, Deutsche, Finnische, Estnische, Polnische, Russische und Englische Sprache so gangbar, daß ein Liebhaber gemugsam Gelegenheit hat, welche ihm aus diesen gefällt, zu lernen.“ Wenige Jahre später wurde die Börse erbaut, und anstatt der schwimmenden Brücke wuchs die erste stehende, auf gewaltigen Steinpfählern ruhende, aus der strudelnden Narowa herauf. Der Umfang der Stadt war in kurzer Zeit auf das Doppelte angewachsen, da die Erweiterung der Festungs-

anlagen abgeschlossen und innerhalb des neu hinzugekommenen Bezirks die Neustadt entstanden war. Die deutsche evangelische Gemeinde besaß damals zwei große schöne steinerne Kirchen mit stattlichen Türmen: die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtete Schwedische Domkirche und die deutsche Kirche Johannis von Jerusalem, die spätestens im 15. Jahrhundert erbaut worden ist, ursprünglich natürlich römisch-katholisch war, etwa beim Einzug der Reformation sich dem evangelisch-lutherischen Gottesdienst öffnete. In diese letztere Kirche ward unsere Bibel gestiftet. Ihr üppiger Silberbeslag bezeugt den damaligen Reichtum der Bürgerschaft.

Am Nachmittag des 9. August 1704 wurde Narwa von Peter dem Großen erstürmt, und am 17. früh ergab sich auch die jenseits des Flusses liegende kolossale Festung Iwangorod. Die Einwohner sahen sich in jämmerlicher Lage und fast völlig verarmt. Ein besonders harter Schlag für die deutsche evangelische Gemeinde war es, daß der Zar trotz seines Versprechens freier Religionsübung ihr biede Gotteshäuser wegnahm. Die Schwedische Domkirche wurde sogleich in eine orthodoxe Kirche umgeweiht, die deutsche Kirche aber geschlossen. Von jetzt tritt unsere Bibel wieder in das Licht der Geschichte. Wie wir im Ratsprotokoll und danach in einem Manuskript des Bürgermeisters Gerhard Hinrich Urps (1. Hälfte des 18. Jahrhunderts) lesen, wurde die Bibel am 13. September auf das Rathhaus geschafft, und nun mußten die Einwohner Mann für Mann vortreten und, die Hand auf das heilige Buch gelegt, dem Zaren den Huldigungseid leisten.

Eine furchtbare Heimsuchung erging über die deutschen evangelischen Einwohner Narwas im März 1708. Fast alle — etwa 1700 — wurden da von Peter in entfernte russische Gouvernements, meist nach Wologda, verbannt. Sie gerieten im Eil in die äußerste Not und Bedrängnis. Die wenigen Zurückgebliebenen — etwa 200 — wurden von der Pest, die Juni 1710 bis Januar 1711 wütete,

dezimiert. An seinem Namenstag, dem Peter=Paulstage (29. Juni) 1708, war Peter wieder in Narwa. Mit was für Gefühlen mögen die Zurückgebliebenen die ihm zu Ehren abgefeuerten Geschüßsalven gehört und das Feuerwerk, das auf Flößen inmitten des Flusses abgebrannt wurde, mit angesehen haben! — An diesem Tag wurde nun auch die seit 1704 unbenutzt dastehende deutsche Kirche geschlossen und sodann zum orthodoxen Gotteshaus umgeweiht. Seitdem ist sie die russische Kathedrale Narwas. Zugleich wurde die Schwedische Domkirche, in der bisher der russische Gottesdienst abgehalten worden war, zugeschlossen. Deutscher evangelischer Gottesdienst konnte in der Folge nur auf dem Rathaus, später im Börsensaal stattfinden. Der Raum genügte für die kleine Gemeinde. Als 1714 den Verbannten die Erlaubnis zur Rückkehr erteilt wurde, entschlossen sich nur gegen 400 der Ärmsten dazu. Wußten sie doch, in welchem Zustand sie die Vaterstadt wiedersehen würden: die allermeisten Häuser zerstört, Handel und Wandel gänzlich darniederliegend. — Wieder spiegelt die Lebensgeschichte unserer Bibel einen Abschnitt Narwascher Stadtgeschichte wieder. Wir lesen in jenem Vorbericht, daß im Dezember 1720 der Ratsverwandte Arps, der uns schon einmal begegnet war, sie „zum nützlichen Gebrauche der christlichen Gemeinde“ habe reparieren lassen. Offenbar war sie, seit 1708 obdachlos, hin- und hergeschoben und vielfach beschädigt worden. Aber frommer und pietätvoller Bürgersinn nahm sie in seinen Schutz und rettete sie durch wirre und gefährliche Zeiten glücklich hindurch.

1721 wurden Narwa und Iwangorod durch den Nystädter Frieden dem russischen Reich „auf ewige Zeiten“ einverleibt. Die mit allerlei Privilegien beglückte Stadt erholt sich ziemlich rasch, der Handel blühte wieder auf. 1733 erhielt nun auch die deutsche evangelische Gemeinde wieder ein richtiges Gotteshaus. Die Kaiserin Anna Iwanowna räumte ihr „zu immerwährendem gottesdienst-

lichen Gebrauche" die Schwedische Domkirche ein, die seitdem die deutsche evangelische Stadtkirche Narwas geblieben ist. Jetzt kam auch unsere Bibel auf dem ihr gebührenden Ehrenplatz auf dem Altar der Johanniskirche zu ihrer Ruhe.

Noch einmal blüht die silberbeschlagene Bibel aus der Vergangenheit auf. 1850 wurde die Kirche außen und innen gründlich renoviert und am 29. Oktober, dem 19. Sonntage nach Trinitatis, neu geweiht. Ein ehrfamer Narwascher Bürger hatte es sich nicht nehmen lassen, die Bibel sorgfältig neu einzubinden, und trug sie nun im Festzug auf seinen Armen — es wird dem alten Herrn nicht leicht geworden sein — in das Kircheninnere. Er erzählt in jenem oben schon zweimal zitierten Vorbericht: „Nachdem Gott der Herr, mein Erbarmer und Heiland, mir nach einer lebensgefährlichen Krankheit in meinem 60. Lebensjahre Genesung geschenkt, sich meiner in Gnaden erbarmt und mir noch Zeit zur Buße in dieser Welt verliehen, mir auch meine Gattin und meine Kinder aus unverdienter Barmherzigkeit erhalten hat, verlangte mein Herz, Ihm, meinem teureren Heilande Jesu Christo, ein geringes und schlechtes Zeichen meiner herzlichsten Dankbarkeit zu geben. Es war mir daher vergönnt, der ich als Bürger in Narwa 32 Jahre gelebt und mein Geschäft betrieben habe, diese heilige Bibel noch einmal von neuem einzubinden. Ich habe sie Blatt für Blatt mit eigener Hand gelöst, gebessert und geheftet und mit einem neuvergoldeten Schnitt, neuem Lederüberzug, sowie mit einer Rückenvergoldung geziert, gebunden. Die Silbereinfassung ward mit ihren 1000 Stiften von mir abgenommen, vom Silberarbeiter im Feuer gereinigt und poliert und wurde dann von meiner Hand wieder aufgeheftet. Gott hat mir's gelingen lassen und mir diese Gnade verliehen, das mir teure Werk Ihm zu Preis und Ehre, der Gemeinde zur Erbauung und der Kirche zur Zierde noch auf meine alten Tage selbst vollbringen zu können. Ihm sei Dank, Preis, Ehre und Anbetung! Amen.“

Wir dürfen die Lebensgeschichte dieser Bibel als ein Zeugnis für die Unvergänglichkeit von „Gottes Wort und Luthers Lehr“ auffassen. Zugleich aber auch als einen vollgültigen Beweis für die Unvergänglichkeit deutschen Wesens selbst im äußersten Nordosten der Ostseeprovinzen — deutschen Wesens: schlichter evangelischer Frömmigkeit, unwandelbarer Treue gegen das Erbe der Väter und opferwilligen Gemeinnes.

Inhalt

	Seite
Ein altes Würfelmüchlein	7
Paul Fleming in Reval	12
Ein Stimmungsbild aus Kurland von 1783	16
Tetſch und Schwander	23
Familiäres aus Altkurland	29
Kants Berufung nach Mitau	36
Ein Livländer und preußiſcher Feldwebel als Verehrer Gellerts .	41
Ein Livländer bei Klopſtock in Hamburg	48
Eine Patin Leſſings in Riga und Mitau	53
Drei Wielandbriefe	56
Schiller und das Baltenland	69
Schillersche Gedichte und Dramen in eſtniſcher Beleuchtung . .	74
Erinnerungen an Goethe und Friedrich den Großen im Mitauſchen Museum	78
Gerhard von Kugelgens Goethebilder	86
Ein Siegelringſtein mit Goethes Kopf	91
Ein Goethebildnis auf der Rigaer Stadtbibliothek	98
Ein Dorpater Dr. med. bei Goethe im Jahre 1820	102
Apoſtonius Baron Maltiz	106
Graf Friedrich von Stolberg in Mitau	110
Die Autographenſammlung eines livländiſchen Pafteurs	113
Jean Paul und die Herzogin Dorothea von Kurland	116
Ein Gedicht an Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha-Altenburg .	122
Drei Handzeichnungen aus Leipzig in Mitau	125
Ein Mitauer Bürgermeiſter	130
Ein Rigaer Bürgermeiſter	134
Alexander von Humboldt in Kurland	140
Die ehemalige Koppſche Kunſtſammlung	143
Privatkunſtſammlungen in Mitau	150

	Seite
Ein merkwürdiges Porträt von Darbes	157
Briefe von Darbes	161
Zu den Werken des Eduard von der Launitz	168
Ein baltisch-Dresdner Künstler	174
Die Dorpater Kunstsammlung	179
Schloß Rathshof bei Dorpat	183
Das städtische Museum in Narva	187
Das Peterhäuschen in Narva	190
Alt-Narva	192
Schloß Ruhenthal bei Bauske	197
Seslanken und Erwahlen in Nordkurland	200
Schloß Postenden bei Talsen	203
Schloß Grünhof und seine Bibliothek	208
Schloß und Pastorat Neu-Muz	212
Schloß und Kirche Amboten	217
Der Friedhof von Mesoten	221
Ein kurländischer Freund Beethovens	225
Die Sängerin Mara in Reval	236
Die Beziehungen des Leipziger Musikdirektors Joh. Adam Hiller zu Kurland	244
Ein Brief von der Milder-Hauptmann	249
Briefe von dem Kirchenkomponisten Bernhard Klein	254
Lettische Druckwerke auf deutschen Bibliotheken	263
Eduard von Gebhardts Altarbild in Kopenhafen	267
Niederdeutsche Lutherdrucke in Reval	269
Ein Lutherdenkmal in Estland	272
Die Bibel in der Johanniskirche zu Narva	275

Verlag von Fritz Wörz, Berlin-Riga-Leipzig

Das Gesicht der Etappe

Ein Kulturroman von Victor Jungfer

2. Auflage. 4.—13. Tausend

Das interessanteste Kapitel des Weltkrieges, kein eigentliches Kriegsbuch ist diese echte, wahrheitsgetreue und in jeder Hinsicht zutreffende Darstellung des Wesens der Etappe. Eine wunderbar gelungene Zusammenfassung der vielen Arten von Einzelschicksalen, kunstvoll zusammengefügt und aneinandergereiht, durchzogen vom Werden und Vergehen eines befähigten Mannes, der an den unhaltbaren Zuständen krankte, das ständige Sinken der Moral der ihn umgebenden Menschen sah, aufbegehrte, schwieg, einzugreifen versuchte, resigniert stillstand und die Segel strich vor den Ereignissen, die stärker waren als er. Jeder Kriegsteilnehmer hat das Leben in der Etappe kürzere oder längere Zeit gelebt, aber jetzt wird ihm erst das wahre Gesicht der Etappe gezeigt. Er wird (ganz gleich, ob Offizier oder Soldat) sich selbst und seine Kameraden sehen — wie sie unzufrieden oder zufrieden, heiter oder trübe gestimmt waren, wie sie Leben und Liebe heischend oder abstoßend, treu oder unzuverlässig, reblich oder verbrecherisch das Leben in der Etappe lebten. Eine vornehme Behandlung, auch der schwierigsten und heikelsten Dinge, eine schöne und fesselnde Sprache, das Vermeiden jeder Übertreibung und jeder Behäffigkeit sowie die Fähigkeit, alles so zu sehen, wie es ist, zeichnen den Verfasser dieses Romans aus. Carl Hauptmann sagte: „Das ist ein Kulturdokument. Sie können sehen und gestalten. Ich habe großes Vertrauen für Ihre Zukunft . . .“

Die erste Geschichte der deutschen
Okkupation feindlicher Gebiete

Broschiert 8 Mark — Halbleinenband 11 Mark

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Das neue Deutschland

Eine Bücherreihe für Großdeutschlands Aufbau

Ein deutscher Kulturkampf

Von W. von Maydell

In Steifdeckel 2,50 Mark

„Ein äußerst gehaltvolles Schriftchen, über das man nicht referieren kann, das man lesen muß. Im Mittelpunkt steht der Gedanke, daß der Friede von Litauisch-Brest nicht nur ein Kapitalfehler unserer Regierung, sondern „ein Verbrechen gegen das deutsche Volk“ war. Die Folgen sind allbetannt. Aber so, wie von Maydell sie zusammenstellt und eins aus dem anderen ableitet, ergibt sich ein wahrhaft erschütterndes Bild. Der Verfasser bleibt jedoch nicht dabei stehen, sondern weist auf einen Ausweg aus dem Elend nach Ueberwindung des Bolschewismus, die er erhofft: Zusammenschluß mit dem Ausland-deutschtum, überhaupt „nationale Kulturgemeinschaft“.

Professor Dr. D. Clemen in „Baltische Blätter“

Über die Ursachen unseres Niederganges und die Wege zu neuem Aufstieg

Von Sanitätsrat Dr. Georg Bonne

In Steifdeckel 2 Mark

Schuld am Niedergang sind — kurz gesagt — Entfremdung vom deutschen Wesen, Verkennung der Religion und der Forderungen der Zeit, Sucht nach Augenblicksgewinn, übler Schacher, Völlerei, Überhandnahme des Verbrauchs von Alkohol u. dergl. sowie von Geschlechtskrankheiten usw. Die Versäumnisse in der Kriegerfürsorge und in der Siedlungsfrage müssen wettgemacht werden. Über allem aber steht die Forderung nach Herstellung einer deutschen Brüdergemeinschaft, wo jeder im Nächsten sich selbst achte.

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Wörk, Berlin-Riga-Leipzig

Dr. Paul Michaelis

Rurland und Litauen

4. Auflage. Preis gebunden 6 Mark

Mit 8 Vollbildern in Siebenfarbendruck nach Gemälden und Aquarellen von Baronesse G. Korff, Heinz Becherer, E. W. Muder, Gerb. Paul und A. Paul Weber, sowie 25 Bildseiten mit ganz- und halbseitigen Bildern nach künstlerischen Originalaufnahmen von Meta Lohding, Jan Bulhat u. a.

Schloß Mitau

Zweifarbendruck nach einer neuen Originalzeichnung von
Heinz Becherer

Kartongröße 39/59 cm — Bildgröße 21/39 cm
Preis 1.50 Mark (Porto und Verpackung 60 Pf.)

Neueste (verbesserte) Ausgaben
Baltisches Adreßbuch
Litauisches Adreßbuch

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen kostenlos

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Würk, Berlin-Riga-Leipzig

Elisabeth Goercke Nicht untergehen

Gedichte einer Kurländerin

Geschenkt Ausgabe 4 Mart

„Und eine junge Baltin sei hier rühmend genannt: Elisabeth Goercke, jedem Kurländer bekannt, hat uns in dem Bande „Nicht untergehen“ eine reife Frucht ihrer großen Kunst geschenkt. Hier sind unbeschreiblich schöne Perlen anzutreffen. Ein Talent, ein wirklich künstlerisches Empfinden sprechen aus diesem Buch. Ich wünsche ihm viel mehr Verbreitung.

(„Kelle und Schwert.“ Evang. Kirchenblatt)

Kurze Geschichte Kurlands

Von B. von Wilpert

Preis 60 Pfennig

Daß nach kurzer Zeit sich eine neue (4.) Auflage nötig gemacht hat, ist der beste Beweis dafür, wie lebhaft das Bedürfnis nach einer solchen kurzen, zuverlässigen und leicht faßlichen historischen Übersicht ist. Mit Recht hat der Verfasser besonders die zahlreichen Verbindungsfäden aufgedeckt, die politisch, wirtschaftlich und kulturell zwischen Kurland und Deutschland hin- und herlaufen. Um eine mißverständliche Auffassung des Titels abzuwehren, muß bemerkt werden, daß auch die Hauptmomente der geschichtlichen Entwicklung Kurlands vor 1561 und nach 1795 zur Darstellung kommen.

(Mitausgabe Zeitung)

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Führer durch Riga mit Stadtplan

Text von Dr. Wilhelm Neumann, Direktor des städt. Kunstmuseums — 3. verbesserte Auflage — Preis 80 Pfennig

Da die beiden ersten Auflagen von 9000 Exemplaren dieses praktischen und billigen Büchleins in zwei Monaten verkauft waren, ist eine neue Ausgabe erforderlich geworden, die bedeutend erweitert wurde. Jeder neu in Riga Ankommende und jeder Bürger findet darin außer einer Stadtgeschichte wertvolle Notizen, z. B. Bestimmungen über die Benutzung der Post und der Eisenbahnen, über den Postverkehr, über das Vereinswesen, die Post- und Gebührenordnung — Verzeichnisse der Rigaer Behörden, Straßen, öffentlichen Gebäude, Sehenswürdigkeiten, Rechtsanwälte, Speisehäuser — Eisenbahn-, Dampfer-, Straßenbahn- und Omnibusfahrpläne — Droschken- und Expreßtarif — Theaterpläne — eine vergleichende Maß- und Gewichtstabelle u. a. m.

Neueste Doppellandkarte von Baltenland und Litauen

Maßstab 1 : 1 000 000 — Preis 1 Mark

Diese Landkarte ist in klarem, fünffarbigen Druck ausgeführt, sodas Städte und Dörfer, Berge und Flüsse, Eisenbahnen und Landesgrenzen gut zu sehen und leicht zu finden sind. Auch die neuen Bahnen und Straßen sind darin eingezeichnet. Die Verteilung auf Vorder- und Rückseite eines Blattes erleichtert den Gebrauch besonders für Reisende und Soldaten, die nicht sehr große und unhandliche oder viele einzelne Karten mit sich herumtragen können.

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Wörk, Berlin-Riga-Leipzig

Elf Bilder zur Erinnerung an die Eröffnung der Baltischen Technischen Hochschule in Riga am 14. Oktober 1918

Inhalt: Aus der Geschichte der Baltischen Technischen Hochschule und folgende 11 Bilder nach neuen, zur Eröffnung hergestellten Aufnahmen:

- 1—2. Technische Hochschule,
3. Diele im Conventsquartier der „Rubonia“,
4. Sitzungssaal im Conventsquartier der „Rubonia“,
5. Kneipzimmer „ „ „ „
- 6—7. Festsaal
8. Kneipzimmer im Conventsquartier der „Fraternitas Baltica“,
9. Festsaal
10. Kneipzimmer im Conventsquartier der „Concordia Rigenſis“
11. Festsaal „ „ „ „

Preis 1,25 Mark

Baltische Blätter

Zeitschrift für alle Fragen des öffentlichen Lebens

Organ der Deutsch-baltischen Verbände

Die einzige Zeitschrift, die ausschließlich den baltischen Interessen und der Förderung der deutsch-baltischen Beziehungen dient. — Probehefte auf Verlangen kostenlos

Preis vierteljährlich (13 Hefte) beim
Bezug durch alle Postanstalten 6 Mark

Bei direkter Zusendung vom Verlag gegen Voreinsendung
des Betrages oder Nachnahme fürs Inland 7 Mark,
fürs Ausland 8 Mark

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Würg, Berlin-Riga-Leipzig

Litauische Bücherei

Kulturbilder aus Litauen. Ein Beitrag zur Erkenntnis des litauischen Volkstums. Von Victor Jungfer. Preis 2,70 Mark. (Bd. 1)

Unsere Literatur über die russischen Gebiete ist im Wachsen begriffen. Wenige Schriftsteller haben es aber bisher der Mühe wert gehalten, ihre Aufmerksamkeit auf Litauen zu richten, über das selbst gebildete Kreise in Deutschland so schlecht unterrichtet sind, daß noch immer Kurland und Litauen, Letten und Litauer verwechselt werden.

Daß es sich hier um ein eigenartiges Land handelt, das — dicht an der deutschen Grenze gelegen — auf eine weltgeschichtliche Vergangenheit und eine hochentwickelte alte Kultur zurückblicken kann, das ist wohl den Wenigsten bekannt. In mancherlei fremdsprachlichen und deutschen wissenschaftlichen Werken sind unsere Erkenntnisse über Litauen niedergelegt. Diese zu sichten und mit des Verfassers eigenen Volksstudien zu geschlossenen Bildern zu vereinigen, die gerade heute, wo uns Litauen näher steht, denn je, einen Einblick geben können in seine Kultur, seine sozialen und politischen Verhältnisse, sein geistiges Leben und das Denken und Fühlen des Volkes — das ist der Gedanke dieses Buches.

Möge der Zweck der „Kulturbilder“, die Kenntnis über Litauen der breiten Schicht des lesenden deutschen Publikums zu vermitteln und zu vertiefen, erreicht werden.

In Vorbereitung:

Wilna. Von Dr. Paul Fechter. Mit vielen Abbildungen. (Bd. 2)

Aus dem befreiten Litauen. Erlebnisse und Entdeckungen von Feldgrauen. (Bd. 3)

Alt-Litauen. Land und Leute, Sitten und Gebräuche, dargestellt von Victor Jungfer. (Bd. 4)

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen
